



PRINTED
IN GERMANY

Preis 11,20,-
Ungarn 11,850,-

Spanien € 5,70
Sueden / Dänemark € 5,30
Niederlande 4,50,-
Nobels Verlags 6,175,-

Portugal 6,00,- € 5,70
Schweiz 11,85,-
Slovenien € 6,20
Slovenien € 6,20

Japan Yen 1790,- (inkl. MwSt.)
Malta € 5,-
Norwegen NOK 69,-
ISBN 9004 0037452 0 101,-

Griechenland € 6,20
Griechenland € 5,99
Hongkong HK\$ 85,-
Italien € 5,70

Serbien € 7,-
Slowakei SKK 40,-
Frankreich € 7,30
Frankreich € 5,70

Österreich € 4,90
Schweiz sfr 7,30

Google



DIE WELT IST NICHT GENUG

SPIEGEL-Report
aus den geheimen Labors
des Hightech-Imperiums

Hausmitteilung

1. März 2014

Betr.: Titel, Heiligsprechung, Neandertaler

Google kämpft in Deutschland mit Imageproblemen, das Unternehmen gilt als übermächtig, unersättlich, als Krake im Datenmeer. Gleichzeitig zieht es gerade deutsche Spitzenkräfte in das Hauptquartier der Firma im kalifornischen Mountain View. Der prominenteste unter ihnen ist der aus Solingen stammende Sebastian Thrun, Gründer des Zukunftslabors und Innovationszentrums GoogleX. Wohin will Google? Auf der Suche nach Antworten hat Thomas Schulz, SPIEGEL-Korrespondent in San Francisco, mehr als zwei Dutzend Interviews mit



KORBERT VON DER GROEVEN

Schulz

Managern und Wissenschaftlern des US-Konzerns geführt. Andere Begegnungen waren inoffiziell, darunter auch solche mit deutschen Computerwissenschaftlern, die, enttäuscht von den Möglichkeiten im eigenen Land, lieber im Silicon Valley an der Zukunft arbeiten. „Es ist erstaunlich, wie gerade die nüchternen Deutschen davon träumen, mit Technologie die Welt zu verändern“, sagt Schulz (Seite 58).

Floribeth Mora Díaz schien nicht überrascht, als mit SPIEGEL-Reporter Alexander Smoltczyk ein Besucher mit polnischem Namen vor ihrer Tür stand. Die 50-jährige Hausfrau aus San José, der Hauptstadt Costa Ricas, wird von ganz Polen ferngeliebt, seit der Vatikan ihre überraschende Heilung von einer Gefäß-erweiterung im Hirn als „Wunder“ anerkannt hat. Weil Floribeth Mora zuvor den verstorbenen Johannes Paul II. um Hilfe angerufen hatte, steht nun der Kanonisation des Karol Wojtyla nichts mehr im Wege. Am 27. April wird Papst Franziskus seinen Vorgänger heiligsprechen. Smoltczyk zeichnet die Geschichte dieses Wunders nach: Er sprach mit Ärzten und Würdenträgern, und als ehemaliger Rom-Korrespondent konnte er sich auch im Lateranpalast umsehen, in der Kongregation, wo Selige und Heilige gemacht werden. „Das eigentlich Wundersame ist“, so Smoltczyk, „wie etwas Un-erklärliches mit den Mitteln der Wissenschaft Gott zugeschrieben wird“ (Seite 50).



MERIDITH KOHUT / DER SPIEGEL

Smoltczyk, Mora

Das Gespräch mit dem Genetiker Svante Pääbo, dem es als Erstem gelang, das Erbgut des Neandertalers zu entschlüsseln, drohte zu platzen – wegen einer sterbenden Katze. Pääbo, ein Star seiner Branche, hat mit seiner Arbeit auch den Nachweis erbracht, dass der Neandertaler Sex mit dem modernen Menschen hatte. Kurz vor dem Treffen schickte er den SPIEGEL-Redakteuren Rafaela von Bredow



JOERG GLAESCHER WWW.GLAESCHER.DE

Bredow, Pääbo, Dworschak

und Manfred Dworschak eine E-Mail, in der er sich als besonders modernes männliches Exemplar des Homo sapiens erwies: Die Familienkatze, schrieb Pääbo, müsse eingeschläfert werden, und während sich seine Frau um den Tierarzttermin kümmere, wolle er diesen Tag mit den Kindern verbringen, um ihnen auch „die existentiellen Aspekte des Ganzen zu erklären“. Das Gespräch konnte glücklicherweise ein paar Tage später dennoch stattfinden (Seite 96).

In diesem Heft

Titel

Google erfindet sich neu: von der Suchmaschine zum globalen Hightech-Konzern 58

Deutschland

Panorama: Merkel plant USA-Reise Anfang Mai / Betrug mit Bahn-Tickets / Niedersachsen sträubt sich bei Endlagersuche 12
Affären: Wie die Justiz an der Aufarbeitung des Falls Wulff scheiterte 16
Bundestagsvize Peter Hintze begrüßt den Freispruch für Wulff 18
Soziales: In der Koalition eskaliert der Streit um die Rente mit 63 20
Karrieren: Kanzleramtsminister Peter Altmaier drängt ins Rampenlicht 22
Koalition: SPIEGEL-Gespräch mit CSU-Chef Horst Seehofer über das gestörte Vertrauen zu den Sozialdemokraten 24
Kommentar: Warum die SPD Sebastian Edathy nicht ausschließen sollte 27
EU: Die Briten wollen verhindern, dass der Gewinner der Europawahl zum Kommissionspräsidenten wird 28
Mietrecht: Die im Koalitionsvertrag vereinbarte Mietpreisbremse droht zu scheitern 30
Zeitgeschichte: Wie Kanzler Kohl mit seinem Vorgänger Helmut Schmidt abrechnete 32
Gedenken: Zum 25. Jahrestag der friedlichen Revolution gibt es keine Denkmäler – sondern nur Streit über die Entwürfe 34
Ressentiments: Radikale Islamgegner schüren die Angst vor Muslimen 38
Plagiate: Der boomende Handel mit edlen Weinen lockt auch Kriminelle an 42
Medizin: Gefährden Pfusch und Vertuschung im Klinikum von Riesa das Leben von Patienten? 44
Bildung: Warum Ausbildungsplätze nicht besetzt werden können – und die Unis überfüllt sind 47

Gesellschaft

Szene: Golfspielen im Schnee von New Jersey / „Supergeiler“ Werbeclip von Edeka 48
Ein Video und seine Geschichte – warum ein Maler in Miami eine uralte Vase fallen ließ 49
Heilige: Johannes Paul II. hat Wunder vollbracht 50
Ortstermin: Ein Potsdamer Leseabend mit Thilo Sarrazin 55

Wirtschaft

Trends: Samwer-Brüder finanzieren Fernbus-Portal / Lufthansa will wieder mehr Komfort bieten / Privatvermögen auf neuem Rekordhoch 56
Finanzsysteme: Wie Europas Banken vor dem Stresstest zittern 68
Globalisierung: Asiens Oberschicht steht auf Produkte made in Germany 71
Kommunen: Die Ruhrgebietsstadt Essen wehrt sich erfolgreich gegen den Niedergang 72
RWE muss erstmals einen Milliardenverlust verkünden 74

Ausland

Panorama: Der Politologe Cengiz Aktar über die Korruptionsaffäre des Premiers Erdogan / Ugandas Jagd auf Homosexuelle 76
Italien: Der neue Regierungschef Matteo Renzi und die Bilanz seiner Zeit als Bürgermeister von Florenz 78



Ende einer Affäre

Seite 16

Christian Wulff fühlt sich durch seinen Freispruch in der Meinung bestätigt, Opfer einer Kampagne geworden zu sein. Doch das Urteil zeigt, dass sich Fragen politischen Anstands nicht vor Gericht klären lassen.

In der Rentenfalle

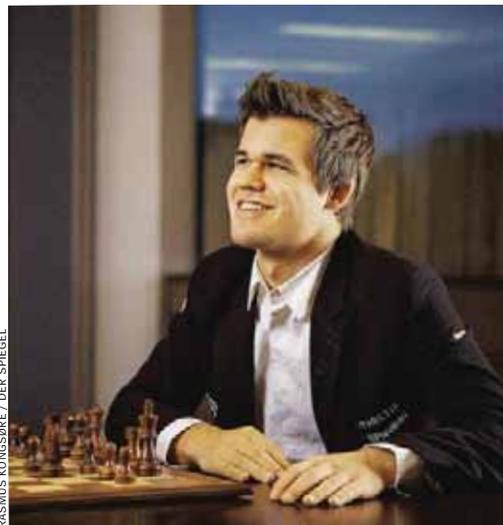
Seite 20

Die Rente mit 63 belastet den Start der neuen Regierung: Was als Ausnahmeregel für wenige Schwerarbeiter gedacht war, könnte Hunderttausende Beschäftigte in die Frührente locken – mit fatalen Folgen für den Arbeitsmarkt.

Banken im Stresstest

Seite 68

Die Europäische Zentralbank hat begonnen, die Bilanzen der europäischen Banken zu testen. In den Geldkonzernen geht die Angst vor Sanktionen und teuren Auflagen um. Noch aber ist unklar, wie streng die neue Aufsicht prüft.



Partie mit dem Schachgenie s. 126

Der neue Schachweltmeister Magnus Carlsen, gerade mal 23 Jahre alt, bewegt sich in einsamen Höhen: Kein Mensch hat das königliche Spiel so durchdacht wie er, seine Elo-Zahl – die Größenordnung, mit der man die Spielstärke bemisst – ist die höchste je erreichte. Carlsen gilt als eigenwillig und verschlossen, SPIEGEL-Autor Erich Follath näherte sich ihm bei einer Schachpartie.



Renzi

Italiens neuer Machiavelli?

Seite 78

Er werde Verbrecher oder Premier, so hieß es über Matteo Renzi, als er noch Bürgermeister war. Jetzt ist er Premier – und das Land streitet, ob er Retter oder Blender ist. Erkundungen in Florenz, wo seine Bilanz umstritten ist.

Stunde null in Kiew

Seite 81

Eine Woche nach dem Umsturz erhalten Oppositionelle ungewohnte Einblicke in das luxuriöse Doppelleben des alten Regimes. Und die neuen Machthaber marschieren im Eiltempo durch die revolutionären Zeiten.

Das Kloster der Versöhnung

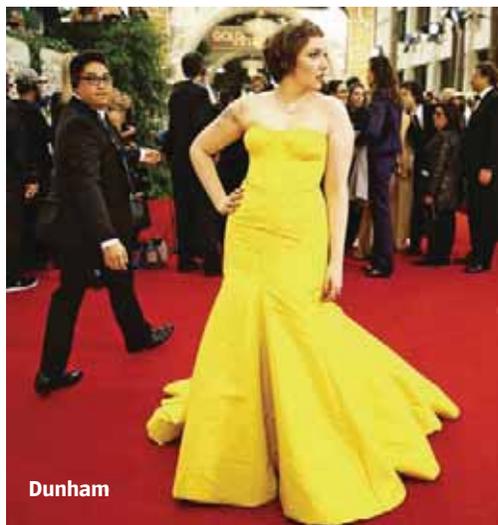
Seite 112

Der Jesuiten-Pater Paolo Dall'Oglio wurde vergangenes Jahr in Syrien von islamischen Terroristen entführt. Der Schriftsteller Navid Kermani beschreibt den Versuch des Paters, Islam und Christentum einander näherzubringen.

Abkehr von der Perfektion

s. 108

Die Anmeldungen für Fitnessstudios haben sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt, und Botox-Injektionen sind alltäglich geworden. Drei Autorinnen machen sich Gedanken darüber, was der Wunsch nach Selbstoptimierung für ihr Leben bedeutet. Die erfolgreichste von ihnen, Lena Dunham, die Erfinderin der Serie „Girls“, hat ihre Schönheitsfehler zum Markenzeichen gemacht.



Dunham

SIMONE DONATI / TERRA PROJECT

CHRISTOPHER POLK / NBC / GETTY IMAGES

Ukraine: Geschredderte Akten, flüchtende Oligarchen und verschwundene Politiker – die erste Woche nach dem Umsturz 81
 Deutschlands Vermittlerrolle 82
Moldau: Wie der Kreml versucht, die Nachbarrepublik der Ukraine von der EU fernzuhalten 84
Kambodscha: Aufstand der Sanftmütigen – Mönche und Näherinnen protestieren gegen ihre Regierung 86
Global Village: Warum sich ein deutscher Vogelkundler für Schwarzafrikaner einsetzte 90

Wissenschaft · Technik

Prisma: Dramatischer Mangel an Krebsmedikamenten / Was bringt ein Wechsel von WhatsApp zu Threema? 94
Anthropologie: SPIEGEL-Gespräch mit dem Paläogenetiker Svante Pääbo über das Erbe der Neandertaler und das Rezept der Menschwerdung 96
Kriminalistik: Mit Radargeräten spüren Geoforensiker verscharrte Mordopfer und Müll auf 102
Psychologie: Wie realistisch zeigen Filme das Charakterbild von Psychopathen? 104
Raumfahrt: Wird der Milliardär Richard Branson jemals zu seinem Spaßflug ins All abheben? 105

Kultur

Szene: Boom des deutschen Kinos / Das Comeback der Pop-Sängerin Neneh Cherry ... 106
Zeitgeist: Wie der Selbstoptimierungswahn die Sehnsucht nach dem Unperfekten weckt 108
Essay: Schriftsteller Navid Kermani über den in Syrien entführten Jesuiten-Pater Paolo Dall'Oglio 112
Migration: Tiger Mom Amy Chua stellt eine Streitschrift über Einwanderer vor 116
Bestseller 119
Filme: Warum über 40 Propaganda-Werke der Nazis immer noch auf einer schwarzen Liste stehen 120
Kinokritik: „Im August in Osage County“ steht unter Oscar-Verdacht 122

Sport

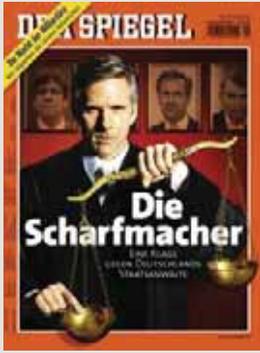
Szene: Das englische Galoppmeeting Royal Ascot bricht ein Tabu – erstmals seit 303 Jahren wirbt dort ein Sponsor / Fifa vergibt ab 2015 keine Lizenz mehr an Spielerberater 125
Schach: Ein Spieler der Superlative – der junge Weltmeister Magnus Carlsen 126

Medien

Trends: ZDF reagiert auf Lanz-Petition / Freier Journalist streitet sich mit SWR 131
Pay-TV: Interview mit Sky-Deutschland-Chef Brian Sullivan über die neue Begeisterung der Deutschen für das Bezahlfernsehen 132

Briefe 8
Impressum, Leserservice 134
Register 135
Personalien 136
Hohlspiegel/Rückspiegel 138

Titelbild: Foto Colin Anderson/Getty images, dieKleinert/Mauritius
Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/briefkasten



SPiegel-Titel 9/2014

„Angesichts des aufrüttelnden Berichts muss es jedem an demokratische Verhältnisse glaubenden Bürger eiskalt den Buckel runterlaufen. Es ist höchste Zeit, dem Erstehen eines Juristenstaats energisch entgegenzutreten.“

WOLF DIETRICH MÜNZ, MAINZ

Da fordert der Strafrechtler Weigend, „dass die Arbeit der Ermittler besser von den Beschuldigten kontrolliert werden kann“. Damit würde man doch den Bock zum Gärtner machen. Wenn noch kritisiert wird, dass viele Ermittlungen heimlich laufen, dann frage ich mich, warum man nicht gleich fordert, die Haftgründe Verdunklungsgefahr und Fluchtgefahr abzuschaffen. Eine Vielzahl der Straftaten lässt sich doch nur aufklären, wenn der Beschuldigte keine Kenntnis davon bekommt, dass gegen ihn ermittelt wird.

WERNER BIRKEN, WIEFELSTEDT (NIEDERS.)

Sie schreiben zu den Umständen der Zollkontrolle von Herrn Gurlitt im September 2010: „9000 Euro Bargeld hatte der Reisende in einem hohlen Buch versteckt.“ Dies ist nicht zutreffend. Richtig ist, dass Herr Gurlitt das Geld in einem weißen Kuvert in der Jackeninnentasche trug. Ein hohles Buch, das ein anderes Bild der Situation zeichnet, hatte er nicht bei sich. Dies ergibt sich auch aus der Ermittlungsakte.

PROF. DR. TIDO PARK, DORTMUND
STRAFVERTEIDIGER VON CORNELIUS GURLITT

Herr Park hat recht. –Red.

Nachdem Presse, Funk und Fernsehen selbst das geringste Trinkgeld herausgezerrt hatten, um dem Präsidenten Bestechung und Korruption nachzuweisen, sah sich die Staatsanwaltschaft damals genötigt, Ermittlungen gegen den Präsidenten einzuleiten. Wenn sie es nicht getan hätte, würden die Medien die Staatsanwaltschaft zerrissen und sicherlich von „alten Seilschaften und Kumpanei“ des Präsidenten gesprochen haben.

PAUL KRÜCKELS, MÖNCHENGLADBACH

Danke für dieses Zeitzeugnis über einen massiven und vertuschten Missstand.

MARTIN DEEG, STUTTGART

Kompromisslos im Urteil, eindeutig in der Diktion, mit Empathie dort, wo sie gegenüber Justitia – hier Staatsanwaltschaft – geboten erscheint. Ein großartiges Plädoyer für Gerechtigkeit.

KARL-HEINZ GROTH, GOOSEFELD (SCHL.-HOLST.)

Erschrocken darüber, über welche Macht Sie verfügen, scheinen Sie, wie manche Ihrer Kollegen auch, nun die Kausalität auf den Kopf zu stellen. Wulff ist gestürzt, weil er in der durch die Medien erzeugten öffentlichen Wahrnehmung nicht mehr präsidial erschien. Strafrechtliche Aspekte spielten dabei so gut wie keine Rolle. Aus lauter schlechtem Gewissen darüber, wegen 700 Euro eine Pressekampagne gegen Wulff betrieben zu haben, wird nun die Staatsanwaltschaft beschimpft, obsessiv zu handeln. Aber ein Justizopfer ist Wulff ganz gewiss nicht.

PROF. WOLF-RÜDIGER HEILMANN, BERLIN

Nr. 9/2014, Die Scharfmacher – Eine Klage gegen Deutschlands Staatsanwälte

Vor die Flinte

Staatsanwälte, die korrekt, umfassend und ohne besondere Ehrfurcht vor der Prominenz agieren, als Scharfmacher zu bezeichnen, nur weil die Medien über diese Prozesse übertrieben berichten, halte ich für nicht angebracht und ungerecht. Sollten diese Verfahren vertuscht oder unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchgeführt werden, damit uns unsere heile Welt erhalten bleibt?

ROLF LEMKE, MÜLHEIM AN DER RUHR

Die Staatsanwälte sind gesetzlich der Objektivität verpflichtet, auch Ihren Autoren hätte aus journalistisch-moralischen Gründen in mehreren Passagen Objektivität gut zu Gesicht gestanden.

JÜRGEN NEUNABER, OLDENBURG (NIEDERS.)

Der Vorwurf staatlicher Willkür ist nicht nur auf Staatsanwälte zu beschränken, sondern sollte auch an die Adresse der Richterschaft gerichtet sein. Die personellen Rochaden, die ein juristischer Staatsdiener in Verwaltung, Staatsanwaltschaft und Gerichten durchleben muss, bis er auf seinem endgültigen Verwendungsort landet, führen zu einer zu großen Rücksichtnahme untereinander. Daher sollten die Organe Staatsanwaltschaft, Gerichte und ministerielle Verwaltung wirklich voneinander getrennt werden, und die Weisungsgebundenheit der Staatsanwaltschaften sollte abgeschafft werden.

DR. THOMAS WALTER, LEIPZIG

Neben der Kontrolle der Gerichte und der Polizei durch die neugeschaffene Institution hätte festgehalten werden sollen, dass in dem neuen System auch die Staatsanwaltschaft der Kontrolle unterliegt. Einmal durch die Gerichte, die über staatsanwaltliche Anträge zu befinden haben, wie auch durch das vorgesetzte Justizministerium. Diese hierarchische Unterordnung der Staatsanwaltschaft ist allerdings beschränkt. Sie gilt nur insoweit,



Staatsanwalt Jörg Fröhlich

als es um die „Durchsetzung des Rechts und nicht des Machtwillens des Staates“ geht (Strafprozesslehrer Eberhard Schmidt). Das bedeutet, die Staatsanwaltschaft ist immer dann weisungsabhängig, wenn es um mehr Rechtsstaatlichkeit, mehr -qualität und -vereinheitlichung geht. Wenn sich beide, Weisungsgeber wie auch Weisungsempfänger, an diese Vorgabe halten, das Justizministerium keine macht- oder gar parteipolitischen Ziele verfolgt, die weisungsabhängige Staatsanwaltschaft nicht übereifrig mit antizipiertem Gehorsam reagiert, kann das derzeitige System mit einer Staatsanwaltschaft auf der Nahtstelle von Judikative und Exekutive durchaus funktionieren.

DR. HANS CHRISTOPH SCHAEFER, SCHRIESHEIM (BAD.-WÜRTT.), GENERALSTAATSANWALT A. D.

Als Strafverteidiger stehe ich zwar auf der Gegenseite, kann aber der Mehrheit der Vertreter der Staatsanwaltschaft ordentliche und faire Arbeit bescheinigen. Wie in allen Berufsgruppen gibt es Kollegen, die das Ansehen des gesamten Standes beschädigen. Mediengeile, rechthaberische Karrieristen ohne Selbstreflexion mit Drang zur Vernichtung von Existenzen, vor allem gern, wenn Prominenz vor die Flinte kommt. Häufig in Kombination mit dem Posten des Pressesprechers der Staatsanwaltschaft, um eigene Siegesmeldungen zu verbreiten. Dieser Typus ist auch im Gerichtssaal nicht in der Lage, annähernd objektiv zu verhandeln, und somit eine Belastung für den Rechtsstaat.

ANDREAS MESCHKAT, LEIPZIG

Nr. 8/2014, Die Deutschen und ihr hysterisches Verhältnis zum Essen

Ernsthafte Beschwerden



Biomarkt in Berlin

Was soll das denn? Da bestellt sich René Pfister eine Kalbsleber und ist stolz auf seine Sorglosigkeit in Sachen Ernährung. Dann wird Karl Lauterbach wegen seines Salzverzichts lächerlich gemacht, zuletzt werden alle Deutschen, die ihren Körper im Fokus haben, zu Lebensmittelneurotikern erklärt. Es gibt viele Gründe, bestimmte Ernährungsformen abzulehnen. Mit „Naturferne“ des Großstadtmenschen hat das wenig zu tun. Pfister, der sich als „schwächlichen Bürogeist“ beschreibt, sollte mal in der konventionellen Tierproduktion arbeiten – vielleicht gewänne er dort an Statur.

DR. RENATE BIENZEISLER, DÜSSELDORF

Hinter der verschrobene Einstellung stehen auch andere Motive. Wegweisend für mich war, als ich an einer brennenden Scheune vorbeikam. Die Kühe wurden ins Freie getrieben und taumelten wie Betrunkene auf der Wiese herum. Es waren die ersten Schritte, welche die unglückseligen Tiere nach einem angebundenen Leben tun durften. Wollen wir all das beantworten? Hat Konsum nicht auch eine moralische Komponente?

DR. THOMAS NEBINGER, WOLFERSTADT (BAYERN)

Auf Gluten verzichtet man nicht aufgrund von Paranoia oder eines Gesundheitswahnes. Die Nichteinhaltung der glutenfreien Diät kann ernsthafte Beschwerden hervorrufen.

DOMINIQUE BANDITT, BERLIN

Nr. 7//2014, Der Historikerstreit über den Holocaust

Endlich kommen Zweifel

Leider bleibt die These Noltes von der möglichen Verschonung Polens durch Hitler im Falle des Eingehens auf sein Ansinnen, ein antisowjetisches deutsch-polnisches Bündnis einzugehen, völlig unwidersprochen. Wo bleibt hier der not-

wendige kritische Hinweis auf Hitlers von Anfang an intendierte Zielsetzung der Eroberung neuen Lebensraums im Osten, die er bereits am 3. Februar 1933 seinen Generälen eröffnet hatte?

JOSEF CROONENBROECK, MÜNSTER (NRW)

Fritz Fischers These einer „Kontinuität der Kriegsziele von 1914 und 1939“ hatte seit 1968 geradezu kanonische Geltung im deutschen Geschichtsunterricht. Endlich kommen Zweifel. Als Kirchenhistoriker hegte ich schon lange welche. Fischers moralisches Pathos wirkte wie die Predigt eines schlechten Theologen. Aber das war er auch: Theologiestudium und Promotion in Berlin, gefördert vom nationalsozialistischen Kirchenhistoriker Erich Seeberg. Auch die NS-Vergangenheit Fischers blieb sehr lange unentdeckt.

PROF. REINHART STAATS, KRONSHAGEN

Fritz Fischer hat es unterlassen, andere Quellen als deutsche zu nutzen. Und damit sind er und seine Schüler in der Bewertung der Kriegsgründe hinter David Lloyd George zurückgefallen. Fischers „deutsche“ These hat die Diskussion hier beherrscht. Zeit für eine Neubewertung.

DETLEF FREHSE, ASCHEBERG (SCHL.-HOLST.)

Die These, dass Hitler im Vergleich zu Stalin nicht grausam gewesen sei, verleitet Kurbjuweit nicht dazu, nach dem Erkenntniswert einer solchen Perspektive zu fragen. Stattdessen inszeniert er sich als Opfer linker Geschichtspolitik, das bei diesen Äußerungen erst einmal angstvoll um sich blicken muss. Der Vergleich zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus ist seit Jahrzehnten kein Tabu mehr. Das Strittige an Noltes Aufsatz war nicht der Vergleich, sondern die Konstruktion eines notwendigen Kausalzusammenhangs zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus, so wie die Ausklammerung des Antisemitismus als Motiv für das Handeln der Nazis.

FRANZISKA DAVIES, MÜNCHEN

Nr. 8/2014, Leserbriefe

Nur bei den Osterfestspielen

Ich stelle klar, dass der Korruptionsskandal bei den Osterfestspielen aufgebrochen ist. Die Zuordnung zur Intendanz Jürgen Flimm erfolgte, weil der technische Direktor in derselben Zeit auch für die Sommerfestspiele gearbeitet hat. Sollte durch meinen Brief der Eindruck erweckt worden sein, Jürgen Flimm sei Intendant auch der Salzburger Osterfestspiele gewesen und deshalb für den dortigen Korruptionsskandal zuständig, so halte ich fest: Den wollte ich nicht erwecken, und er hat mit der Wirklichkeit auch nichts zu tun.

MATTHIAS HARTMANN, WIEN
INTENDANT DES WIENER BURGTHEATERS

Nr. 8/2014, Christoph Blocher über das künftige Verhältnis der Schweiz zu Brüssel

Wunschdenken und Angeberei

Im Falle der Schweiz sollte, ja muss sich die EU bei der Ausgestaltung der Regelungen von Anfang an einschalten. Dies hilft im Übrigen auch der Schweizer Bevölkerung, denn fast die Hälfte hat sich ja gegen Zuwanderungsbeschränkungen ausgesprochen! Die wichtigste Lehre aber, die aus dem Abstimmungsergebnis zu ziehen ist, liegt auf einem ganz anderen Gebiet: Es ist – wieder einmal – eine sehr nachdrückliche Warnung an alle, die mehr direkte Demokratie durch Volksabstimmungen fordern.

WOLFGANG RINNEBACH, HANNOVER

Nie gelang es einer laut drohenden Streitmacht, die direkt-demokratische Schweiz an sich zu binden, zu knechten oder ihr nicht vom Volk gewählte Politiker vor die Nase zu setzen. Die Schweiz zahlte immer verlässlich ihre Rechnungen und hielt sich an Verträge. Blocher vertritt einen Großteil dieser Schweiz, das ist zu respektieren. Ihn als „Rechtspopulisten“ zu bezeichnen, stellt nicht ihn, auch nicht die Schweizer selber, sondern die Haltung einiger Politiker und Medien bloß.

HANNES DEETLEFS, LÜTISBURG (SCHWEIZ)



Schweizer Alphornfestival

Blocher sagt, sein Unternehmen habe einen Ausländeranteil bei den Beschäftigten von etwa 30 Prozent. „Im Übrigen hätten wir diese Leute auch ohne Freizügigkeit bekommen ... (ohne EU-Abmachungen) können wir weltweit die besten Fachkräfte holen.“ Das ist Wunschdenken und Angeberei, denn gut ausgebildete, relativ preiswerte Arbeitskräfte bekommt die Schweizer Wirtschaft gerade aus Europa: Zuwanderer von sehr fern kommen nur zu hohen Gehältern und oft mit schwächerer Qualifikation.

PROF. DR. PAUL J. J. WELFENS, WUPPERTAL
EUR. INSTITUT FÜR INT. WIRTSCHAFTSBEZIEHUNGEN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

AUSSENPOLITIK

Heikle USA-Reise im Mai

Nach derzeitigen Planungen wird Kanzlerin Angela Merkel am 2. Mai zu ihrem vereinbarten Besuch in die USA reisen. Die zuständigen Stellen der Bundesregierung gehen allerdings nicht davon aus, dass es dabei einen Durchbruch im Streit um ein No-Spy-Abkommen zwischen Deutschland und den USA geben wird. Dem Vernehmen nach laufen die Verhandlungen zwischen Kanzleramt und Weißem Haus zwar noch, aber die Chancen für die ursprünglich in Aussicht gestellte Vereinbarung, künftig weitgehend auf Spionage unter den beiden Partnern zu verzichten, werden inzwischen als „ziemlich gering“ eingestuft. Zur Berliner Ernüchterung beigetragen hat die Haltung des französischen Staatspräsidenten François Hollande. Trotz aller Enthüllungen über die Spionage des US-Geheimdienstes NSA in Frankreich hatte Hollande bei seinem Washington-Besuch jüngst erklärt, das Vertrauen zwischen Frank-



THOMAS PETER / REUTERS

Obama, Merkel 2013 in Berlin

reich und den USA sei „wiederhergestellt“. Deshalb sieht man auch in Berlin die deutsche Verhandlungsposition geschwächt. Der Druck auf die US-Regierung und Präsident Barack Obama habe spürbar nachgelassen. Ursprünglich war das deutsche Ziel, mindestens

ein neues „Kooperations-Abkommen“ zwischen Bundesnachrichtendienst und NSA zu erreichen, in dem auch Regeln für den Verzicht auf gegenseitige Spionage und Abhören von Telekommunikationswegen festgeschrieben werden sollten.

DEUTSCHE BAHN

Ticket-Trick greift um sich

Die Deutsche Bahn hat zunehmend Ärger mit Betrügern, die Fahrkarten im Internet verkaufen. Die Täter bieten die Tickets auf Online-Portalen unter dem Normalpreis an. Sie stricken sich dazu Legenden, dass die Fahrkarte aus Firmen-Großkontingenten stammten oder sie selbst einen Rabattgutschein nicht nutzen könnten. Tatsächlich kaufen die Betrüger für Interessenten Online-Tickets bei der Bahn zum regulären Preis, sobald die Kunden ihren Namen und ihre persönliche Daten angegeben und den Billigpreis bezahlt haben. Die Tickets werden auch per Mail verschickt, die Abnehmer können damit die Fahrt antreten. Allerdings haben die Täter die



Schaffner im ICE

CARSTEN KOHL

Fahrkarten bei der Bahn mit erschlichenen oder gestohlenen Kreditkartendaten von anderen Personen bezahlt. Solche Datensätze werden im Internet zu Tausenden angeboten. Der Betrug fliegt erst auf, wenn der Eigentümer der Kreditkarte auf seiner Abrechnung Wochen später feststellt, dass auf seine Kosten ein Fahrschein bei der Bahn gekauft wurde. Während 2011 erst 403 Fälle dieser Art gemeldet wurden, darunter 40 Versuche, stieg die Zahl 2012 schon auf 17183 Verdachtsfälle (davon 4011 Versuche). Im vergangenen Jahr erreichte die Zahl der Verdachtsfälle schließlich 27923 (davon 9608 Versuche). Die Bundespolizei hat bereits im Dezember 2012 eine Koordinierungsstelle in Potsdam eingerichtet, die sich auf diese Betrugsform konzentriert. Im August 2013 wurden am Berliner Landgericht in erster Instanz zwei Männer zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt, die mehr als 2300 Taten begangen haben.

STEUERHINTERZIEHUNG

Kistenweise Selbstanzeigen

Der Wunsch nach Steuerehrlichkeit sorgt für Mehrarbeit in den Finanzämtern. Reuige Steuersünder geben dort immer öfter Selbstanzeigen und kistenweise Unterlagen ab. Die Beamten müssen sich dann durch Ordner voller Belege arbeiten. Angesichts steigender Zahlen bei den Selbstanzeigen wird das zum Problem in den Behörden – denn nirgendwo ist genau definiert, wie gut aufbereitet Selbstanzeigen sein müssen. Lediglich die Vollständigkeit der Unterlagen ist höchststrichlerlich festgestellt worden. Ansonsten gilt die Regel, dass es den Beamten möglich sein muss, die Steuer ohne größeren Aufwand festzusetzen. Diesen Umstand nutzen auch immer mehr Steuerhinterzieher, denen die Aufbereitung durch Fachanwälte und Steuerberater zu teuer ist. Sie gehen jedoch das Risiko ein, dass ihre Selbstanzeige nicht anerkannt wird.

GEHEIMDIENSTE

V-Mann „Tarif“ soll aussagen

Die Bundesanwaltschaft hat im Fall des ehemaligen V-Mannes des Bundesamtes für Verfassungsschutz (BfV), Michael von Dolsperg, Ermittlungen aufgenommen. Am vergangenen Montag forderte Generalbundesanwalt Harald Range den BfV-Präsidenten Hans-Georg Maaßen in einem Schreiben auf, der Bundesanwaltschaft eine „ladungsfähige Adresse“ Dolspergs, der im Amt als V-Mann „Tarif“ geführt wurde, zu übermitteln. Dolsperg hatte gegenüber dem SPIEGEL berichtet, er sei kurz nach dem Abtauchen von Beate Zschäpe, Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos im Jahr 1998 gebeten worden, die drei zu verstecken. Darüber habe er seinen V-Mann-Führer informiert. Der Verfassungsschutz habe ihm damals jedoch eine Absage erteilt. Das BfV bestreitet den Vorang. „Wir versuchen, den Sachverhalt mit Nachdruck aufzuklären“, sagte ein Sprecher der Bundesanwaltschaft. Die Originalakte von „Tarif“ wurde nach Aufkliegen des Terror-Trios im November 2011 unter dubiosen Umständen geschreddert. „Ich werde auf jeden Fall aussagen und den Sachverhalt gegenüber der Staatsanwaltschaft wiederholen“, sagt Dolsperg. Er sei auch bereit, seine Darstellungen an Eides statt zu versichern.



FREDRIK NAUMANN / FELIX FEATURES / DER SPIEGEL

Dolsperg

DIPLOMATIE

Kein Kriegsgedenken

Kanzlerin Angela Merkel wird mit dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping keine Gedenkstätten für Opfer des „Dritten Reichs“ besuchen. Weder eine von der chinesischen Seite angelegte Visite des Holocaust-Denkmal noch ein gemeinsamer Gang zur zentralen Gedenkstätte für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in Berlin würden Teil des Programms sein, heißt es in der Bundesregierung. Man werde keinen Anlass für mögliche Propaganda-Aktionen in Asien geben. Die Nachrichtenagentur Reuters hatte be-



THEODOR BARTH

Schülerinnen im Deutschunterricht

SCHULE

Osten wirbt um Lehrer

Während in Westdeutschland Referendare Probleme haben, eine Stelle als Lehrer zu finden, suchen die Ost-Bundesländer verstärkt Nachwuchs. Mecklenburg-Vorpommern wird dazu in der kommenden Woche eine bundesweite Werbekampagne starten. Mehr als 600 freie Stellen seien im Schuljahr 2014/2015 zu besetzen, hat das Bildungsministerium ausgerechnet. Derzeit arbeiten 9400 Lehrkräfte an den öffentlichen Schulen im Nordosten. Minister Mathias Brodtkorb (SPD) will Interessenten mit verbesserten Arbeitsbedingungen locken: „Die schwierigen Jahre der Teilzeit werden endlich der Vergangenheit angehören“, so Brodtkorb. „Erstmals in der Geschichte des Landes werden Lehrerinnen und Lehrer bis zu einer Altersgrenze von 40 Jahren verbeamtet.“ Die meisten Klassenlehrer und Pädagogen mit Oberstufenkursen müssten künftig weniger Unterricht erteilen. Mecklenburg-Vorpommern wirbt nicht allein. Unlängst umgarnte die Berliner Senatsverwaltung in einem Rundschreiben bayerische Referendare, Brandenburg will bundesweit Stellenanzeigen schalten.

richtet, Xi wolle den Zweiten Weltkrieg zu einem zentralen Thema seines Aufenthalts in Deutschland Ende März machen. Dabei geht es dem Staatschef offenbar darum, Japan den deutschen Umgang mit dem Krieg als positives Beispiel vorzuhalten. Der chinesische Ministerpräsident Li Keqiang hatte im vergangenen Jahr das Schloss Cecilienhof bei Potsdam besucht. Anschließend hatte er die Potsdamer Erklärung zitiert, wonach Japan die im Zweiten Weltkrieg besetzten nordöstlichen Landesteile Chinas und Inseln wie Taiwan zurückgeben musste. In Berlin hieß es nun, Staatschef Xi könne selbstverständlich privat das Holocaust-Mahnmal oder eine andere Gedenkstätte besuchen.

ZEITGESCHICHTE

Doktor Genscher

Hans-Dietrich Genscher hat sich im Kalten Krieg als Kreml-Beobachter der besonderen Art betätigt. Auf Bitten seines US-Kollegen George Shultz empfing der damalige Außenminister am 11. Juli 1983 zwei Amerikaner im Watergate Hotel in Washington. Die Männer stellten sich als Ärzte vor, vermutlich von der CIA. 20 Minuten befragten sie den Deutschen nach dem Gesundheitszustand des 69-jährigen Jurij Andropow, damals Diktator der Sowjetunion. Genscher hatte den nierenkranken Andropow innerhalb weniger Monate zweimal gesprochen, und die Amerikaner wollten wissen, wie Andropows Händedruck sei (normal), ob in den Kreml-Räumen medizinische Geräte herumstanden (nein)



JOHN NEUBAUER

Genscher, Shultz 1983

oder die Entourage Andropows „Vorurteile wegen Krankheit“ zeige (auch nicht). Der Generalsekretär habe zwar „nicht vor Kraft“ gestrotzt und „Bewegungen im Raum vermieden“, erzählte Genscher, sich aber „geistig voll klar und alles wissend“ gezeigt. So notierte es ein Mitarbeiter, dessen Vermerk das Institut für Zeitgeschichte nun beim Oldenbourg Verlag veröffentlicht. Gesamturteil des Deutschen: Der Kreml-Herrscher mache es noch „fünf bis sechs“ Jahre, zumal das Sowjetsystem nicht so anstrengend sei wie eine Demokratie, da gebe es „mehr Möglichkeiten der persönlichen Schonung“. Die CIA-Mediziner fanden die Einschätzung „wonderful“, sie entspreche ihrem Urteil. Falsch war sie trotzdem: Andropow starb wenige Monate später. Vielleicht haben die Amerikaner deshalb nie wieder angefragt. Nach Auskunft des heute 86-jährigen Genscher blieb das Gespräch im Watergate ein „einzigartiger Vorgang“.

EUROPAWAHL

„Noch nicht vom Tisch“

Gunther Krichbaum, 49 (CDU), Vorsitzender des EU-Ausschusses im Deutschen Bundestag, über das Karlsruher Urteil zur Dreiprozentklausel bei der Europawahl



PICTURE ALLIANCE / DPA

SPIEGEL: Das Bundesverfassungsgericht hat erneut eine vom Parlament beschlossene Sperrklausel für Europawahlen gekippt. Was für Folgen befürchten Sie?

Krichbaum: Schlimm ist schon mal, dass es nun wohl einen Freifahrtschein für die NPD ins Europaparlament gibt. Darüber hinaus wird das Urteil zu einer noch stärkeren Zersplitterung des Parlaments führen. Wer glaubt, dass das keinen Einfluss auf dessen Funktionsfähigkeit hätte, kennt den Betrieb nicht.

SPIEGEL: Der Richterspruch besagt aber zugleich, dass eine Sperrklausel nötig sein könnte, etwa wenn das Europaparlament deutlich mehr Einfluss bekäme als jetzt.

Krichbaum: Das Urteil selbst sorgt eher für eine gegenteilige Entwicklung: Gerade weil nun noch mehr Splitterparteien einziehen, dürfte es dem EU-Parlament umso schwerer fallen,

seine starke Stellung auch in konkreten Einfluss umzusetzen und noch mehr Mitspracherechte zu erkämpfen – und solange das nicht passiert, hält Karlsruhe eine Sperrklausel für unnötig. Das ist eine sich selbst erfüllende Prophezeiung.

SPIEGEL: Sie hätten es mit der Großen Koalition selbst in der Hand, eine solche Hürde in der Verfassung zu verankern. Bislang ist das ja nicht der Fall.

Krichbaum: Deshalb werden wir die Auswirkungen bei der Europawahl auch sehr genau beobachten und dann darüber nachdenken, ob wir für alle bundesweiten Wahlen – also auch die Europawahl – eine Fünfprozentklausel ins Grundgesetz schreiben. Das Thema ist noch nicht vom Tisch.

Erkundungsbergwerk Gorleben



JULIAN STRATENSCHULTE / DPA

ENDLAGERSUCHE

Niedersachsen droht

Die rot-grüne Landesregierung von Niedersachsen erwägt, sich aus dem vereinbarten Suchverfahren für ein atomares Endlager in Deutschland zurückzuziehen. In einem Schreiben an die federführende Landesregierung von Schleswig-Holstein heißt es, man behalte sich „vor zu prüfen, ob eine Beteiligung grundsätzlich überhaupt sinnvoll erscheint“. Damit bekräftigt die Regierung von Stephan Weil (SPD) ihren Widerstand gegen die vorgesehene Vorsitzende der Kommission, die frühere Umwelt-Staatssekretärin Ursula Heinen-Esser, CDU. Das Gremium soll Kriterien für ein Endlager festlegen. Schon jetzt zeichne sich ab, heißt es in dem Schreiben weiter, dass „die unabdingbare, aber bisher sehr schwierige Einbindung der Umweltverbände in die Kommission an exakt dieser Personalie endgültig scheitern würde“. An Ursula Heinen-Esser scheiden sich innerhalb von SPD und Grünen die Geister. Während sie in Niedersachsen auf entschiedene Ablehnung stößt, sagt etwa die stellvertretende SPD-Fraktionsvorsitzende Ute Vogt: „Frau Heinen-Esser besitzt hohe Kompetenz. Beim Asse-Verfahren hat sie bewiesen, dass sie sehr erfolgreich moderieren kann.“

FINANZEN

5 + 2 + 1 = 6 ?

In der Bundesregierung gibt es Gerangel unter drei Bundesministerien um Geld für Bildung und Kitas. Laut Koalitionsvertrag sollen die Länder für solche Aufgaben in dieser Legislaturperiode sechs Milliarden Euro bekommen. Das Bildungs-, das Familien- wie auch das Arbeitsministerium wollen dieses Geld gern den Ländern geben und so über seinen Verwendungszweck mitbestimmen. Das Bildungsministerium unter Johanna Wanka

(CDU) geht davon aus, fünf der sechs Milliarden für Bildungsprojekte verteilen zu dürfen, und hat dies bei Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) auch schon angemeldet. Gleichzeitig fordert Familienministerin Manuela Schwesig (SPD) zwei Milliarden für Kitas und Krippen. Bundesarbeitsministerin Andrea Nahles (SPD) hätte außerdem auch gern eine Milliarde, das macht schon acht statt sechs Milliarden. Sollten sich die drei Ressorts in der nächsten Woche nicht einigen können, entscheiden Bundeskanzlerin Angela Merkel und Vizekanzler Sigmar Gabriel, heißt es aus Regierungskreisen.



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET

Mädchenschule in Kabul

AFGHANISTAN

Aufbauhilfe gefährdet

Die staatlichen Entwicklungsorganisationen sehen ihre Aufbauhilfe bei einem Totalabzug der internationalen Truppen aus Afghanistan gefährdet. Das geht aus Briefen der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) und der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) an den

entwicklungspolitischen Sprecher der Grünen, Uwe Kekeritz, hervor. „Die KfW schreibt völlig klar, dass die Unterstützung durch die Bundeswehr und andere Nato-Truppen eine notwendige Voraussetzung für die Fortsetzung ihrer Arbeit vor Ort ist“, sagte Kekeritz. In der GIZ brauche man insbesondere im Bereich der medizinischen Versorgung und Evakuierung in Notfällen Hilfe. „Die GIZ hat mir schriftlich mitgeteilt, dass sie sich ohne Unterstützung des internationalen Militärs unter Umständen aus bestimmten Gebieten zurückziehen müsste“, so Kekeritz. Entwicklungsminister Gerd Müller (CSU) hatte gesagt, dass die zivilen Helfer auch im Fall eines Totalabzugs der internationalen Truppen vor Ort bleiben sollen, und auf eigene Sicherheitsvorkehrungen verwiesen (SPIEGEL 8/2014). „Ich erwarte, dass Minister Müller seinen Widerspruch zu den staatlichen Entwicklungsorganisationen aufklärt“, so Kekeritz.



TREIBHAUS BERLIN

FC Bayern verbieten!

Auch ich wäre gern reich und berühmt, ich sehne mich nach Anerkennung. Der frühere Kollege Matthias Matussek, las ich jetzt, habe über 30 000 Likes bei Facebook bekommen. Für einen einzigen Artikel (irgendwas gegen Schwule, glaube ich)! Und Thilo Sarrazin, der schon mit seinen Ausländerthesen über eine Million Bücher verkauft hat, steht mit dem neuen Werk (irgendwas gegen Medien, Frauen und Schwule, glaube ich) erneut auf Platz eins bei Amazon. Im Prinzip sind Matussek, Sarrazin und ich im gleichen Business unterwegs, der Publizistik. Aber ich hatte noch nie 30 000 Likes auf Facebook. Und reich bin ich auch nicht. Was mache ich falsch?

„Du musst schriller werden“, riet mir ein Kollege, dem ich mein Problem anvertraute. „Mehr provozieren! Oder du publizierst endlich im Internet. Am besten machst du beides.“ Mit Printjournalismus lasse sich nur schwer ein ordentlicher Shitstorm entfachen.

Ich dachte nach und begriff endlich, welche Themen für einen ordentlichen Wirbel taugen. Ideal ist alles Nationalkonservative, Erzkatholische, Linkspopulistische und Schwulenskeptische. Leider ist vieles schon vergeben. Seit Wochen suche ich nach provokanten Thesen, auf die die Konkurrenz noch nicht gekommen ist: Ein Lob auf Nordkorea kam mir in den Sinn, aber mir fiel keine Begründung ein. Dann dachte ich an ein Autofahrverbot für deutsche Frauen, wie in Saudi-Arabien. Aber das gäbe Stress mit den Kolleginnen.

Schließlich glaubte ich, die Lösung zu haben. Ich schrieb eine Kolumne, in der ich die Aufnahme eines Verbotsverfahrens gegen den FC Bayern München forderte. Ich hoffte auf die Likes der Dortmund-Fans und aller anderen Vereine, die auch mal Meister werden wollen. Leider hatte ich umgehend die Dokumentationsabteilung des SPIEGEL an der Strippe. Das sind etwa 60 hochqualifizierte Damen und Herren, die rund um die Uhr damit beschäftigt sind, meine Texte zu überprüfen: die Zahlen, die Namen, die Plausibilität meiner Thesen und Forderungen. Ein Verbotsverfahren gegen den FC Bayern sei Unsinn, sagten sie. Da fehle jede Grundlage, so was könne man nicht fordern. Gegen jede steile These gehen sie mit unzähligen Studien vor, bis kaum etwas von ihr übrig ist. Hätte es Thilo Sarrazin mit der Dokumentationsabteilung des SPIEGEL zu tun gehabt, wäre wohl nie ein Buch von ihm erschienen. Wir könnten auch Borussia Dortmund verbieten lassen, lautete mein letzter vorsichtiger Versuch, aber da hatte meine Dokumentarin schon aufgelegt.

Inzwischen habe ich die Hoffnung auf Reichtum und Prominenz fast aufgegeben. Immer stehen mir mein Gewissen, die Dokumentationsabteilung oder die Erscheinungsform im Wege. Bevor ich endgültig resigniere, ein letzter Versuch: Vielleicht könnten Sie sich kurz eine Schere besorgen, diesen Artikel ausschneiden und einen hochgereckten Daumen drunter malen. Und dann ganz unkompliziert in die Post an:

*DER SPIEGEL, Hauptstadtbüro
10117 Berlin, Pariser Platz 4a
z. Hd. Markus Feldenkirchen*



AFFÄREN

Das Leben danach

Kaum ein Politiker hat so ein Fegefeuer erlebt wie Christian Wulff. Nun hat der Ex-Präsident einen Freispruch erkämpft. Für Wulff ist das ein Sieg. Doch das Urteil zeigt, dass Fragen des politischen Anstands nicht vor Gericht zu klären sind.

So sehen Geschlagene aus, die den Gerichtssaal mit einer Arena verwechseln. Schleppenden Schrittes und mit hängenden Schultern bewegte sich Clemens Eimterbäumer, der Sitzungsvertreter der hannoverschen Staatsanwaltschaft, vor der Urteilsbegründung in Richtung seines Platzes. In seiner Miene Resignation, ja Gekränktheit. Vor zwei Jahren hatte er dafür gesorgt, dass Bundespräsident Christian Wulff gestürzt wurde – eine spektakuläre Aktion sondergleichen. Und jetzt sagt dieses Gericht: „Es hätte für diese Anklage schon sehr handfester Beweise bedurft, und die hat man hier nicht.“

Nun ist Wulff freigesprochen. Er hatte sogar seine Tochter Annalena zur Urteilsverkündung mitgebracht. Er war sich seiner Sache – inzwischen – offenbar sehr sicher. So gelöst und entspannt hatte man

ihn den ganzen Prozess über nicht gesehen. „Das Recht hat sich durchgesetzt. Nun kann ich mich wieder der Zukunft zuwenden“, sagte er nach der Urteilverkündung.

Für Wulff ist der Freispruch ein Triumph. Kaum ein Politiker ist so tief gefallen, er verlor nicht nur Amt, Reputation und am Ende seine Frau, er musste sogar um den Ehrensold bangen, den jeder ehemalige Bundespräsident bis zum Ende seines Lebens zugesprochen bekommt. Zu Beginn der Affäre präsentierte sich Wulff als ein Mann, der immer nur Stück für Stück mit der Wahrheit herausrückte und nicht die Kraft für ein ehrliches, reinigendes Wort fand. Am Schluss, als er schon fast alles verloren hatte, entschloss er sich dann doch zum Kampf und ging nicht den einfachen Weg.

Wulff hätte sich das peinliche Spektakel ersparen können, als erstes ehemaliges Staatsoberhaupt der Bundesrepublik vor Gericht zu stehen. Die Staatsanwaltschaft hatte das Angebot gemacht, die Sache einzustellen, wenn Wulff eine Geldauflage in Höhe von 20 000 Euro zahlt und dadurch „strafrechtliche Verantwortung“ übernimmt.

Aber Wulff wollte nicht. Das Verfahren war für ihn eine Chance, seine Sicht der Dinge darzustellen: dass seine Gegner in einen Jagdrausch geraten seien, allen voran die Staatsanwaltschaft, die mit Hilfe von 28 Ermittlern Details aus Wulffs Privatleben erforschte.

Man kann Wulff Respekt zollen für seinen Mut. Er, der vor seinem Rücktritt Unbequemes gern verschwiegen und vertuscht, nahm einen öffentlichen Prozess auf sich, um seine Ehre wiederherzustellen.



Ex-Präsident Wulff vor dem Landgericht Hannover

RONNY HARTMANN / AFP

es für eine Verurteilung nicht ausreichte, wenn ein Tatgeschehen nach Auffassung der Staatsanwaltschaft „nur möglich gewesen wäre“. Dass in der von den Anklägern gern zitierten „Gesamtschau“ auch „entlastende Gesichtspunkte“ zu berücksichtigen gewesen wären.

Dass aus den zahlreichen, von der Staatsanwaltschaft bis zum Schluss aufrechterhaltenen Beweisanträgen „kein zusätzlicher Erkenntnisgewinn“ zu ziehen gewesen sei.

Bestes Beispiel für den Übereifer der Staatsanwaltschaft ist ein Foto, mit dem sie das Gericht zwang, unmittelbar vor der Urteilsverkündung noch einmal in die Beweisaufnahme einzutreten. Aufgenommen wurde es 2008 in Wulffs Hotelzimmer im Bayerischen Hof, als der Filmproduzent David Groenewold ihn offenbar zu überreden versucht hatte, sich auf dem Oktoberfest in Lederhose zu präsentieren. Dieses Foto wurde mit dem Schild „We miss you“ an den erkrankten Olaf Glaeseker verschickt. Wulffs damaliger Pressesprecher hatte ursprünglich auch an dem Oktoberfest-Besuch teilnehmen wollen.

Es blieb völlig unklar, was die Staatsanwaltschaft mit diesem Foto beweisen wollte. Das Gericht weigerte sich, es als einen Beleg für Bestechung oder Bestechlichkeit zu sehen. Von dieser Qualität an der Grenze zur Peinlichkeit war so einiges, was die Staatsanwaltschaft dem Gericht präsentierte: „Ich habe hier auch die eine oder andere Premiere erlebt“, sagt Richter Rosenow.

Eine Ehrenerklärung für den Mandanten nannten die Wulff-Verteidiger das Urteil. Sie prangerten einen „Ermittlungsexzess“ an. Doch gerade das, was von Bedeutung für die Sache gewesen wäre, unterblieb. Hat immer nur der großzügige Groenewold eingeladen – oder vielleicht auch mal Wulff das Portemonnaie gezückt? Diese Frage wurde nicht geklärt und auch nicht, ob und wenn ja unter welchen Umständen Wulff seine Reisekosten vom Land Niedersachsen ersetzt bekam. Am Ende ließen die Staatsanwälte am Donnerstag offen, ob sie sich angesichts dieser Niederlage trauen, gegen das Urteil Revision beim Bundesgerichtshof einzulegen.

Verändert der Freispruch nun den Blick auf die Affäre Wulff? Zeigt er, dass sein Rücktritt ein großer Irrtum war, das Ergebnis eines kollektiven Kesseltreibens?

Sicher ist, dass selten ein Politiker so viele Medienleute auf den Fersen hatte, für alle war Wulff eine Geschichte: für die „Bild“, die „FAZ“, natürlich auch den SPIEGEL, und es gab kaum jemanden, der etwas zu seiner Verteidigung vorbrachte.

Wulff hatte es mit einer Medienlandschaft zu tun, die sich nicht mehr entlang von Parteilinien organisiert, sondern für

die am Ende die Geschichte zählt; und ein Bundespräsident, der in viele kleine Affären verwickelt ist, der ist natürlich eine große Story.

Allerdings hat das Publikum ein Gefühl für Fairness, und wenn alle Jagd auf einen Einzelnen machen, dann liegt die Sympathie nicht unbedingt bei den Jägern. Dazu kommt, dass Wulff nicht den einen großen Grund zur Empörung lieferte; es war ein Konglomerat aus Vergünstigungen, Upgrades und Einladungen, das ihn zu Fall brachte.

Zu Unrecht? Dazu, als kleine Gedächtnisstütze, ein paar Fakten: Wulff hat im Februar 2010 den niedersächsischen Landtag getäuscht, als es um geschäftliche Beziehungen zu dem Unternehmer Egon Geerkens ging. Er hat im Februar 2011 gelogen, damals hatte der „Stern“ angefragt, woher das Geld für sein Haus in Großburgwedel kam, und Wulff hatte wahrheitswidrig den Namen einer Bank genannt.

Dazu kam ein ganzer Reigen von Gefälligkeiten, die er gern entgegennahm. Wulff verbrachte seine Flitterwochen im Haus des Versicherungsaufsichtsrats Wolf-Dieter Baumgartl. Carsten Masch-

Am Ende, als er fast alles verloren hatte, entschloss sich Christian Wulff dann doch noch zum Kampf.

meyer, ein Mann von eher zweifelhaftem Ruf, hat Wulffs Buch „Besser die Wahrheit“ mit 42 731 Euro gesponsert. Und als frischgebackener Bundespräsident fand Wulff es angebracht, seine Ferien in der Villa Maschmeyers auf Mallorca zu verbringen.

Man muss kein moralischer Eiferer sein, um zu dem Schluss zu kommen, dass sich einfach zu viel angehäuft hatte, zumal er sich noch die Ungeschicklichkeit leistete, seine Wut auf die Mailbox von „Bild“-Chefredakteur Kai Diekmann zu sprechen, und diesem so die Möglichkeit gab, sich als Hüter der Pressefreiheit aufzuspielen.

Wäre Wulff im Amt geblieben, hätte dies die politische Kultur in Deutschland verändert, und nicht zum Besseren. Jeder Abgeordnete, jeder Landrat, jeder Bürgermeister hätte sich mit dem Verweis auf das Staatsoberhaupt einladen lassen können. Doch bis zum Schluss hing Wulff der Meinung an, dass er so lange sicher sei, wie man ihm juristisch nichts nachweisen könne. Wahrscheinlich liegt darin die eigentliche Tragik des Falles.

Die Unterscheidung zwischen Gesetz und Moral ist eine zivilisatorische Errungenschaft, sie schützt davor, dass Menschen vor die Gerichtshöfe der öffent-

len. Dieses Mal wollte er kein Hinterzimmergeschäft.

Tatsächlich drehte sich im Laufe des Prozesses die Stimmung, am Ende schien es so, als säße nicht Wulff auf der Anklagebank, sondern der junge, kahlköpfige Oberstaatsanwalt Eimterbäumer, dessen Ermittler glaubten aufklären zu müssen, ob in Wulffs Glas bei dessen Oktoberfest-Besuch im Jahr 2008 Champagner perlte.

Mehr als einmal konnte sich der Vorsitzende Richter Frank Rosenow kaum ein Lachen verkneifen, wenn die Staatsanwaltschaft ihre Rechercheergebnisse vortrug, und so war es am Ende auch kein Wunder, dass der Richter dem Plädoyer der Staatsanwälte nicht folgte und Wulff freisprach.

Rosenow schrieb der Staatsanwaltschaft einiges ins Stammbuch. Etwa, dass

„Ohne jedes Maß“

Bundestagsvizepräsident Peter Hintze, 63, über die Folgen der Affäre Wulff

SPIEGEL: Herr Hintze, Christian Wulff ist vom Gericht freigesprochen worden. War es also unnötig, dass er als Bundespräsident zurückgetreten ist?

Hintze: Ich freue mich für Christian Wulff. Für mich ist das ein Sieg des Rechts über die Skandalisierung. Wenn die Staatsanwaltschaft beantragt, die Immunität eines Bundespräsidenten aufzuheben, und ein Ermittlungsverfahren einleitet, gibt es politisch allerdings keine Alternative zum Rücktritt.

SPIEGEL: Hätte sich Christian Wulff im Amt gehalten, wenn der Staatsanwalt die Ermittlungen nicht eröffnet hätte?

Hintze: Ja. Ich hatte damals allerdings den Eindruck, dass sich weite Teile der Medien zum Ziel gesetzt hatten: Dieser Bundespräsident muss weg, in jedem Fall. Dagegen hätte er es schwer gehabt.

SPIEGEL: Sie kennen Christian Wulff gut. Was plant er für die Zukunft?

Hintze: Im Moment ist er erschöpft und erleichtert. Und dann wird er wieder als Anwalt arbeiten. Für seine Zukunft war es absolut richtig, den Freispruch durch ein unabhängiges Gericht anzustreben. Er hat sich gegen den Deal entschieden, den ihm die Staatsanwaltschaft angeboten hatte: Wir lassen dich in Ruhe, wenn du eine bestimmte Geldsumme zahlst.

SPIEGEL: Sie waren im Januar 2012 einer der ganz wenigen, die Wulff öffentlich verteidigten. Fühlen Sie sich jetzt auch selbst bestätigt?

Hintze: Ja. Ich bin froh, dass das, wovon ich immer überzeugt war, jetzt auch von einem Gericht bestätigt wurde. Mich hat schon gewundert, warum es in Deutschland kaum jemanden aufgeregt hat, dass ein Bundespräsident wegen eines Sachverhalts vor Gericht gestellt werden kann, der mit den ursprünglich gegen ihn erhobenen Vorwürfen gar nichts mehr zu tun hatte. Die Diskussion begann mit einem Kredit für sein Einfamilienhaus in Großburgwedel und schrumpfte vor Gericht auf den abwegigen Vorwurf, er habe sich für ein Zimmer-Upgrade im Bayerischen Hof in München als Politiker kaufen lassen.

SPIEGEL: Bei der Frage, wer sein Einfamilienhaus finanzierte, hat Wulff den niedersächsischen Landtag bewusst in



MAURICE WEISS / OSTREUTZ / DER SPIEGEL

CDU-Politiker Hintze

„Zu früh den Stab gebrochen?“

die Irre geführt. Ist es nicht richtig, dass die Menschen an Bundespräsidenten besondere Maßstäbe anlegen?

Hintze: Die Vorwürfe gegen Christian Wulff waren ohne jedes Maß. Jedes Mal, wenn ein Vorwurf entkräftet war, wurde nach einem neuen Vorwurf gesucht. Was hat diese Skandalisierungsspirale in Gang gesetzt? In dem Drang, immer neue Nachrichten zu produzieren, haben sich die Medien gegenseitig bestätigt und immer neue Sachverhalte skandalisiert. Wenn ich so an einen Menschen rangehe, bleibt von ihm nichts übrig. Gegen den Aufmarsch von SPIEGEL, „FAZ“ und „Bild“-Zeitung hat man in Deutschland schlechte Karten.

SPIEGEL: An so eine abwegige Verschwörung hat auch Wulff geglaubt ...

Hintze: ... es gab keine Verschwörung, aber einen besorgniserregenden Gleichklang, ohne Selbstkontrolle ...

SPIEGEL: ... in Wahrheit machten die allermeisten Journalisten ihre Arbeit, und Wulff verstrickte sich in immer neue Halbwahrheiten. Erst die Frage des Hauskredits, weitere sehr günstige Kreditkonditionen, dann der Anruf beim „Bild“-Chefredakteur, die Hotelaufenthalte mit David Groenewold ...

Hintze: ... aber ich finde problematisch, dass niemand die einzig entscheidende Frage stellte: Hat sich Wulff rechtsstaatlich korrekt verhalten? Alles wurde an einem schwer fassbaren moralischen Maßstab gemessen. Aber reicht

das für einen Strafprozess, der einen Menschen so zerstören kann?

SPIEGEL: Für einen Bundespräsidenten gilt aber doch nicht nur das Strafrecht als Maßstab. Christian Wulff fehlte sichtbar das Gespür dafür, dass sich Schnäppchenjägerei für ein Staatsoberhaupt nicht gehört. Oder fanden Sie es etwa richtig, dass er nach seiner Wahl in der Luxusvilla des Finanzunternehmers Maschmeyer auf Mallorca Urlaub machte?

Hintze: Ich verstehe, dass er als neugewählter Präsident mit seiner Familie nicht in irgendeinem Hotel quasi in der Öffentlichkeit Urlaub machen wollte. Über Stilfragen lässt sich freilich streiten.

SPIEGEL: Die Staatsanwälte hätten also auf das Verfahren verzichten sollen?

Hintze: Ja, unbedingt. Das Ermittlungsverfahren hätte nie eröffnet werden dürfen, weil schnell absehbar war, dass die Vorwürfe haltlos waren. Zwar stand die Staatsanwaltschaft in Hannover unter großem Druck, auch durch die Medien. Aber sie muss so etwas aushalten. Sie ist ein Organ der Rechtspflege und nicht ein Organ zur Erfüllung von Medienerwartungen. Sie hat sich bei ihren Ermittlungen gegen Christian Wulff verrannt und hätte früher die Konsequenzen daraus ziehen müssen.

SPIEGEL: Wulff selbst hofft, dass der Freispruch sein Ansehen wiederherstellt. Halten Sie das für möglich?

Hintze: Zumindest ist das Urteil eine große Genugtuung. Ich werde von den Bürgern bis heute noch oft auf Christian Wulff angesprochen, weil ich ihn damals vor seinem Rücktritt in Talkshows verteidigt habe. Ich habe schon das Gefühl, dass sich heute viele fragen, ob man damals zu früh den Stab über ihn gebrochen hat.

SPIEGEL: Kann Christian Wulff in der CDU wieder ein Amt bekommen?

Hintze: Ich bin überzeugt, dass Christian Wulff eine interessante öffentliche Aufgabe für Deutschland wahrnehmen kann. Er kann zu Integrationsfragen und zum Verhältnis Deutschlands zur Türkei viel beitragen. Das Ansehen, das er in der Türkei, in Indonesien und anderen muslimischen Ländern genießt, kann für unser Land von großem Nutzen sein.

INTERVIEW: PETER MÜLLER

lichen Empörung gezerrt werden. Aber wenn Politiker wie Wulff die Unterscheidung allzu spitzfindig betreiben, dann werden Anstandsfragen zu Rechtsfragen. Wäre Wulff rechtzeitig zurückgetreten, hätte es mit hoher Wahrscheinlichkeit nie diesen Prozess gegeben.

Die Staatsanwaltschaft Hannover hatte schließlich auch deshalb ein Ermittlungsverfahren eingeleitet, weil sich immer drängender die Frage stellte, warum ein niedersächsischer Beamter schon in die Bredouille gerät, wenn er einen teuren Kugelschreiber geschenkt bekommt, der Ministerpräsident sich jedoch ungeniert zu Urlaubeinladungen lässt.

In einem Gerichtsverfahren aber lassen sich Fragen des politischen Anstands nicht verhandeln. Wenn Ermittler prüfen, wer einen Cappuccino bezahlt hat und ob Bettina Wulff eine „Aroma-Rückenmassage“ in Anspruch genommen hat, wird es schnell lächerlich. Insofern war das Verfahren für Wulff fast ein Glücksfall. Die Ungeniertheit, mit der er Zuwendungen und Gefälligkeiten entgegenzunehmen pflegte, wurde plötzlich überdeckt durch den Eifer der Staatsanwälte, die sich sogar dafür interessierten, warum die Nagelstylistin von Bettina Wulff 2009 zum Nord-Süd-Dialog eingeladen wird.

Was hat Wulff nun mit seinem Leben vor? Für den ehemaligen Präsidenten ist der Freispruch erst einmal eine Genugtuung. Wulff hat immer geglaubt, dass er das Opfer einer Verschwörung sei, dass sich die Medien zusammenfänden, um einen Bundespräsidenten zu stürzen, den sie von Anfang an nicht gewollt hätten. Für ihn kommt das Urteil einer Bestätigung dieser Ansicht gleich.

Der lange Kampf hat allerdings seinen Preis, er kostet viel Geld. Wulffs Anwalt Gernot Lehr, der phasenweise sein inoffizieller Pressesprecher war, dürfte mindestens 400 Euro die Stunde fordern, und im Laufe des Prozesses haben sich eine Menge Stunden angehäuft. Vor allem für die ähnlich renommierten Straf-

verteidiger, die Wulff zusätzlich engagiert hat.

Die Akten des Prozesses umfassen 30 000 Seiten. Zwar werden Wulff seine Anwaltskosten ersetzt, allerdings nicht in voller Höhe. Wulff kann sich glücklich schätzen, dass Anwalt Lehr bereit ist, ihm seine Rechnung zu stunden.

Nun will Wulff erst einmal einen Schnitt machen, schon Tage vor dem Freispruch schaffte er die Prozessakten aus seiner Wohnung, das Kapitel soll jetzt endgültig abgeschlossen werden. Wulff will ein neues Leben anfangen.

Für Mitte März plant Wulff eine Reise in die Türkei, auf dem Programm steht auch ein Treffen mit Staatspräsident Abdullah Gül, außerdem will er an der Universität von Adana im Süden der Türkei mit Studenten diskutieren.

„Der Islam gehört zu Deutschland“ – diesen Satz aus seiner Amtszeit haben ihm die Muslime nicht vergessen, er war der Grund, warum viele türkischstämmige Migranten in Deutschland auch in den dunkelsten Stunden der Affäre zu Wulff hielten. Wenn er nun im März in die Türkei fährt, wird er zum Ehrenbürger der Stadt Tarsus ernannt.

Nach seiner Rückkehr will Wulff auch wieder beruflich Fuß fassen, einen Tag in der Woche möchte er als Anwalt arbeiten. Er hat schon ein Büro in bester Hamburger Lage in Aussicht, im Haus Hohe Bleichen 17, es ist ein im Jahr 1897 erbautes früheres Bankgebäude, wenige Minuten von Binnenalster und Gänsemarkt entfernt. Wulff zieht dort bei einem alten Bekannten aus seiner Ministerpräsidentenzeit ein, dem Private-Equity-Manager Guido Sollors. „Wir begrüßen Christian Wulff als neuen Nachbarn“, sagt Sollors.

Doch als Anwalt will Wulff sich nicht um große Wirtschaftsmandate bewerben. Er möchte Leute vertreten, die ähnliche Erfahrungen mit Medien und Justiz gemacht haben wie er. So jedenfalls wird es in seinem Umfeld erzählt. Daneben

möchte Wulff sein ehrenamtliches Engagement verstärken, vor allem bei der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft, deren Schirmherr er noch immer ist.

Wulff könnte sich gut vorstellen, öffentlich wieder eine größere Rolle zu spielen. Es gibt ein paar Aktive in der CDU, die zu ihm stehen, beispielsweise Bundestagsvize Peter Hintze (siehe Interview). Am dichtesten ist Wulffs politisches Netzwerk noch in seiner Heimatstadt Osnabrück, wo seine Freunde nun behutsam Wulffs Rückkehr in politische Zirkel vorbereiten.

Der Osnabrücker Bundestagsabgeordnete Mathias Middelberg, der einst aus Begeisterung für Christian Wulff in die Union eintrat, hält ihm noch die Treue. „Ich wünsche mir jetzt einen fairen, abgewogenen Umgang mit dem Menschen und dem Politiker Christian Wulff“, sagt Middelberg.

Doch so warmherzig sprechen nur noch wenige in der CDU. Wulffs Parteimitgliedschaft ruht im Moment, er zahlt keine Beiträge. Kanzlerin Angela Merkel fand nicht, dass Wulff zu Unrecht stürzte, und auch der niedersächsische Landeschef David McAllister, einst ein enger Weggefährte Wulffs, pflegt ein Nichtverhältnis zum Freund von einst. CSU-Chef Horst Seehofer findet zwar das Verfahren gegen Wulff maßlos übertrieben. „Vor allem das, was die Staatsanwaltschaft betrieben hat, war unglaublich“, sagte er. „Zur Wahrheit gehört aber auch, dass der Rücktritt unvermeidlich war.“

Wie skeptisch die Union auf den ehemaligen Bundespräsidenten blickt, wurde vor ein paar Tagen in der Bundestagsfraktion deutlich. Da schimpfte Fraktionschef Volker Kauder auf die deutschen Staatsanwälte und sagte, dass viele Politiker – allen voran Christian Wulff – ihren Absturz nur übereifrigen Ermittlern zu verdanken hätten. Der Applaus für diesen Satz blieb äußerst spärlich.

MELANIE AMANN, GISELA FRIEDRICHSEN, MARTIN U. MÜLLER, PETER MÜLLER, RENÉ PFISTER

17. Februar

Nach anderthalb Jahren endet die bislang kürzeste Amtszeit eines Bundespräsidenten.

2012

2. März

Hausdurchsuchung bei Wulff

29. Juni

Wulff sagt erstmals aus.

Der Prozess gegen Christian Wulff

2. Januar

Trennung der Eheleute Wulff

13. März

Die Staatsanwaltschaft bietet Wulff an: keine Anklage bei Übernahme der „strafrechtlichen Verantwortung“ und Zahlung von 20 000 €.

2013

9. April

Wulff lehnt das Angebot ab.

12. April

Anklage wegen Bestechlichkeit

6. Februar

Der Richter droht mit der Aussetzung des Prozesses, nachdem die Staatsanwaltschaft wiederholt neue Beweisanträge gestellt hat.

27. Februar

Freispruch durch das Landgericht Hannover vom Verdacht der Vorteilsannahme. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig, die Staatsanwaltschaft kann Revision beim Bundesgerichtshof einlegen.

2014

14. November

Start der Hauptverhandlung



SOZIALES

Akt der Unvernunft

Die geplante Rente mit 63 spaltet die Große Koalition und verschärft die Probleme auf dem Arbeitsmarkt: Während in den Betrieben Fachkräfte fehlen, lockt die Regierung Hunderttausende Beschäftigte in den Vorruhestand.

In einer Großen Koalition bleibt es nicht lange geheim, wenn sich das Klima zwischen den Partnern verschlechtert. Manchmal genügt schlicht ein Blick auf die Tischordnung.

So war es jüngst im kleinen Sitzungsraum des Bundesarbeitsministeriums, als sich die Sozialexperten des schwarz-roten Regierungsbündnisses zur vertraulichen Krisensitzung trafen. Die Abordnung der Union hatte geschlossen die linke Seite der Tafel besetzt, die Sozialdemokraten okkupierten die rechte. Es war frostig an diesem Morgen in Berlin, und auch im Saal blieb die Stimmung eisig.

Im Auftrag von Sozialministerin Andrea Nahles sollte die Runde eine Lösung im Streit um die Rente mit 63 suchen. Dafür hatte die SPD-Politikerin ihren Staatssekretär Jörg Asmussen abgestellt, der es als früheres Direktoriumsmitglied der Europäischen Zentralbank gewohnt ist, schwierige Debatten zu moderieren.

Doch diesmal blieb dem erfahrenen Verhandler nur die Kapitulation. Von links zeterten die Rentenexperten der Union über das angeblich unzureichende Zahlenmaterial des Ministeriums, von rechts meuterten die SPD-Abgeordneten, CDU und CSU wollten das Projekt ohnehin nur torpedieren.

Zwei Stunden hatte das Ministerium für das Treffen angesetzt, doch schon nach 90 Minuten gingen die Teilnehmer auseinander. „Ich hatte gedacht, wir wären schon weiter“, sagte Asmussen, als er die Sitzung auflöste. Es klang wie das Eingeständnis einer enttäuschten Liebe.

Die Große Koalition verfängt sich in ihrer selbstgestellten Rentenfalle. Bis zur Sommerpause wollen Union und SPD jene Wohltaten ins Gesetzblatt bringen, mit denen sie im Wahlkampf die betagtere Klientel umworben hatten: ein Aufgeld für Eltern im Seniorenalter (die sogenannte Mütterrente der Union) und ein vorgezogener Ruhestand für langjährig Versicherte (die Rente mit 63 der SPD).

Doch was gedacht war, die Stimmung in der Generation 50 plus zu heben, belastet den Start der neuen Regierung wie kein anderes Gesetzespaket. Die Sozialkassen warnen vor Kosten in dreistelliger Milliardenhöhe. Unternehmer fürchten, dass ihnen ältere Fachkräfte bald reihenweise von der Fahne gehen. Und selbst die Gewerkschaften, die das Vorhaben offiziell bejubeln, klagen hinter vorgehaltener Hand, die Rente mit 63 heble eine Reihe ihrer Tarifverträge aus.

Im Ausland gilt die geplante Reform gar als Beweis, dass die neue Bundesregierung endgültig ihren Kompass verloren hat. EU-Kommissar Olli Rehn droht Berlin mit einem Verfahren, internationale Organisationen von der OECD bis zum IWF spotten über die seltsame Doppelmoral einer Kanzlerin, die seit Jahren die Südeuropäer mahnt, mehr zu arbei-

ten – daheim aber den Weg in die staatlich aufgepolsterte Frührente bahnen will.

Die Schadensbilanz des Vorhabens wird von Woche zu Woche größer. Gedacht war die Rente mit 63 als Belohnung für eine begrenzte Zahl von Schwerarbeitern auf Baugerüsten oder an Hochöfen. Doch nun belegen Zahlen des Arbeitsministeriums, was bislang nur gemutmaßt worden war: Jedes Jahr könnte die neue Regel Hunderttausende Fachkräfte in den Ruhestand locken.

Es geht um einen Akt politischer Unvernunft und die Frage, wie sehr sich die Koalitionäre nach kaum 80 Tagen geteilter Macht noch vertrauen. Unionsfraktionsvize Michael Fuchs spricht von Wortbruch, weil es mehr Anspruchsberechtigte geben wird, als seine Partei sich jemals ausgemalt hat. Die Sozialdemokraten wiederum wurmt, dass die Union offen gegen die Rente mit 63 opponiert, während sie die beitragsfinanzierte Mütterrente fast klaglos akzeptiert haben.

Der Graben zwischen den Koalitionsparteien ist tief – erst recht seit der Edathy-Affäre. „Wir sind im Moment handlungsfähig, aber was das Vertrauen angeht, läuft es noch nicht rund“, sagt CSU-Chef Horst Seehofer im SPIEGEL-Gespräch (siehe Seite 24). Die SPD müsste sich an die Abmachungen aus den Koalitionsgesprächen halten.

Der Streit beginnt schon bei den Zahlen. Wochenlang drückte sich das Bundessozialministerium davor, belastbare Daten zu nennen, wie viele ältere Beschäftigte von der Neuregelung profitieren würden. Doch nun hat das Ressort offizielle Berechnungen vorgelegt. 26,5 Prozent aller Neurentner könnten sich in diesem Jahr mit 63 Jahren abschlagsfrei in den Ruhestand verabschieden, heißt es in dem Papier. Demnach begünstigt die Neuregelung allein 2014 rund 200 000 Personen – und damit weit mehr, als die Koalitionäre je für möglich gehalten hätten.

Dabei ist sich selbst das Ministerium nicht sicher, ob es am Ende nicht noch schlimmer kommen könnte. „Die modellhafte Abbildung des zukünftigen Verhaltens“ sei „mit Unsicherheit verbunden“, schwurbeln die Beamten.

Das Kanzleramt hat bei den Unterhändlern der Unionsfraktion daher die Weisung ausgegeben, den Schaden möglichst kleinzuhalten – und damit auch den Bündnispartner.

Bei ihren Verhandlungen im November hatten Union und SPD festgezurr, dass Arbeitnehmer von Juli 2014 an mit 63 Jahren abschlagsfrei in Rente gehen dürfen, wenn sie 45 Beitragsjahre gesammelt haben. Dabei sollen auch Zeiten der Arbeitslosigkeit mitgezählt werden. Wie viele Jahre aber gemeint sind, haben die Unterhändler nicht aufgeschrieben. Ein fatales Versäumnis.

Die Union beruft sich auf eine vertrauliche Absprache, nach der maximal fünf

Jahre erlaubt sein sollen. In der SPD will sich niemand mehr so recht daran erinnern. Sozialministerin Andrea Nahles will nun alle Jahre mitzählen, in denen angehende Frührentner Arbeitslosengeld I bezogen.

So aber droht ein neuer Problemfall. Ältere Beschäftigte könnten die Regelungen nutzen, um mit 61 aus dem Job auszusteigen, für zwei Jahre von ihrer Arbeitslosenversicherung zu leben und sich dann nahtlos in den Ruhestand zu verabschieden.

Damit erinnert das Vorhaben fatal an einen der teuersten Fehler deutscher Politik: die Frühverrentungspraxis der achtziger und neunziger Jahre. Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit hatte der damalige Sozialminister Norbert Blüm den Vorruhestand erleichtert: Viele Ältere verließen schon mit Ende fünfzig ihre Betriebe.

Späterer Ruhestand

Durchschnittliches Renteneintrittsalter*

Quelle: Deutsche Rentenversicherung



Doch die gutgemeinte Maßnahme endete als Fehlschlag. Statt Stellen für Junge zu schaffen, schrumpften sich die Großunternehmen auf Kosten der Beitragszahler gesund. Die Sozialkassen leerten sich so schnell, wie die Jobmisere größer wurde. Mit der Hartz-Reform schob dann die rot-grüne Regierung dem Personalabbau zu Lasten der Allgemeinheit einen Riegel vor. Und so ätzt der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder heute, die Rente mit 63 sei das „absolut falsche Signal“.

Zwar haben sich Union und SPD inzwischen darauf verständigt, einen Weg zu suchen, um eine neue Frühverrentungswelle zu verhindern. Das Problem ist nur: Sie finden keinen.

So kippte die Stimmung in der vertraulichen Rentenrunde im Arbeitsministerium, als CDU-Sozialexperte Karl Schiewerling den mit der Fraktionsspitze abgestimmten Unionsvorschlag präsentierte: Danach sollen nur jene Zeiten der Arbeitslosigkeit bei der Berechnung der 45 Beitragsjahre mitgezählt werden, die vor dem Stichtag 1. Juli 2014 liegen.

Das aber verstoße gegen die Verfassung, glaubt man im Arbeitsministerium. Die Sozialdemokraten werben daher mit einem Gegenvorschlag. Arbeitnehmer könnten künftig mit strengeren Sanktionen belegt werden, wenn sie sich unmittelbar vor der Rente mit 63 aus freien Stücken arbeitslos melden. Außerdem will Nahles die sogenannte Erstattungspflicht für Arbeitgeber wieder einführen, wenn die sich von Beschäftigten jenseits der 60 trennen. Eine ähnliche Regelung gab es bis 2006 – dann wurde sie abgeschafft. Sie galt als wirkungslos, weil findige Personalchefs Methoden ersannen, die Strafzahlungen zu vermeiden.

Dass die Politik „das Problem jetzt erkannt habe“, ist deshalb die einzige Freundlichkeit, die sich Ökonomen wie Joachim Möller, Direktor des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, über die Rente mit 63 abringen können. Möller empfiehlt den umgekehrten Weg: „Generell spricht die demografische Entwicklung dafür, weiter daran zu arbeiten, Ältere länger im Berufsleben zu halten“.

Tatsächlich geht es kleinen Handwerksmeistern wie globalen Industriekonzernen heute nicht mehr darum, Mitarbeiter möglichst kostengünstig loszuwerden, sondern sie möglichst lange an der Werkbank zu halten. Denn Deutschland altert dramatisch. Bis 2030 wird die Bevölkerung im Erwerbsalter von knapp 50 auf nur noch 43 Millionen Menschen schrumpfen. In Zukunft werden die Unternehmen auf die Generation 60 plus nicht verzichten können.

Dieter Hundt, 75, beispielsweise ist als Arbeitgeberpräsident unlängst in Rente gegangen. Unternehmer aber ist er geblieben – als Gesellschafter der Allgaier-Werke in Ugingen. Das Unternehmen fertigt Press- und Blechteile für die Autoindustrie. Auch Hundt hat in den achtziger und neunziger Jahren reihenweise Mitarbeiter in den vorzeitigen Ruhestand geschickt. Später sollte er das bereuen: Als es aufwärtsging, fehlten Facharbeiter.

Mit Grimmen verfolgt er die Regierungspläne nun aus der Zeitung. Nachwuchs findet Hundt immer schwerer. In den technischen Ausbildungsberufen hat sich die Bewerberzahl bei Allgaier innerhalb von fünf Jahren halbiert. Aber ausgerechnet die reiferen Mitarbeiter, die eigentlich bis zur Altersgrenze arbeiten könnten, würden nun zum „vorzeitigen Rentenbezug animiert, weil sie sonst nur über eine kürzere Zeit und damit insgesamt weniger Rente beziehen würden“, schimpft Hundt. „Deutschland darf sich angesichts des demografischen Wandels keine neue Frühverrentung leisten.“

Das Unbehagen breitet sich nicht nur unter Arbeitgeberfunktionären aus. Auch viele Gewerkschafter wünschen sich eine Arbeitsmarktpolitik, die dafür sorgt, dass die Beschäftigten möglichst lange im Erwerbsleben bleiben, sich über alle Phasen

Raus aus dem Schatten

Peter Altmaier will als Kanzleramtschef auch eine öffentliche Figur sein. Hinter dem riskanten Plan steckt Angela Merkel.

des Berufslebens qualifizieren können und irgendwann möglichst sanft in die Rente gleiten. All das allerdings hat die Große Koalition bislang nicht angepackt.

Die Gewerkschaften waren da etwas schneller. Bereits 2008 schloss etwa die IG Bergbau, Chemie, Energie (IG BCE) den ersten Flächentarifvertrag zum Thema „Lebensarbeitszeit und Demografie“ ab. Sogenannte Langzeitkonten und Zuschüsse zur Altersvorsorge sollen dafür sorgen, dass die Beschäftigten in jüngeren Jahren mehr Zeit für die Familie haben und im Alter flexibel in den Ruhestand wechseln können. Dafür zahlen die Arbeitgeber jährlich 300 Euro pro Beschäftigten in einen Demografie-Fonds ein.

Doch nun fragen sich führende IG-BCE-Funktionäre, wie es mit dem Tarifvertrag weitergehen soll, der ab 2015 neu verhandelt werden muss. Welchen Sinn hat es noch, Beschäftigte länger im Betrieb halten zu wollen, wenn die Politik zugleich Möglichkeiten schafft, auf Kosten der Allgemeinheit in Rente zu gehen?

Auch die IG Metall hält eine neue Vorruhestandswelle für möglich. Doch sei daran nicht das Gesetz, sondern ein „Missbrauch durch die Unternehmen“ schuld, sagt Gewerkschaftschef Detlef Wetzell. „Darum muss geregelt werden, dass sie alle anfallenden Kosten zu tragen haben.“ Die Klagen ihrer Verbandsvertreter seien „Heuchelei“.

Dabei ist die Empörung in der Wirtschaft groß – und sie ist längst nach Berlin geschwappt. Carsten Linnemann, der Chef der Unions-Mittelstandsvereinigung, stapelt die Protestbriefe empörter Chefs inzwischen auf seinem Schreibtisch. Er sei „schockiert von der abschlagsfreien Rente mit 63“, schreibt etwa Martin Steger, Chef eines Industrieelektronik-Unternehmens im Märkischen Kreis. Daher bitte er eindringlich darum, die „unsinnige Regelung“ zu verhindern.

Mit 35 Mitarbeitern stellt Stegers Firma ies Computer für Ticketautomaten und Medizingeräte her. Vier Fachkräfte überwachen die Endgeräte – eine Aufgabe, für die man erfahrene Leute braucht. Gleich zwei dieser Mitarbeiter zieht es nun in die Rente mit 63. Der Arbeitsmarkt gebe Ersatz aber nicht her, klagt Steger. Er sieht „die Wettbewerbsfähigkeit der gesamten Firma“ in Gefahr.

Sein Schreiben hat er in Kopie gleich an mehrere Abgeordnete geschickt. Und die Klage findet Gehör. Rund 50 Unionsabgeordnete, heißt es im Parlamentskreis Mittelstand, würden die Rente mit 63 ablehnen, könnten sie im Bundestag getrennt über sie abstimmen.

Die Zahl zeigt, wie groß der Unmut ist – aber auch wie begrenzt seine Wirkung. Im Bundestag verfügen Union und SPD über 377 Sitze mehr als die Opposition.

MARKUS DETTMER, MICHAEL SAUGA, CORNELIA SCHMERGAL, JANKO TIETZ

Ein altes Mercedes-Cabrio mit eleganten Kurven steht in der Nähe des Buf-fets, daneben ein blank polierter Goliath-Oldtimer. Der Verband der Automobilindustrie hat zum Neujahrsempfang geladen. Peter Altmaier pflügt sich durch die Autofachleute und Lobbyisten wie ein Tanker, den nichts aufhalten kann. Mercedes-Chef Dieter Zetsche schüttelt ihm die Hand, und auch Unternehmenspatriarchin Maria-Elisabeth Schaeffler freut sich über den prominenten Festredner.

Altmaier schmeichelt den Wirtschaftsleuten – und er nutzt die Gelegenheit, um sich selbst noch ein bisschen größer zu machen. „Die vielen Ressortminister würden alles dafür geben, an diesem Pult vor dem VDA zu reden“, sagt er. „Aber nein, für die Automobilindustrie muss es ja der Kanzleramtsminister sein.“

Auftritte wie dieser Ende Januar in Berlin sind keine Selbstverständlichkeit. Eigentlich hat der Chef des Bundeskanzleramts im Rampenlicht nichts zu suchen. Sicher, der Job verleiht Macht. Der „Chef BK“, wie er im Hause heißt, hat sein Büro nur eine Flurlänge von Angela Merkel entfernt, Gesetzesvorhaben gehen auch über seinen Tisch, er managt die Regierungsgeschäfte. Trotzdem war das Amt bislang eher etwas für dienende Naturen: Als größter Erfolg des Chef BK gilt, wenn sein Wirken geräuschlos funktioniert und er gar nicht bemerkt wird.

„Der Inhaber erblickt die Sonne nicht“, flachste Altmaier bei den Autoleuten. „Je weniger ich in eigener Sache sprach, desto mehr Einfluss hatte ich“, erinnerte sich Helmut Kohls Kanzleramtschef Friedrich Bohl einmal.

Altmaiers Vorgänger, Ronald Pofalla und Thomas de Maizière, hielten sich daran. Unbedingte Loyalität zur Kanzlerin war ihre Geschäftsgrundlage – weitgehende Abstinenz von öffentlichen Auftritten der Preis. Ihre Chefin Merkel schätzte beide wegen ihrer Verschwiegenheit und Arbeitswut. Allerdings drängten Pofalla und de Maizière nach vier Jahren wieder ins Licht, raus aus dem Kanzleramt.

Peter Altmaier dagegen hat das Amt schon nach wenigen Wochen verändert. Vorsichtig, aber beharrlich versucht er, aus dem Kanzleramtsminister eine öffentliche Figur zu machen. Bei den Automobil-

Lobbyisten mischt er sich genauso unter die Leute wie bei Neujahrsempfängen von einigen tausend Mittelständlern. Beim politischen Aschermittwoch in seiner saarländischen Heimat ist er kommende Woche einer der Hauptredner. Und wenn die Minister der Großen Koalition in Meseberg in Klausur gehen, steht er wie der Hausherr am Eingang des Brandenburger Barockschlosses und empfängt seine Kollegen mit Handschlag. Zuvor hat er im Radio über den Termin geplaudert. Erstes Fazit: Altmaier testet gerade, wie viel Öffentlichkeit sein Amt verträgt.

„Ach, wissen Sie, mein Lieber“, sagt er und lässt sich zum Gespräch auf den Rücksitz seiner gepanzerten Dienstlimousine sinken. Eben war er auf der Grünen Woche, hat Schinkenhäppchen genascht und mit einem Milchshake in der Hand für die Fotografen gepostet, jetzt geht es zurück ins Büro. Er sei nun mal eine



Altmaier-Tweets

Die CDU das Twittern gelehrt



DANIEL NAUPOLD / PICTURE ALLIANCE / DPA

Kanzleramtschef Altmaier bei der Kabinettsklausur in Meseberg: „Der Inhaber erblickt die Sonne nicht“

öffentliche Person gewesen, bevor er ins Kanzleramt einzog, sagt Altmaier. Als Umweltminister war er 16 Monate lang durchs Land getingelt, redete sich den Mund fusselig. Selbst Kernkraftwerksbetreibern versuchte er die Energiewende schmackhaft zu machen. Seine „follower“-Gemeinde auf Twitter wuchs bis heute auf über 55 000. „Altmaier hat Freude an der Politik als Kommunikation mit der Öffentlichkeit“, sagt sein Freund, Bundestagsvizepräsident Peter Hintze.

Im Wahlkampf trat Altmaier öfter auf als jeder andere CDU-Politiker, vielleicht mit der Ausnahme Ursula von der Leyens. Selbst wenn er wollte, könnte er nicht ins Heer der namenlosen Zuarbeiter der Kanzlerin zurücktreten. Und vor allem: Die CDU hat derzeit nicht übermäßig viel Spitzenpersonal, das die Säle füllt.

Deshalb täte man Altmaier Unrecht, würde man sein Streben nach Sichtbarkeit allein auf Eitelkeit zurückführen. Dahinter steckt vielmehr politisches Kalkül – und die Kanzlerin, die nebenbei ja auch CDU-Vorsitzende ist.

In Merkels Partei wuchs nach der Regierungsbildung spürbar die Sorge, wichtige Wählergruppen nicht mehr richtig ansprechen zu können. In der Regierung stellt die SPD die Minister für Arbeit und Soziales, Wirtschaft und Energie, die Union hat also genau dort kein Gesicht mehr, wo die meisten Wähler noch immer einen Kompetenzvorsprung von CDU und CSU vermuten – in der Wirtschaftspolitik. Gerade Wirtschaftsverbände und Unternehmer suchen oft vergebens nach Ansprechpartnern mit CDU-Kennung.

Altmaier hat sich vorgenommen, diese Lücke wenigstens zum Teil zu schließen. So hat er das mit Merkel abgemacht.

An einem Dienstag Mitte Februar ist er Gastredner beim Bundesverband mittelständische Wirtschaft in Berlin. Ein Hotelsaal, viel Prunk, turmhohe Blumen-gestecke auf der Bühne, dazwischen,

ebenfalls wichtig, Altmaier. „Als Kanzleramtsminister bin ich ja nicht der wichtigste Minister in der Regierung“, sagt er, „aber der gewichtigste auf jeden Fall. Auch wenn ich zugeben muss: Sigmar Gabriel ist mir dicht auf den Fersen.“

Der Spruch kommt bei den rund 3000 Firmenlenkern in dunklem Anzug gut an – auch weil er mehr ist als bloß ein Scherz. Viele in der Union nervt, dass SPD-Mann Gabriel die Debatten über die Energiewende bestimmt, selbst bislang hofierte Fachpolitiker erfahren von den neuesten Details der EEG-Reform oft erst aus der Zeitung. Doch wenn man Altmaier zuhört, dann erscheint Gabriels Rolle beim wichtigsten Projekt der Regierung plötzlich gar nicht mehr so dominant. In Altmaiers Erzählung von der Energiewende taucht der Vizekanzler bestenfalls als leitender Angestellter seiner Kanzlerin auf. „Wir dürfen die Energiewende nicht als parteipolitisches Thema einführen“, sagt Altmaier. In Brüssel werde der „Bundwirtschaftsminister gemeinsam mit Günther Oettinger und der Bundeskanzlerin“ für den Erhalt der Ausnahmen für die deutsche Industrie kämpfen.

Vor kurzem traf sich Altmaier zudem mit CDU-Generalsekretär Peter Tauber und seinem Nachfolger als Parlamentsgeschäftsführer, Michael Grosse-Brömer, in Charlottenburg abseits des Politikbetriebs zum Abendessen. Die Manager von Kanzleramt, Partei und Fraktion beratschlagten, wie sich die CDU-Politik besser verzahnen lässt.

Ohne Risiko sind der Kurs in die Öffentlichkeit und solche Treffen nicht: Wenn er zu sehr als eigenständiger Fachoder als Parteipolitiker wahrgenommen wird, sabotiert er sein Regierungsamtsamt. Denn als Chef des Kanzleramts lebt er davon, als ehrlicher Makler zwischen den Koalitionsparteien und Ministerien wahrgenommen zu werden. Von diesem Ruf aus seiner Zeit im Kanzleramt während

der vorigen Großen Koalition zehrt Innenminister de Maizière noch heute.

Auch Altmaier ist qua Amt für die SPD-Minister in der Koalition der erste Ansprechpartner. Gabriel hat seine Eckpunkte zur EEG-Reform mit ihm durchgesprochen, bevor er sie öffentlich machte. Und für Andrea Nahles gab es sogar einen Termin beim Italiener in Kreuzberg, Thema: die Rentenreform.

Ende Februar, ein Donnerstagabend, ein Restaurant am Pariser Platz. Altmaier nippt an einem Latte macchiato und redet über den neuen Job. Denken in Strukturen mache ihm Freude, sagt er. Er war Beamter in Brüssel, Parlamentarischer Staatssekretär im Innenministerium, Geschäftsführer der Unionsfraktion und schließlich mit Leib und Seele Umweltminister. Wonach er sucht, ist eine Idee, was er aus seinem Job Bleibendes machen kann. Er denkt über die Digitalisierung nach, schließlich war er es, der die verstaubte CDU das Twittern lehrte.

Auf den Nägeln brennen ihm aber viel akutere Probleme. Nach der Edathy-Affäre stehen sich Union und SPD misstrauisch gegenüber. Altmaiers drängendste Aufgabe ist es daher jetzt, im Regierungsallday neue Brücken zu bauen. Ihn sorgt, wie Union und SPD bei der Rente mit 63 zusammenkommen sollen. Derzeit rüsten die Fachpolitiker zum Gefecht um Ausnahmeregelungen und Stichtage; er ahnt, dass er noch viel Ärger kriegen könnte.

Und erfolgreiche Kanzleramtschefs sind bislang nun einmal nicht wegen öffentlichkeitswirksamer Auftritte in Erinnerung geblieben, sondern weil sie im Hintergrund halfen, den Weg für große Entscheidungen zu bereiten. Frank-Walter Steinmeier zum Beispiel konzipierte Gerhard Schröders Agenda-Politik und wuchs so vom unverzichtbaren Beamten zum Politiker, der er heute ist. Peter Altmaiers Problem besteht darin, dass er beides sein will – gleichzeitig.

PETER MÜLLER

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Das läuft noch nicht rund“

CSU-Chef Horst Seehofer über das Verhalten der SPD im Fall Edathy, sein gestörtes Vertrauensverhältnis zu Vizekanzler Sigmar Gabriel und darüber, wie die Große Koalition wieder Tritt fassen kann

SPIEGEL: Herr Seehofer, die neue Regierung ist noch keine hundert Tage im Amt, da stellt sich schon die Frage des Vertrauens. Braucht die Große Koalition nach dem Fall Edathy einen Neustart?

Seehofer: Wir brauchen keinen Neustart, aber zerstörtes Vertrauen muss wiederhergestellt werden. Das geht nicht mit Worten, sondern nur durch Taten.

SPIEGEL: Ihre eigene Landesgruppenchefin Gerda Hasselfeldt wirft der SPD „Doppelzüngigkeit“ vor. Das erinnert an Verbalattacken, die man aus der schwarz-gelben Regierung kennt. Sind wir wieder zurück in den Tagen von Gurkentruppe und Wildsau?

Seehofer: Die Äußerung war notwendig, hinreichend klar und weit eleganter als manch andere Äußerung. Vor allem aber ist Gerda Hasselfeldts Mahnung weiterhin aktuell. Ich finde es ein Unding, wenn ich höre, dass drei SPD-Spitzenpolitiker aus den Ländern die Vereinbarung im Koalitionsvertrag zur Neuregelung der doppelten Staatsbürgerschaft nicht mittragen wollen. Die SPD-Ministerpräsidenten Torsten Albig und Malu Dreyer sowie Baden-Württembergs Vizeregierungschef Nils Schmid haben in jener Nacht im November um halb sechs ihre Unterschriften unter den Koalitionsvertrag gesetzt. Und gerade über die Frage der Staatsangehörigkeit hatten wir lange und detailliert gesprochen. Da frage ich mich: Was soll das?

SPIEGEL: Sie haben in den ersten Wochen der Koalition oft von Sigmar Gabriel geschwärmt. Haben Sie sich in ihm getäuscht?

Seehofer: Jedenfalls finde ich es schwierig, dass er Informationen, die Hans-Peter Friedrich ihm im Vertrauen zum Fall Edathy zukommen ließ, weitergegeben hat. Da stellt sich schon die Frage, was man ihm künftig noch sagen kann, ohne dass ein Schneeballsystem ausgelöst wird bei der Weitergabe der Information.

SPIEGEL: Die Kanzlerin, so ist zu hören, ist Gabriel schon immer mit etwas mehr Misstrauen begegnet. Sie soll ihm nachtragen, dass er eine SMS von ihr bei den Verhandlungen über Joachim Gauck als



SLAVICA / DER SPIEGEL

Politiker Seehofer: „Stabilitätsanker? Das war eine sehr kühne Aussage“

Bundespräsidenten an die Presse gesteckt hat. Ist der Mann zu vertratscht?

Seehofer: Mein Vertrauen wurde ganz stark durch diese Geschwätzigkeit beschädigt. Ich weiß schon, dass Geschwätzigkeit im politischen Betrieb heute fast die Norm ist. Aber bei den Spitzenleuten muss man da Disziplin einfordern, sonst ist eine vertrauensvolle Zusammenarbeit nicht möglich.

SPIEGEL: Wieso lassen Sie sich bieten, dass die SPD an ihrem Fraktionschef Thomas Oppermann festhält?

Seehofer: Herr Oppermann hat jetzt ein paar dicke Probleme. Aber ich wünsche mir eine vollfunktionierende Koalition auf einer guten Vertrauensbasis und nicht das Gegenteil davon. Wir sind im Moment handlungsfähig, aber was das Vertrauen angeht, läuft es noch nicht rund.

SPIEGEL: Oppermann bezeichnet sich selbst als Stabilitätsanker der Koalition.

Seehofer: Das war eine sehr kühne Aussage, um es vorsichtig zu sagen. Als Stabilitätsanker habe ich ihn bisher jeden-

Das Gespräch führten die Redakteure Melanie Amann und Peter Müller.

falls nicht erlebt. Ich möchte klar festhalten, dass in zwei Fällen die jeweils erste Aussage von Herrn Oppermann im Fall Edathy unrichtig war und er sich korrigieren musste. Das ist der Punkt, der an das Vertrauen rührt. Wenn ich einen führenden Politiker in der Koalition habe, der zunächst sowohl sein Telefonat mit BKA-Chef Jörg Ziercke wie auch die Rückkopplung seiner Pressemeldung mit dem Unionsfraktionsvorsitzenden Volker Kauder falsch darstellt, wird das schwierig.

SPIEGEL: BKA-Chef Ziercke sagt, er habe keinen Vermerk angelegt, nachdem Oppermann ihn wegen der Informationen zu Edathy angerufen hatte. Sie standen selbst an der Spitze mehrerer Ministerien und wissen, wie Verwaltung funktioniert. Halten Sie das für glaubhaft?

Seehofer: Ich hätte in diesem Fall den Innenminister in Kenntnis gesetzt. Hier sind Fragen offen. Genauso übrigens wie bei der Mitteilung des ehemaligen niedersächsischen Innenministers, Edathy habe ihm gesagt, er hätte einen Tipp bekommen. Das scheint mir die sensibelste Aussage der letzten Tage. Da herrscht Aufklärungsbedarf.

SPIEGEL: Ist Friedrich als stellvertretender Chef der Unions-Bundestagsfraktion noch tragbar, wenn die Staatsanwaltschaft Berlin jetzt gegen ihn ermittelt?

Seehofer: Ja. Ein Fraktions- oder Parteiamt ist etwas anderes als das Staatsamt eines Bundesministers. Ich bin persönlich auch überzeugt, dass Hans-Peter Friedrich sich gesetzeskonform verhalten hat.

SPIEGEL: Die Koalition schlittert in eine Vertrauenskrise, dabei stehen wichtige Entscheidungen an, zum Beispiel die Rente mit 63. War es ein Fehler von der Union, der Rente mit 63 zuzustimmen, um ihr Lieblingsprojekt Mütterrente durchzubringen?

Seehofer: Die Rente mit 63 stand im Wahlprogramm der SPD. Und die SPD hat sie als Kernforderung in die Große Koalition eingebracht. Die Rente mit 63 ist nur dann verantwortbar, wenn man sie für Langzeitbeschäftigte konzipiert und nicht für Langzeitarbeitslose. Daher werden wir die Vorschläge der Bundesarbeitsministerin jetzt sehr genau prüfen. Menschen, die ihr ganzes Leben geschuftet haben und gesundheitlich angeschlagen sind, sollen die Möglichkeit bekommen, künftig etwas früher in Rente zu gehen. Darum geht es.

SPIEGEL: Wie wollen Sie verhindern, dass Arbeitgeber Ihre Rentenreform zur Frühverrentung nutzen? Dann würde aus der Rente mit 63 die Rente mit 61...

Seehofer: Es darf keine Rückkehr zur Frühverrentungspraxis geben. Wir wollen nicht, dass Konzerne ihre Arbeitnehmer vor einem möglichen Renteneintritt noch mit Geld in eine Zeit der Arbeitslosigkeit locken, um so ihren Personalabbau zu be-

treiben. Das wäre nicht nur ungerecht gegenüber denjenigen, die wirklich ihr ganzes Leben schufteten. Es würde neben der Rentenversicherung auch noch die Bundesagentur für Arbeit belasten – und zwar mit Milliardenbeträgen.

SPIEGEL: Die Rente mit 63 soll nur für diejenigen gelten, die 45 Beitragsjahre vorweisen können. Im Koalitionsvertrag ist nicht geregelt, wie lange Anspruchsberechtigte arbeitslos gewesen sein dürfen.

Seehofer: Fünf Jahre. So stand es im Entwurf des Koalitionsvertrags. Wir haben dann einer Bitte der Sozialdemokraten entsprochen, diese fünf Jahre nicht ausdrücklich zu nennen. Das hatte damals mit deren Mitgliederentscheid zu tun. Da sollte jedes Einfallstor für Kritik geschlossen werden. Aber niemand kann heute sagen, dass diese fünf Jahre aus Versehen im Koalitionsvertrag standen. Auch das ist eine Vertrauensfrage. Wenn ich meiner Partei den Koalitionsvertrag nahebringe, dann tue ich das so, wie er vom Text und vom Geist gemeint ist. Das erwarte ich auch vom SPD-Vorsitzenden.

SPIEGEL: Was sagt der Geist des Vertrags beim gesetzlichen Mindestlohn? Welche Ausnahmen wird es geben?

Seehofer: Es wird einen gesetzlichen Mindestlohn von 8,50 Euro geben. Und es wird Ausnahmen geben. Frau Nahles führt jetzt ja einen Dialog mit Wirtschaft und Gewerkschaften. Deren Antworten werden zeigen, wo ein einheitlicher gesetzlicher Mindestlohn echte Probleme bereitet. Ich bin mir sicher, dass wir bei ehrenamtlichen Tätigkeiten, wo es nur eine kleine Aufwandsentschädigung gibt, keinen Mindestlohn einführen können. Wenn jemand in seiner Freizeit eine Fußballmannschaft trainiert und dafür vom Verein 200 Euro im Monat bekommt, können wir keinen Mindestlohn verlan-

gen. Solche oder ähnliche Ausnahmen wird es geben.

SPIEGEL: Wie steht es um Ihr Vertrauen zu Vizekanzler Gabriel, was die Energiewende angeht? Er wird in Brüssel über die Ausnahmen von der EEG-Umlage für energieintensive Unternehmen verhandeln. Das betrifft viele bayerische Firmen.

Seehofer: Die Koalition ist in dieser Frage handlungsfähig, aber natürlich schauen wir jetzt besonders genau hin. Wir werden versuchen, die Gespräche in Brüssel aus eigenen Quellen nachzuvollziehen. Wenn das dann mit dem übereinstimmt, was Gabriel uns berichtet, kann Vertrauen wieder wachsen.

SPIEGEL: Ex-Kanzler Gerhard Schröder sagt, die Atomkraftwerke sollten zehn Jahre länger laufen als vorgesehen.

Seehofer: Der Ausstieg aus der Atomkraft ist irreversibel. Das gilt auch für die Stilllegungstermine der bayerischen Kernkraftwerke.

SPIEGEL: Eine klare Aussage, doch damit beginnt der Ärger erst. Sie setzen sich dafür ein, den Leitungsausbau erst mal zu überprüfen, bis klar ist, wo der Ökostrom überhaupt herkommt. Andere drängen zum Ausbau, darunter Ihr eigenes bayerisches Wirtschaftsministerium. Da passt doch nichts zusammen!

Seehofer: Unsere Reihenfolge steht: Wenn Mitte des Jahres klar ist, auf welche Energieträger wir in welchem Umfang nach der Reform des EEG für die Versorgung mit Strom setzen können, dann reden wir darüber, welche Stromtrassen wir für den Transport brauchen. Ich stimme keiner Trasse zu, deren Notwendigkeit ich der Bevölkerung nicht erklären kann. Wenn da die Vermutung dazukommt, dass die ein oder andere Stromtrasse vor allem zum Transport von Kohlestrom genutzt wird, dann steigt die bayerische Bevölkerung auf die Barrikaden. Wir steigen in



Verteidigungsministerin von der Leyen: „Ein Amt muss zur Persönlichkeit kommen“

Bayern doch nicht aus der Kernkraft aus, um ins Kohlezeitalter zurückzufallen.

SPIEGEL: Gabriel möchte auch bei den Biogasanlagen kräftig Privilegien streichen, dummerweise sind diese aber in Bayern sehr verbreitet. Was sagen Sie den Landwirten, die in Bioenergie investiert haben?

Seehofer: Wir handeln nicht nach dem Sankt-Florians-Prinzip: „Alle sollen sparen, nur wir nicht.“ Wirklich nicht. Aber die Biomasse kann wegen ihrer Grundlastfähigkeit im Gegensatz zu Wind und Sonne einen wichtigen Beitrag zur Versorgungssicherheit leisten. Daher müssen wir mit Gabriel noch über die Details reden.

SPIEGEL: Nicht nur mit Ministern der SPD hat die CSU so ihre Schwierigkeiten, auch CDU-Kollegin Ursula von der Leyen stößt bei den Christsozialen auf Unverständnis. Wie sehen Sie das Plädoyer der Verteidigungsministerin für eine stärkere Rolle der Bundeswehr in der Welt?

Seehofer: Die Probleme beginnen, wo es konkret wird. Mir ist wichtig, dass die Ministerin dies zunächst einmal intern bespricht, bevor sie an die Öffentlichkeit geht. Zudem darf mit diesem Engagement nicht der Einsatz von Kampftruppen gemeint sein. Beides, so hoffe ich, sieht Frau von der Leyen inzwischen aber auch so.

SPIEGEL: Ist die Bevölkerung die Einsätze nicht leid? Immerhin endet jetzt nach über zwölf Jahren das derzeitige Engagement der Bundeswehr in Afghanistan.

Seehofer: Ich habe schon sehr früh kritische Fragen über den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan gestellt. Was haben wir da wirklich und dauerhaft erreicht?

SPIEGEL: Was ist Ihre Antwort? Hat sich der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan gelohnt?

Seehofer: Ich war immer wieder als Ministerpräsident auf Beerdigungen unserer Soldaten. Wenn ich das im Verhältnis sehe zu dem Zustand Afghanistans heute, ist meine Antwort: Bei allem großartigen Einsatz unserer Soldaten plagen mich da schon im Hinblick auf die Nachhaltigkeit einige Zweifel.

SPIEGEL: Ist Frau von der Leyen die Nummer eins in der Frage, wer Angela Merkel einmal nachfolgen wird?

Seehofer: Es gilt der Satz: Ein Amt muss zu einer Persönlichkeit kommen und nicht eine Persönlichkeit zum Amt. Wir haben eine sehr starke Kanzlerin, das spüre ich jede Woche. Zu Angela Merkels achtjährigem Jubiläum als Kanzlerin habe ich auf dem CSU-Parteitag im vergangenen November gesagt, sie habe jetzt die Hälfte ihrer Amtszeit hinter sich. Ich habe keinen Zweifel, dass Angela Merkel 2017 noch mal antreten wird. Die Frage stellt sich also nicht.

SPIEGEL: Herr Seehofer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

KOMMENTAR

Aufklären statt ausgrenzen

Von Markus Feldenkirchen

Sebastian Edathy ist ein Täter. Er hat Fotos und Filme nackter Kinder bestellt, hat Geld für solche Posing-Bilder bezahlt. Das disqualifiziert ihn für politische Ämter, selbst wenn sein Verhalten nach geltenden Gesetzen nicht strafbar sein sollte. Zudem zeigt er bislang keine Spur von Reue, sondern stillisiert sich zum Opfer von Justiz und Medien. Ist es da nicht folgerichtig, dass die SPD den Mann loswerden will?

Verstörend ist die Eilfertigkeit und Härte, mit der die Sozialdemokratie den Genossen Edathy aus der Partei ausschließen möchte. Das passt nicht zu ihrem Anspruch und zu ihren Grundsätzen. Sie begibt sich auf das Niveau einer „Sperrt die Bestie weg“-Haltung, die populistisch ist, aber deswegen noch nicht richtig.

Wie es um das Menschenbild einer Partei bestellt ist, verrät nicht nur ihre Programmatik, sondern auch der Umgang mit den eigenen Sündern und Gestrauchelten. Die SPD, die für sich den Wert der Solidarität reklamiert, verhält sich im Falle Edathy kalt und egoistisch, damit nichts von dieser Affäre an ihr hängenbleibt. Sie handelt ohne Empathie. So verstößt sie nicht nur gegen ihre Werte, sondern auch gegen das Recht auf Resozialisierung, für das sie sich sonst einsetzt.

Sebastian Edathy hat schon verloren, was ihm im Leben wichtig war und Bedeutung verschafft hat: eine Karriere in der Politik. Er ist bereits den gesellschaftlichen Tod gestorben. Doch seine Parteifreunde versammeln sich unter seinem Galgen und rufen: „Hängt ihn höher!“ Andere Parteien haben ihre Sünder nicht verstoßen, selbst wenn sie rechtskräftig verurteilt wurden. Sie verloren ihre Ämter, wurden aber nicht zu Aussätzigen erklärt.

Unangenehm ist die gedankliche Schlichtheit, mit der die SPD-Führung auf das Problem Pädophilie reagiert. Das Dilemma offenbarte sich jüngst in der Talkrunde von Günther Jauch. Da unterhielten sich ein Journalist, ein Rechtsanwalt und ein Sexualpsychologe auf hohem Niveau über den Umgang mit Pädophilen, sie leisteten Aufklärung im besten Sinne. Nur eine

Am Fall Edathy entwickelt sich ein öffentlicher Lernprozess, an dem die SPD nicht teilnimmt.



Abgeordneter Edathy in seinem Berliner Büro 2013

hielt nicht mit: SPD-Familienministerin Manuela Schwesig. Allen unbequem, weil differenzierten Beiträgen begegnete sie mit finsterner Miene und wiederholte immer wieder, dass es allein um das Wohl der Kinder gehe.

Das stimmt natürlich, worum denn sonst, aber gerade deswegen geht es jetzt auch darum, das Phänomen Pädophilie zu verstehen – und damit Männer wie Edathy, die keine sozialen Randfiguren sind, sondern aus der Mitte der Gesellschaft stammen. Auf dieser Grundlage lässt sich auch über eine Reform des Strafrechts reden.

Nach den exzessiven Forderungen einiger aus der 68er-Bewegung, die

Sex mit Kindern straffrei stellen wollten, ist Pädophilie endgültig zum Tabu geworden. Nun aber entwickelt sich am Fall Edathy ein öffentlicher Lernprozess. Leider nimmt ausgerechnet die deutsche Sozialdemokratie, die oft genug die Partei war, in der gesellschaftliche Probleme beispielhaft diskutiert wurden, daran nicht teil. Sie will Pädophile ausgrenzen oder wenigstens ausschließen, als wären sie dann nicht mehr da. Statistisch gesehen sind aber auch ohne Edathy noch rund 3200 Pädophile Mitglieder der SPD. Der Deutsche Fußball-Bund muss mit 57 000 Pädophilen in seinen Reihen rechnen.

Es ist Zeit für einen rationalen Umgang mit Pädophilie. Schätzungsweise ein Prozent aller deutschen Männer hat eine pädophile Neigung. Sie ist angeboren, kein Betroffener hat sie sich ausgesucht. So ist nicht die Neigung verwerflich, sondern das Ausleben der Neigung. Wer Pädophile ächtet, hilft kaum einem Kind. Er gefährdet potentielle Opfer sogar, denn er trägt dazu bei, dass Pädophile weiter im Schatten stehen und ihren Trieb unkontrolliert und heimlich ausleben.

Nur wenn sich Pädophile in Therapie begeben, können Kinder besser geschützt werden. Dazu aber braucht es ein Klima der Ermutigung, nicht der Dämonisierung. Wer Gefahr läuft, den gesellschaftlichen Tod zu sterben, wird es sich dreimal überlegen, ob er sich anderen anvertraut.

Die SPD hätte ihren Genossen Edathy fragen können, ob er bereit sei, sich seinem Problem zu stellen. Wenn ja, hätte sie ihm Unterstützung zusichern können. Wenn nicht, hätte sie einen guten Grund für den Parteiausschluss gehabt. Diese Chance, ein Beispiel zu geben und zur Aufklärung beizutragen, hat die SPD verpasst.

EU

Jede Menge Dynamit

Großbritanniens Premier Cameron will den Durchmarsch der Spitzenkandidaten Schulz und Juncker verhindern und findet im Europäischen Rat Verbündete.

Es ist oft ein schlechtes Zeichen, wenn deutsche Wörter in den englischen Sprachschatz übernommen werden. Keine Erzählung über den Zweiten Weltkrieg kommt auf der britischen Insel ohne „Blitzkrieg“ aus. Auch der „Weltschmerz“ hat dort seit dem 19. Jahrhundert treuere Fans als in Deutschland.

Nun macht ein neuer germanischer Terminus Karriere: der „Spitzenkandidat“. Wann immer in London über die anstehenden Europawahlen gesprochen wird, verwenden die Briten das deutsche Wort mit hochgezogenen Brauen und deutlicher Missbilligung. „We don't like the Spitzenkandidat at all“, sagt einer der Berater des britischen Premiers David Cameron.

An diesem Samstag küren die europäischen Sozialdemokraten Martin Schulz, den Präsidenten des EU-Parlaments, in Rom zu ihrem Spitzenkandidaten für die Europawahl im Mai. Nächsten Freitag bestimmen die europäischen Christdemokraten in Dublin ihren Spitzenmann. Der Luxemburger Ex-Premier Jean-Claude Juncker gilt als Favorit, seit sich Kanzlerin Angela Merkel für ihn ausgesprochen hat.

Beide Kandidaten wollen die Europawahlen zu einem Referendum darüber machen, wer von ihnen der nächste Chef der EU-Kommission wird. Denn dem EU-Parlament kommt nach dem Lissabon-Vertrag zum ersten Mal eine Schlüsselstellung zu, wenn es darum geht, den Brüsseler Chefposten zu vergeben.

Doch nicht nur die britische Regierung hält das ganze Procedere für „eine idiotische Idee“. London führt eine Riege von Mitgliedstaaten an, die vor einer Politisierung der Kommission warnen. Vor allem aber wachsen die Vorbehalte gegen die Kandidaten Schulz und Juncker, die dem britischen Premier Cameron, aber auch der schwedischen

und der niederländischen Regierung viel zu integrationsfreudig sind.

Bei der Wahl des Spitzenpersonals würden automatisch alle Kandidaten ausgeschlossen, die zurzeit noch als Regierungschef Verantwortung für ihr Land tragen, wenden Camerons Strippenzieher ein. Aus diesem Grund wollten weder der polnische Premier Donald Tusk noch der Ire Enda Kenny oder der Finne Jyrki Katainen in den Ring steigen.

Die Briten schlagen mit ihrer Kritik diesmal keineswegs einen Sonderweg ein. Juncker wird auch von Schweden und Spanien abgelehnt. Der französische Staatspräsident François Hollande hält angeblich ebenfalls wenig von dem Nachbarn aus Luxemburg.

Gegen Schulz sind die Vorbehalte ebenfalls groß. Neben Großbritannien würde vor allem Ungarn gegen den Sozialdemokraten stimmen. Der Unmut gegen Schulz ist in den Hauptstädten weit verbreitet, schließlich hat der Deutsche als Parlamentspräsident den Rat immer wieder herausgefordert und die EU-Verträge bis ins Letzte ausgereizt, um die Macht des Parlaments zu stärken. Einen

derart politisch denkenden Kommissionspräsidenten wollen viele verhindern.

„Am wahrscheinlichsten ist derzeit, dass weder Schulz noch Juncker Kommissionspräsident werden“, sagt ein hochrangiger EU-Diplomat. Zwar reicht rechnerisch eine qualifizierte Mehrheit der 28 Staats- und Regierungschefs, um dem Europaparlament einen Personalvorschlag für die Wahl des Kommissionspräsidenten zu machen. Aber politisch wäre es kaum denkbar, dass ein Kommissionspräsident gegen den Willen mehrerer Mitgliedsländer inthronisiert würde.

Ratspräsident Herman Van Rompuy ist sich mit der deutschen Kanzlerin einig, dass die wichtigste Personalentscheidung der EU möglichst im Konsens getroffen werden soll. Sie bauen darauf, dass sich die Regierungschefs im Europäischen Rat traditionell nur ungern von ihrer eigenen Parteizugehörigkeit lenken lassen.

Auf keinen Fall wollen Van Rompuy und Merkel zulassen, dass das Europaparlament neben dem Kommissionspräsidenten auch noch Van Rompuys Nachfolger als Ratspräsident mitbestimmt. Das aber wäre der Fall, wenn sich Konservative und Sozialdemokraten im Parlament zu einer Großen Koalition zusammäten und gemeinsam forderten, Schulz das eine und Juncker das andere Amt zu geben.

Nicht nur die Briten, auch Ratspräsident Van Rompuy, der die Verhandlungen mit dem Europaparlament führen muss, fürchtet eine Blockade der EU-Institutionen, wenn das neugewählte Parlament auf stur schaltet. Da liege jede Menge Dynamit bereit, warnt der Diplomat eines Mitgliedslandes.

Deshalb werden schon in Brüssel mögliche Kompromisse diskutiert: Zunächst werde der Rat nach der Wahl Schulz und Juncker für das Amt des Kommissionspräsidenten ablehnen. Da sie aber die durch die Wahl legitimized Spitzenkandidaten nicht völlig ignorieren können, würden Schulz und Juncker durch andere Jobs entschädigt: Schulz könnte Hoher Vertreter für die Außen- und Sicherheitspolitik werden, Juncker Präsident des Europäischen Rates.

Den wichtigsten Job aber würden die Regierungschefs wie gehabt unter sich verabreden. Ganz ohne Spitzenkandidatur hätte der irische Premier Enda Kenny Chancen, ein Konservativer. Oder die dänische Amtskollegin Helle Thorning-Schmidt, eine Sozialdemokratin.

CHRISTOPH PAULY, CHRISTOPH SCHULT



Christdemokrat Juncker: Rückendeckung von der Kanzlerin



Sozialdemokrat Schulz: Bis ins Letzte ausgereizt



Demonstranten in Hamburg: Verbotenen Wucher von erlaubtem Profit unterscheiden

MIETRECHT

In der Blackbox

Die Koalition will die Mietexplosion in beliebten Städten stoppen.

Dabei setzt sie auf ein zweifelhaftes Instrument: den Mietspiegel. Eine Klagewelle ist absehbar.

Ausgerechnet ein Flipchart soll eines der wichtigsten Projekte der Regierung zum Erfolg führen. Gerd Billen, neuer Staatssekretär für Verbraucherschutz, hat es mitten in seinem kargen Büro aufgestellt – und darauf die Knackpunkte der sogenannten Mietpreisbremse festgehalten. „Was sind unsere Ziele?“, steht da unter anderem – und: „Wer sind Unterstützer, wer sind Gegner?“ Ein Punkt ist Billen besonders wichtig: „Was sind die Fakten?“ Der Top-Beamte hat die Fachebene gebeten, ihm Statistiken über die Mieten und ihren Anstieg zu besorgen. Ist der Wohnraum in Ballungsgebieten wirklich so teuer, dass der Staat einschreiten muss?

Damit trifft der Staatssekretär ins Schwarze. Warum der Wohnungsmarkt mancherorts überhitzt ist und wie er sich abkühlen lässt, weiß niemand genau. Das Phänomen gleicht einer Blackbox.

Da helfen auch die ehrgeizigen Pläne von Billen und seinem SPD-Minister Heiko Maas nichts. Ihr Vorhaben könnte das Problem sogar noch verschärfen und Mieter und Vermieter in Scharen vor Gericht treiben.

Das Ministerium will dem Anstieg der Mieten auf angespannten Märkten begegnen, indem Preisgrenzen eingeführt werden. Derzeit dürfen Vermieter in einigen Städten die Bestandsmieten binnen drei Jahren nur um maximal 15 Prozent erhöhen. Künftig aber soll die Mietpreisbremse laut Koalitionsvertrag auch gelten, wenn neue Mieter in die begehrte Wohnung einziehen. Diese darf dann höchstens zehn Prozent teurer werden als die „ortsübliche Vergleichsmiete“.

Ein bürokratischer Begriff, der allerdings Genauigkeit nur vorgaukelt. Denn noch existiert keine gesicherte Methode, den Vergleichswert, der künftig verbotenen Wucher von erlaubtem Profit unterscheiden soll, festzustellen. In der Regel wird dafür der Mietspiegel genutzt – ein Instrument, das viel zu oft nach undurchschaubaren Methoden erstellt wird.

Gesetzliche Kriterien sind rar, eine Ratgeber-Fibel des Bundesbauministeriums soll helfen. Trotzdem erklärt das Gesetz bestimmte Mietspiegel für „qualifiziert“, wenn sie nach „anerkannten wissenschaftlichen Grundsätzen“ ausgetüftelt worden sind. Was das heißt, verrät das Gesetz nicht.

Nach Schätzung des Bremer Mietrechtsprofessors Peter Derleder dreht sich mittlerweile jeder dritte Rechtsstreit zwi-

schen Mietern und Vermietern um die „ortsübliche Vergleichsmiete“. Und immer öfter wird dabei auch über die Frage gestritten, ob ein Mietspiegel sachgerecht erstellt wurde.

Wenn künftig auch die Rechtmäßigkeit neuer Mietverträge an dieses Instrument geknüpft wird, dürfte die Klagewelle erst richtig anrollen. „Mieter könnten erst einmal in Ruhe in eine Wohnung einziehen und dann sogleich ihren Vermieter wegen überhöhter Miete verklagen“, warnt Thomas Hannemann, Mietrechtsexperte des Deutschen Anwaltvereins.

Zudem leisten sich bisher gerade einmal 72 Städte und Gemeinden die teuren qualifizierten Mietspiegel. Vor allem in kleineren Städten kungeln Mieterbund und Vermieter-Lobby die Tabellen aus – nach dem Motto „Biete Aufschlag für Balkone gegen Abschlag für fehlende Dämmung“. Weil diese populärwissenschaftlichen Methoden gern bei einem guten Rotwein zur Anwendung kommen, hat sich für das Ergebnis der Spottbegriff „Bordeaux-Mietspiegel“ eingebürgert.

Ulf Börstinghaus, Sprecher des Deutschen Mietgerichtstages, spricht von Deutschland als einer „Mietspiegel-Wonderworld“, in der sich alle erdenklichen Formen von Statistiken finden, „vom Porsche bis zum Trabi“. Trotzdem wird jeder der fast 800 Mietspiegel von der jeweiligen Kommune herausgegeben und trägt somit ein offizielles Siegel.

Jede Gemeinde und Stadt bestimmt dabei selbst, wie detailliert sie neben Lage, Baujahr und Fläche von Wohnungen wei-

tere Faktoren berücksichtigt, die sich mindernd oder erhöhend auf die Miete auswirken. Allein in Berlin gibt es Dutzende derartige Kriterien – sie reichen von der Frage, ob der WC-Spülkasten in die Wand eingelassen ist, über den Einbau „einbruchhemmender Wohnungs- und Haustüren“ bis zum Vorhandensein eines „rückkanalfähigen Breitbandanschlusses“. „Viele Mietspiegel sind inzwischen so komplex, dass sie nicht einmal mehr von denen verstanden werden, die sie erstellen“, heißt es bei einem großen Wohnungsbauunternehmen. Je komplexer die Materie, desto mehr wird geklagt – das lehrt die Erfahrung.

Besonders fatal für die Pläne des Justizministeriums ist aber, dass auch seriös errechnete Mietspiegel selten als Gradmesser für ortsübliche Preise taugen. „Die meisten Mietspiegel haben wenig mit der Realität auf dem Wohnungsmarkt zu tun“, sagt Michael Voigtländer, Experte für Immobilienökonomik beim Institut der deutschen Wirtschaft Köln. „Mietspiegel basieren auf Preisen der vergangenen Jahre. Kurzfristige Entwicklungen können sie gar nicht berücksichtigen.“ Zudem könnten zwischen der Erhebung der Zahlen und der Veröffentlichung des Mietspiegels Jahre verstreichen.

Dass die offiziellen Mietspiegel wenig mit der Realität zu tun haben, erkennt

jeder Wohnungssuchende sofort. Beispiel Berlin: Der höchste im jüngsten Mietspiegel ausgewiesene Quadratmeterpreis für eine mittelgroße Wohnung liegt bei 9,01 Euro. In guten Lagen finden sich aber kaum Wohnungen für diesen Preis. Die Wirklichkeit nähert sich dem doppelten Wert an.

Der Unterschied hat einen einfachen Grund: Neben den Preisen bei Neuvermietungen werden auch veränderte Bestandsmieten für den Mietspiegel berück-

„Viele Mietspiegel sind so komplex, dass sie nicht einmal mehr von Experten verstanden werden.“

sichtigt. Bereits dies dämpft die Dynamik. Außerdem entscheidet die örtliche Politik, nach welchem Rezept Bestands- und Neumieten gemixt werden. So lässt sich der Wunsch zur Realität erklären. Ein besonderer Statistik-Coup war in Berlin zu beobachten. Im Vergleich zur vorherigen Erhebung wurde beim aktuellen Mietspiegel der rechnerische Anteil der Bestandsmieten deutlich erhöht. Entsprechend stiegen die offiziellen Preise des Mietspiegels deutlich weniger als erwartet.

Als Richtschnur für eine Preisbremse bei Neuvermietungen ist der Mietspiegel daher ungeeignet. Wohl auch deshalb heißt es im Koalitionsvertrag verschämt, man wolle die ortsüblichen Vergleichsmieten im Mietspiegel „auf eine breitere Basis stellen“. Derzeit zerbrechen sich die Beamten des Justizministeriums den Kopf, was darunter zu verstehen sein könnte. Aus dem Kreis der SPD-Politiker, die den Passus mitverhandelt haben, ist zu hören, die „breitere Basis“ sei zeitlich zu verstehen: Man müsse die Preise der vergangenen zehn Jahre in den Mietspiegel einbeziehen.

Die CDU kündigt schon vehementen Widerstand gegen derlei Ideen an. „Würden die Daten der letzten zehn Jahre einfließen, dann hätten die Mietspiegel endgültig nur noch historischen Wert“, warnt Jan-Marco Luczak, Mietrechtsexperte der Unionsfraktion im Bundestag und Vize-Vorsitzender des Rechtsausschusses. Dann könnten weder Mieter noch Vermieter beurteilen, ob ein Preis aktuell angemessen ist. „Das wirksamste Mittel gegen zu hohe Mieten ist noch immer der Bau neuer Wohnungen“, sagt der CDU-Politiker. Aber würde man die Höhe des Mietspiegels quasi einfrieren, nähme man den Investoren die dafür notwendigen Anreize.

MELANIE AMANN,
SVEN BÖLL



Staatsmänner Bush, Kohl in Bonn 1983: „Ich bin kein Kalter Krieger“

SOMMER / IMAGO

ZEITGESCHICHTE

Helmut und Helmut

Als Helmut Schmidt noch Kanzler war, quälte er den damaligen Oppositionsführer Helmut Kohl mit beißender Kritik. Nach dem Machtwechsel 1982 nahm der Pfälzer heimlich Rache.

Auf dem Zenit seiner Kanzlerschaft hatte Helmut Schmidt für seinen Herausforderer Helmut Kohl nur Verachtung übrig. „Vorsitzender der Mainzer Provinzialregierung“, ein „Biederermann“, so ätzte der eher kleine Sozialdemokrat 1976 über den gut zwanzig Zentimeter größeren Kohl, als dieser Rheinland-Pfalz regierte.

Schmidt sprach dem CDU-Chef öffentlich und intern die Kompetenz ab und verbreitete, er habe nur ein Ziel vor Augen: Kohl dürfe nie Kanzler werden. Vor Unions-Granden spottete er sogar: „Hoffentlich behaltet ihr den noch recht lange.“ Gemeint war: Das würde Schmidt das Amt erhalten.

Doch 1982 wechselte die FDP als Koalitionär von der SPD zur CDU/CSU, und ausgerechnet der geschmähte Kohl wurde Schmidts Nachfolger. Noch bei der Übergabe ließ der Hamburger spüren, wie wenig er den neuen Regierungschef schätzte. Kohl fand ein vollständig geräumtes Büro im Bonner Kanzleramt vor, was ihm bitter aufstieß: „Es gab kein einziges Stück Papier, das er mir hinterlassen hätte.“

Zurück blieben die Narben, die Schmidts Schmähungen über die Jahre hervorgerufen hatten. Der Pfälzer sei an dem Hanseaten „fast zugrunde“ gegangen, schreibt Kohl-Biograf Hans-Peter Schwarz.

Es mag überraschen, dass der neue Kanzler öffentlich nicht auf Rache aus war. Gelegentlich spottete Kohl über Papiere zur Lage der Weltwirtschaft, die Schmidt auch ihm zuschickte („unerbetene Ratschläge“). Ansonsten erweckte er den Eindruck, er habe mit dem Vorgänger abgeschlossen.

Aber das war nur Fassade, wie Akten des Auswärtigen Amts aus dem Jahr 1983 preisgeben, die nun das Münchner Institut für Zeitgeschichte veröffentlicht*.

Ob in Kohls Gesprächen mit dem damaligen US-Vizepräsidenten George Bush, Großbritanniens Eiserner Lady Margaret Thatcher, Frankreichs Präsident François Mitterrand oder Österreichs Kanzler Fred Sinowatz – immer fallen

auch Bemerkungen zu Helmut Schmidt. Freundlich sind sie nie.

Er habe ein „verheerendes Erbe“ vorgefunden, lästerte Kohl etwa in London. Sein Vorgänger habe „es sehr an Vorsorge zu Hause fehlen lassen und stattdessen sehr viel über die Weltwirtschaft geredet“. Ausgerechnet dem Sozialdemokraten Sinowatz vertraute Kohl an, Schmidt habe „sein Leben lang die Partei verachtet“.

Bei Mitterrand empörte sich Kohl darüber, dass der Altkanzler für fürstliche Honorare Reden hielt. Schmidts Beispiel würde zeigen, dass „sich Geld und Politik nicht vertragen“. Die Bürger seien in diesem Punkt sehr empfindlich.

Bei anderen Gesprächspartnern trüffelte Kohl das Gift, der Rivale von einst spiele „keine politische Rolle mehr“, sei „nur noch ein Denkmal“.

Mit der Wirklichkeit hatte diese Form der Nachrede wenig gemein. Helmut Schmidt führte bereits im Jahr eins nach seiner Kanzlerschaft die Sympathieranglisten mit großem Vorsprung an und blieb international gefragt. Thatcher lud ihn zum Dinner ein, Mitterrand empfing ihn, ebenso SED-Chef Erich Honecker, Spaniens König Juan Carlos oder US-Außenminister George Shultz.

In der öffentlichen Wahrnehmung schnitt Schmidt deutlich besser ab als der Nachfolger. Umso mehr überrascht, dass die nun zugänglich gewordenen Akten einen Kohl zeigen, der schon im ersten Regierungsjahr jene Qualitäten demonstrierte, die sich bei den Verhandlungen zur deutschen Einheit 1989/90 als Glücksfall erwiesen: Standfestigkeit, Machtinstinkt, diplomatische Umsicht.

* Institut für Zeitgeschichte (Hg.): „Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik 1983“. Oldenbourg Verlag, München; 2105 Seiten; 149,95 Euro.

Auf dem internationalen Parkett war nichts von jener selbstverliebten Betulichkeit zu spüren, die ihm Kritiker in der Bonner Regierungszentrale attestierten. Geschickt warb der studierte Historiker bei Gesprächspartnern um Vertrauen, indem er Exkurse in die deutsche Geschichte mit Privatem verband. Er streute Lebensweisheiten seiner Mutter ein („man solle dem anderen nicht zumuten, was man selbst nicht zugemutet haben wolle“), flachste mit dem sowjetischen Außenminister Andrej Gromyko über ein Bild im Kanzleramt, das Kohls Sohn Peter mit 13 Jahren gemalt hatte (Gromyko: „Ich bin erfreut, dass der Realismus in der deutschen Kunst noch nicht gestorben ist“), und er leistete sich Selbstironie. Ein Beamter notierte während Kohls Besuch im Juli in Moskau: „Heiterer Wortwechsel über die Essgewohnheiten des Bundeskanzlers.“

Kohls Sicht auf die Sowjetunion war nüchtern – und erstaunlich weitsichtig. Das Kreml-Imperium sei „ideologisch so schwach wie nie zuvor“ und habe „riesige innere Probleme“, vertraute er im Dezember 1983 dem irischen Regierungschef an. Die Wirtschaft sei marode, das Minderheitenproblem wiege schwer. Bereits acht Jahre vor dem Untergang des Sowjetreichs sprach Kohl davon, dass der Bankrott „auf der Hand“ liege.

Und während Kohls Vorgänger Schmidt immer voller Sorge war, dass ein Generationswechsel im Kreml zu einer aggressiveren Außenpolitik Moskaus führen könne, erkannte Kohl, dass die jungen Leute in Russland „den unseren nicht unähnlich“ waren.

Da die Zeit aus seiner Sicht für den Westen arbeitete, plädierte er für eine Fortsetzung der Entspannungspolitik und mahnte die auf Eskalation drängende Margaret Thatcher zu Geduld. Man müsse abwarten, im Übrigen komme es darauf an, „sich nicht an die Diktatur zu gewöhnen, nicht abzustumpfen, sondern

an der Idee der Freiheit festzuhalten“.

Gegenüber seinen Gesprächspartnern im Ostblock verberg er höflich, dass er sie für Auslaufmodelle hielt. Kohl sei es meist gelungen, eine „persönliche Atmosphäre zu schaffen“, erinnert sich der außenpolitische Berater Horst Teltschik drei Jahrzehnte später, das sei eine „besondere Begabung“ des Kanzlers gewesen.

Teltschik nennt es die „Politik der kleinen Gesten“: Erwähnte Spaniens Premier

in die Verhandlungen einzubeziehen, ermunterte der Kanzler die Regierenden in Paris wie in London, hart zu bleiben,

Zeitweilig sah es so aus, als könnte die sogenannte Nachrüstung kippen. In der Bundesrepublik und anderen Ländern protestierten Hunderttausende gegen die Raketenstationierung der USA; die Regierungen in Dänemark, Griechenland, Portugal gingen auf Distanz.

Misstrauisch verfolgten die Amerikaner deshalb jeden Schritt der Deutschen. Als sie vorübergehend den Eindruck gewannen, auch die Bundesregierung schwanke, warnte Bush, die „US-Seite nehme die Durchführung des Zeitplanes sehr ernst“.

Eine unnötige Mahnung. Kohl und sein Außenminister Hans-Dietrich Genscher schwankten nicht. Wenn sie vom Doppelbeschluss abgerückt wären, sagt Genscher heute, „wären wir erledigt gewesen“.

Im Nachhinein erwies sich die klare Haltung Kohls und Genschers in doppelter Hinsicht als Segen. Wie Michail Gorbatschow später erzählte, überzeugte die Unnachgiebigkeit des Westens das Politbüro von der Notwendigkeit, Reformen einzuleiten – und ebnete ihm den Weg.

Und auch Bush, der während der Verhandlungen zur deutschen Einheit im Weißen Haus regierte, zog Schlüsse, die den Deutschen 1989/90 zugutekamen.

Kurioserweise verdankte Kohl diesen Erfolg ausgerechnet der ihm so verhassten Friedensbewegung. Bei einem Besuch Bushs in Krefeld im Juni 1983 blockierten nämlich Demonstranten die Ausfahrt des Seidenweberhauses, in dem ein Festakt stattgefunden hatte. Kohl saß mit seinem Staatsgast in der Tiefgarage fest.

Als der schwarze Cadillac von Bush schließlich losfahren konnte, gelang es Demonstranten, die Limousine mit Steinen und Erdklumpen zu bewerfen.

Kohl empfand die Szene als Blamage. Bush hingegen schlussfolgerte, dass die Regierung bereit sei, den Preis für Meinungsfreiheit zu bezahlen.

Fortan hielt er die Bundesrepublik für eine stabile Demokratie, die für die Sünden der Vergangenheit bezahlt habe. Als 1989 die Mauer fiel, zögerte Bush nicht, ein geeintes Deutschland in die Souveränität zu entlassen: „Irgendwann muss einmal genug sein.“

Kohl genießt heute weltweites Ansehen. Selbst Helmut Schmidt, inzwischen 95, weiß seinen 83-jährigen Nachfolger zu schätzen. 2010 räumte er in der „Zeit“ ein, er habe Kohl „lange als Provinzpolitiker empfunden“. Jetzt wisse er, der Pfälzer sei ein „Staatsmann“.

Einen Seitenhieb vermochte Schmidt sich dennoch nicht zu verkneifen. Seine Neubewertung Kohls habe seine „Sympathien und Antipathien nicht berührt“.

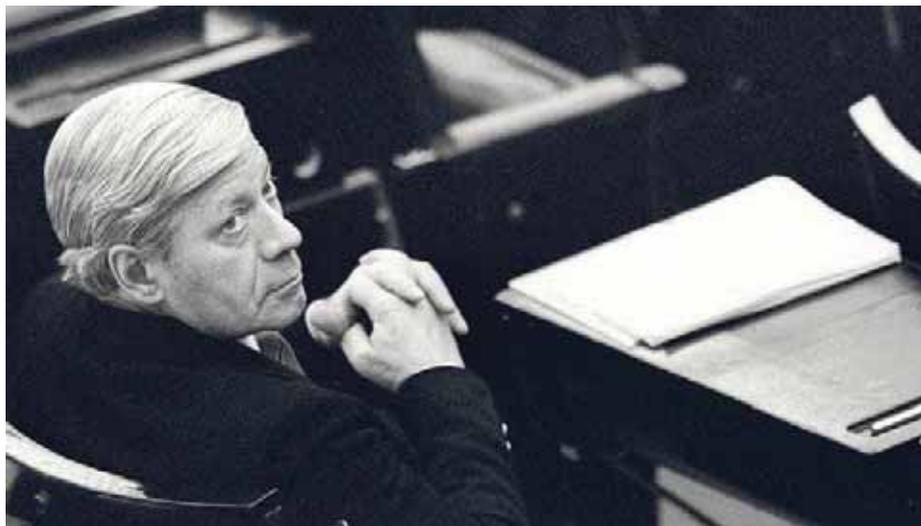
„Schmidt hat sein Leben lang die Partei verachtet.“

Helmut Kohl 1983

Felipe González seine Söhne, brachte Kohl beim nächsten Treffen Geschenke mit. Bush schickte er Pfälzer Leberwurst. Und immer wieder erzählte er vom Schicksal seiner Familie. Ein Onkel im Ersten Weltkrieg, der Bruder im Zweiten Weltkrieg gefallen, die Ehefrau aus dem Osten geflohen. Vom deutschen Boden werde „kein Krieg ausgehen“, versicherte er dann.

Solche Bekundungen waren aber auch geboten, denn 1983 drohte ein neuer Kalter Krieg. In den USA regierte Ronald Reagan und versetzte die Kreml-Führung mit martialischen Reden in Kriegsangst. Die Nato wiederum konterte mit dem sogenannten Doppelbeschluss die sowjetische Aufrüstung mit SS-20-Nuklearraketen. Der Beschluss sah vor, ab Ende des Jahres 572 amerikanische Marschflugkörper und Pershing-II-Raketen in Europa zu stationieren – es sei denn, die Supermächte einigten sich zuvor bei Verhandlungen in Genf.

Kohl wollte den Erfolg dieser Gespräche. Er drängte Reagan zu Zugeständnissen und warb in Moskau um Entgegenkommen („Ich bin kein Kalter Krieger“). Doch als die Sowjets verlangten, auch britische und französische Atomwaffen



Kohl-Vorgänger Schmidt im Bundestag 1983: „Verheerendes Erbe“

WOLFGANG STECHER / VISUM



Entwurf des Denkmals für Freiheit und Einheit in Berlin

MILLAS-PARTNER / SASHA WALTZ / DDP-IMAGES / DAPD

GEDENKEN

Fledermäuse im Bauch

Zwei Denkmäler sollen an die Revolution von DDR-Bürgern im Herbst 1989 erinnern. Aber weder in Berlin noch in Leipzig wird bislang daran gebaut.

Feucht ist es und kalt. Und ein wenig modrig riecht es auch. Aber die Augen von Ulrike Jacobi leuchten, als wäre sie im Urlaubsparadies. Sie schwärmt von den mehr als vier Meter dicken Wänden und von den Tausenden Holzpfählen, auf denen hier alles ruht. „Welch eine Baukunst“, lobt die Frau vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, dann zieht sie den Kopf ein und führt in eine weitere Gewölbekammer.

Dort zeigt die Projektleiterin Jacobi auf ein Loch in der Wand. „Da fliegen Fledermäuse durch“, erklärt sie, hinein in die Finsternis, die hier gewöhnlich herrsche. „Wochenstube“ würden diese Kammern genannt. Und die seien besonders wertvoll. Denn in ihnen könnten die Fledermausweibchen bis zur Geburt der Jungen hängen, ungestört von den Männchen.

Die Säugetiere mit der Wohnanschrift 10178 Berlin, Schloßplatz, nahe Unterwasserstraße, sind derzeit Thema im Kanzleramt, im achten Stock, wo Monika Grütters (CDU) arbeitet. Die neue Kulturstaatsministerin musste zur Kenntnis nehmen, dass die Fledermäuse ein zentrales Projekt ihrer Amtszeit stören. Denn sie bewohnen den Sockel, auf dem einst eine Statue von Kaiser Wilhelm hoch zu Ross stand – und nun ein neues Symbol errichtet werden soll: das Freiheits- und Einheitsdenkmal.

Zum 25. Mal jährt sich in diesem Herbst die Revolution in der DDR – ein Ereignis, das an den zentralen Schauplatz

zen Leipzig und Ost-Berlin (jetzt Berlin-Mitte) mit eindrucksvollen Monumenten gewürdigt werden soll. Doch mit einer feierlichen Eröffnung beider Bauten ist auf absehbare Zeit nicht zu rechnen: Zeit- und Budgetpläne machen Probleme, der Bau in Leipzig ist vollkommen ungewiss.

Von gleich mehreren „Projektrisiken“ sprachen die zuständigen Experten der Baubehörde und des Kanzleramts vor einigen Wochen mit Blick auf das Berliner Denkmal, von „Kostensteigerungen“ und schwer kalkulierbaren Genehmigungsverfahren. Die bauliche Realisierung sei „wohl sehr schwierig“, sagt Grütters.

Die Errichtung der Denkmäler hatte der Bundestag in den Jahren 2007 und 2008 beschlossen, trotzdem existieren die Projekte bis heute allein auf dem Papier. In Leipzig erinnern nur Schilder an einer Brachfläche am Rande der Innenstadt an das Vorhaben. 70 000 Felder und Podeste in sieben Farben sollen an dieser Stelle einen riesigen, quietschbunten Flickenteppich bilden – als Anspielung auf jene

70 000 Demonstranten, die am 9. Oktober 1989 an der ersten Massendemonstration gegen die SED und die DDR-Staatsführung teilnahmen. So sieht es der Entwurf der Münchner Architekten Marc Weis und Martin de Mattia vor, die im Juli 2012 den internationalen Gestaltungswettbewerb gewonnen hatten.

Doch jene Bürger, die 1989 ängstlich und wütend um den Stadtring marschierten, immer in Sorge, von Armee oder Polizei könnte ein Blutbad ausgehen, können mit dem farbenfrohen Ensemble nichts anfangen. „Es spiegelt sich darin keinerlei Respekt für den Mut der Menschen wider, die damals auf die Straße gingen, um friedlich zu protestieren“, heißt es in einem Dialogforum, das die Stadt Leipzig nach zahlreichen Protesten eingerichtet hatte. Sollte der Siegerentwurf zur Ausführung kommen, schrieb ein anderer Bürger, „so müsste man das im wahrsten Sinne der Worte als Einladung sehen an die Touristen aller Länder: Kommt her und tretet die Erinnerung an den Mut der aufrechten Leipziger vom Herbst 89 mit den Füßen!“

Schon den geplanten Standort empfinden die Aktivisten als Zumutung. Das Denkmal soll am Wilhelm-Leuschner-Platz entstehen, einem verödeten Ort, der mit der historischen Demo 1989 wenig zu tun hat. Viele hegen den Verdacht, die Stadt Leipzig wolle die vom Bund bereitgestellten fünf Millionen Euro vor allem für die Aufhübschung einer verlotterten Brache verwenden. Das Denkmal wäre dabei nur Mittel zum Zweck.

Die Stadtväter gaben dem Druck der Bürger – zumindest teilweise – nach und ließen eine Überarbeitung der Entwürfe zu. Dieses Verfahren war rechtlich höchst umstritten, zumal infolge der Proteste der dritte Preisträger auf wundersame Weise zum ersten deklariert wurde. Vorigen Dienstag kassierte das Oberlandesgericht



Dresden die Korrektur. Der ungeliebte Flickenteppich hat nun wieder Chancen.

Aber wird das Denkmal für Bürgermut deshalb auch errichtet, gegen den Willen vieler Bürger? SPD-Oberbürgermeister Burkhard Jung, der für den Bau verantwortlich ist, steckt in der Klemme. Einflussreiche sächsische Politiker wie Michael Kretschmer, Generalsekretär der Landes-CDU, wollen den Siegerentwurf unbedingt verwirklichen – ganz im Sinne des unionsgeführten Kanzleramts, das das Vorhaben schließlich weitgehend finanziert. „Die Geschichte wird entscheiden, ob die Menschen das Denkmal schön finden oder nicht“, sagt Kretschmer.

Ex-Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee (SPD) dagegen hält nicht nur den Flickenteppich für wenig gelungen, sondern auch die an zweiter und dritter Stelle prämierten Entwürfe im Gestaltungswettbewerb: „Was wir brauchen, ist ein Denkmal, das auch Auswärtige begreifen. Es muss für sich selbst stehen.“ Er fordert einen neuen Wettbewerb sowie ein Mitspracherecht für die Leipziger; und er würde darüber gern mit der Staatsministerin persönlich reden.

500 000 bis 600 000 Euro, die bereits für Planungen und Wettbewerb ausgegeben wurden, müsste die Stadt in diesem Fall an Bund und Land zurückzahlen. Zudem



Baubrache in Leipzig, umstrittener Denkmalentwurf: „Kommt her und tretet die Erinnerung mit

ist mit Forderungen nach Schadensersatz durch die drei Preisträger zu rechnen. Dies könne das Ende des Denkmalprojekts bedeuten, hatte Grütters' Vorgänger Bernd Neumann (CDU) den Leipziger Oberbürgermeister voriges Jahr bereits gewarnt: Das wäre der größtmögliche politische Schaden.

Vor der eigenen Haustür, in Berlin, gibt es zwar weniger Proteste, dafür aber zahlreiche technische Herausforderungen. Die etwa 50 Meter lange begehbare Schale, die wie eine Wippe bewegt werden können soll, ist als Hommage an die „Bürger in Bewegung“ gedacht. Ein „Freudenmal“, schwärmte Initiator Günter Nooke (CDU), auf dem „Logenplatz der deutschen Geschichte“.

Doch die Vorfreude ist getrübt. Denn das monströse Bauwerk warf zuletzt viele praktische Probleme auf, die das Projekt offenbar schwer kalkulierbar machen. Derzeit werden die „haushaltsbegründenden Unterlagen“ erarbeitet, die Baugenehmigung ist noch nicht erteilt. Schuld daran sind nicht allein die Fledermäuse, die sich durch ausdauerndes Herumhängen das Recht auf artgerechte Umsiedlung erkämpft haben. Die zuständigen Behörden haben baulich schwierige Fragen zu bewerten: Wie soll die Schale auch Behinderten zugänglich sein? Und wer garantiert, dass die begehbare Oberfläche im Winter nicht vereist?

Auch die Schützer alter Denkmäler haben noch ein Wörtchen mitzureden. Auf



den Füßen“

dem zukünftigen Stellplatz der Einheits-Wippe – neben dem im Wiederaufbau befindlichen Stadtschloss – legten Arbeiter guterhaltene historische Mosaike frei, die zum berittenen Kaiser und seinem alten Zuhause passen, nicht aber zur Wippe. Ein Kompromiss muss deshalb her, zwischen Denkmalschützern und den Wettbewerbsgewinnern vom Büro Milla & Partner. Die sind aber leicht angesäuert, weil das Kanzleramt bereits in ihr Kunstwerk eingegriffen hat.

Laut Entwurf sollten an der Außenseite der Schale möglichst viele Losungen aus dem Herbst 1989 zu lesen sein. Die ganze Vielfalt der Wünsche der Herbst-Aktivisten sollte so sichtbar werden: von „Visa-frei bis Hawaii“ bis „Stasi in den Tage-

bau“. Grüters-Vorgänger Neumann, der in Bremen aufgewachsen ist, war das zu kompliziert. Wer solle denn über die Auswahl der Losungen entscheiden? Eine Historikerkommission oder frühere Bürgerrechtler? Stattdessen schlug er vor, die Außenseite einfach mit einer Zeile aus der Nationalhymne zu versehen: „Einigkeit und Recht und Freiheit.“

Absegnen ließ er sich das von einigen Bundestagsabgeordneten. Vielen Bürgerrechtlern wird diese Umdeutung nicht gefallen. Eine Debatte über die Anleihe aus der Nationalhymne war allerdings bislang nicht möglich – der Änderungsvorschlag blieb bis zuletzt unter Verschluss.

Sollte das Berliner Denkmal irgendwann genehmigt werden, werden sich in

der Praxis neue Herausforderungen stellen. Denn so ein Bau will auch geputzt, gewartet und bewacht werden, die laufenden Kosten werden auf rund 130 000 Euro jährlich geschätzt. Aber wer soll dafür aufkommen?

Der Bund will nur die unmittelbaren Baukosten für die Wippe übernehmen. Da der Sockel des zerstörten Kaiserdenkmals und das Grundstück der Stadt Berlin gehören, soll sie den Unterhalt übernehmen. Das aber mag der Senat nicht – großzügig bietet er deshalb dem Bund die Örtlichkeit zur Übernahme an.

Die Sanierung des Sockelgewölbes geht indes weiter. Stolz zeigt Projektleiterin Jacobi die Fundstücke, die in einem der Räume unter einer Plane lagern. Taucher hatten den Grund eines Grabens abgetastet und alte Munition beseitigt – und fanden nebenbei Teile des alten Reiterdenkmals.

Bei solchen Arbeiten gebe es immer Überraschungen, sagt Ulrike Jacobi. Sie bangt um die schönen Gewölbe, durch die riesige Träger gerammt werden müssen, um die Freiheits- und Einheits-Wippe zu stabilisieren. Immer vorausgesetzt, der Denkmalschutz stimmt zu.

Und der Zeitplan?

Frau Jacobi, endlich wieder im Freien, atmet tief durch – und zieht es vor zu schweigen. STEFAN BERG, STEFFEN WINTER

RESENTIMENTS

Allah und die Brandstifter

Die Zahl radikaler Islamgegner in Deutschland nimmt zu. Sie organisieren sich in Parteien, Vereinen und Internetportalen. Bundesregierung und Verfassungsschutz halten sich bedeckt.

Der Stachus ist einer der schönsten Plätze Münchens, reich an Tradition und reich an Passanten. Michael Stürzenberger hat den Ort bewusst gewählt; die Hand zur Faust geballt, schreitet er auf und ab. Und brüllt: „Der Koran ist das gefährlichste Buch der Welt.“

Polizisten in schussicherer Weste bewachen das Gelände. Denn ein paar Dutzend Menschen sind gekommen, um gegen Stürzenberger, den Agitator, zu demonstrieren.

Stürzenberger, 49, war vor rund zehn Jahren Pressesprecher der Münchner CSU; seit 2012 führt er in Bayern die Splitterpartei „Die Freiheit“, vor drei Monaten wurde er zum Bundesvorsitzenden gewählt. Er predigt den Hass auf den Islam, er vergleicht den Koran mit Hitlers „Mein Kampf“. Seit zwei Jahren sammelt er Unterschriften gegen ein Islamzentrum, das in München entstehen soll. Mehr als hundert islamfeindliche Kundgebungen hat er schon abgehalten.

Der Mann von der „Freiheit“ ist nicht allein. Er hat Unterstützer, Gefolgsleute, sie haben Schilder aufgestellt: „Keine Moschee am Stachus“, „Stoppt die Gegner der Demokratie“. Stürzenberger ruft, die Scharia schreibe Männern vor, Frauen zu schlagen. Seine Stimme überschlägt sich. „Das wollen wir in Bayern nicht!“ Ein Rentner fragt, wo er „gegen den Islam“ unterschreiben könne.

Den meisten Münchnern sind Stürzenbergers Angriffe peinlich. Seine Hetze erinnere an die „dumpfen Parolen der Nazis“, sagt Stadtrat Marian Offman (CSU). Die Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Christian Ude (SPD) fürchtet Konflikte vor den Kommunalwahlen, München habe sich zu einem „Experimentierfeld“ für radikale Islamgegner entwickelt. Die Rechtspopulisten der „Freiheit“ proben, ob ihr Angriff auf die muslimische Minderheit mehrheitsfähig ist. Sollte Stürzenberger genügend Unterschriften für ein Bürgerbegehren gegen den Moscheebau sammeln, wäre das über Bayern hinaus ein Signal für Muslime, nicht willkommen zu sein.



„Die Freiheit“-Vorsitzender Stürzenberger
„Das gefährlichste Buch der Welt“



Anschlag auf islamische Gemeinde in Leipzig
Fünf Schweineköpfe auf Holzpfählen

Mit dem Bau einer Moschee fängt es meistens an: Dann wird aus Abneigung offener Widerstand, mitunter Hass und Gewalt. In Berlin, Hanau und Hannover wurden in den vergangenen zwei Jahren Brandanschläge auf islamische Gebetshäuser verübt. Politically Incorrect, die wichtigste deutschsprachige Anti-Islam-Website, registriert bis zu 120 000 Besucher pro Tag.

Radikale Islamgegner haben die Parteien „Die Freiheit“ und „Pro Deutschland“ sowie die Bürgerbewegung „Pax Europa“ gegründet. Und sie bemühen sich, Einfluss auf die Anti-Euro-Partei Alternative für Deutschland (AfD) zu gewinnen. Der ehemalige Bundesvorsitzende der „Freiheit“ rief seine Anhänger auf, bei der Europawahl im Mai die AfD zu unterstützen.

Laut einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung halten 56 Prozent der Deutschen den Islam für eine „archaische Religion, unfähig, sich an die Gegenwart anzupassen“. Ähnlich viele finden, dass die Religionsfreiheit für Muslime „erheblich eingeschränkt“ werden sollte.

Liegt das daran, dass viele aus der dritten Generation der Zugewanderten den Islam strikter leben als ihre Eltern und Großeltern? Dass in manchen Brennpunktvierteln sich muslimische Schülerinnen nicht mehr trauen, ohne Kopftuch auf die Straße zu gehen?

Oder liegt es an den Meldungen über in Deutschland aufgewachsene junge Männer, die nach Pakistan gehen, um sich dort in Terrorcamps ausbilden zu lassen? Erst vergangene Woche warnte der Bundesinnenminister vor einer hohen Zahl Dschihadisten aus Deutschland, die im Namen Allahs in Syrien kämpften. Etwa 300 sind es inzwischen, die ihre Heimat verlassen haben, um in den Krieg gegen Diktator Assad zu ziehen.

Hans-Georg Maaßen, der Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, sieht eine „Wechselwirkung“ zwischen den Umtrieben radikaler Salafisten und rechtsextremer Agitation. Aber soll man deshalb Propaganda für den Islam in deutschen Fußgängerzonen verbieten?

ROBERT HAAS / SUEDEDEUTSCHER VERLAG

SILVIO BÜRGER

Rund vier Millionen Menschen islamischen Glaubens leben in der Bundesrepublik, fast die Hälfte besitzt einen deutschen Pass. Das Bundesamt für Verfassungsschutz geht von 42 000 Fundamentalisten aus, das ist ein Prozent aller Muslime in Deutschland; von ihnen gelten rund 1000 als gewaltbereit.

Islamfeinde unterscheiden in der Regel nicht zwischen Sunniten, Schiiten oder Aleviten, zwischen militanten Islamisten und friedlichen Frommen. In ihrer Vorstellung ist der Islam keine Religion, sondern eine politische Ideologie, die es zu bekämpfen gilt.

Muslimen wird unterstellt, nach der Weltherrschaft zu trachten. Sie untergraben die Souveränität demokratischer Staaten, unterwanderten ihre Rechtsordnung. Auf der Internetplattform Politically Incorrect heißt es: „Die Ausbreitung des Islam bedeutet, dass unsere Nachkommen – und wahrscheinlich schon wir selbst – in zwei, drei Jahrzehnten in einer weitgehend islamisch geprägten Gesellschaftsordnung leben müssen, die sich an der Scharia und dem Koran orientiert und nicht mehr am Grundgesetz und an den Menschenrechten.“

Auf der Website des Projekts „Nürnberg 2.0“ werden Steckbriefe von angeblichen Unterstützern der Muslime angelegt: Richter, Journalisten, Politiker, die „nach dem Muster des Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunals von 1945“ für ihre Mitwirkung an der „Islamisierung Deutschlands“ zur Rechenschaft gezogen werden sollen.

Im Sommer 2013 verbreitete sich über Politically Incorrect das Video einer selbsternannten „Anti Islam Fraktion“: Zu sehen ist, wie ein Koran auf einem Baumstumpf lodert. Drei Männer erscheinen, sie tragen Masken aus Alu-Folie und verbrennen einen weiteren Koran. Mit verzerrter Stimme wenden sie sich an die Muslime: „Ihr seid die faschistischste und hasserfüllteste Religion, die es nur gibt.“ Es folgen Bilder von Enthauptungen, blutverschmierten Fanatikern, verstümmelten Frauenkörpern, verätzten Gesichtern. Am Ende heißt es: „Gib Islam keine Chance!“ Die Münchner Staatsanwaltschaft hat Ermittlungen gegen die Urheber des Videos aufgenommen.

Gegründet wurde Politically Incorrect, kurz PI genannt, von Stefan Herre, einem Lehrer aus Köln, und sein Einfluss geht über die digitale Welt hinaus: Herre ist mit Rechtspopulisten wie dem Niederländer Geert Wilders und ausgewiesenen Islamhassern wie dem US-Pastor Terry Jones bekannt. In vielen deutschen Städten haben sich PI-Ortsgruppen gegründet, ebenso in Österreich und in der Schweiz; der Münchner PI-Ableger wird vom bayerischen Verfassungsschutz beobachtet.

Der Erlanger Jurist und Islamwissenschaftler Mathias Rohe, der sich für eine



YOUTUBE

Koran-Verbrennung im Video der „Anti Islam Fraktion“: Hetze im Internetportal

differenzierte Betrachtung des Islam einsetzt, wird bei Vorträgen von Islamfeinden ausgebuht und beschimpft. In einem PI-Kommentar hieß es: „Künftige Teilnehmer eines Vortrags von Herrn Rohe sollten immer die passende Ausrüstung mitnehmen: Wischmopp und Eimer, Kamera, ein schönes großes Kreuz ... und schöne scharfe Messer.“

Mitte November rückte die Leipziger Feuerwehr aus, weil auf dem Gelände der islamischen Ahmadiyya-Gemeinde eine Mülltonne brannte. Neben dem Feuer entdeckten die Einsatzkräfte fünf blutige Schweineköpfe, die auf Holzpfehlen steckten. Der Boden war mit blutroter Flüssigkeit übergossen. Schweine gelten im Islam als unrein. Die Polizei geht von rechtsradikalen Tätern aus.

Die Ahmadiyya-Gemeinde plant hier, im Stadtteil Gohlis, eine Moschee mit zwei Zierminaretten und Gebetsräumen für etwa hundert Gläubige zu errichten. Bereits zwei Wochen vor dem Anschlag hatte die NPD zu einer Demonstration aufgerufen. Über 10000 Bürger unterzeichneten bislang die Petition „Gohlis sagt Nein!“, die von einer CDU-Politikerin auf den Weg gebracht wurde. Eine Moschee, behaupten die Initiatoren, würde das Bild des Stadtteils „zerstören“.

Der Islam, kein Zweifel, ist in Deutschland in den vergangenen Jahren sichtbar geworden. Muslime streben in höhere Ämter in Politik und Wirtschaft. Moscheen entstehen nicht mehr nur in Gewerbegebieten am Stadtrand – sondern, wie in Leipzig, auch in den Innenstädten. Diese fortschreitende Integration von Muslimen sei paradoxerweise ein Grund dafür, dass der antimuslimische Rassismus erstarke, sagt Yasemin Shooman von der Akademie des Jüdischen Museums Berlin.

Wie aus den Vorurteilen von Bürgern gegen den Islam politisch Kapital zu schlagen ist, hat auch die NPD erkannt.

In einem Artikel ihrer Parteizeitung „Deutsche Stimme“ wurden antimuslimische Kampagnen als „Türöffner für die viel weitergehende Ausländerkritik der nationalen Opposition“ beschrieben: „Der Moslem und die Muslima als solche – mit ihrer fremden Herkunft, ihren Sitten und ihrer Religiosität – lösen bei den allermeisten Deutschen Unbehagen, Angst und Abwehr aus. Die NPD ist also wahltaktisch gut beraten, die Ausländerfrage auf die Moslemfrage zuzuspitzen und die Moslems als Projektionsfläche für all das anzubieten, was den Durchschnittsdeutschen an den Ausländern stört.“

„Der Islam ist auf die Eroberung der Weltherrschaft fixiert“, warnt der CDU-Mann im Landtag.

Dass Neonazis immer häufiger gegen Muslime hetzen, bestätigt Maren Brandenburger, die Chefin des niedersächsischen Verfassungsschutzes: Sie sieht eine „strategische Neuausrichtung des organisierten Rechtsextremismus“. Inzwischen kommt die Islamfeindlichkeit allerdings auch im Gewand des Biedermanns daher – oder der Biederfrau.

Etwa in der Stadthalle von Bonn-Bad Godesberg, wo rund 50 ältere Damen und Herren dem Vortrag von Marie-Luise Hoffmann-Polzoni folgten, der Vorsitzenden des Vereins Womenforfreedom. Ihr Thema: „Scharia versus Menschenrechte“. Auf einem Tisch liegen Bücher mit Titeln wie „Das Dschihadssystem“ und „Bedrohte Freiheit“. An der Wand hängt das Foto eines Mannes mit zerschundenem Rücken. Er wurde offenbar ausgepeitscht, nachdem er vom Islam zum Christentum konvertiert war.

Hoffmann-Polzoni trägt ein schwarzes Rüschenkleid, sie spricht mit temperierter Stimme. Das Bild, das sie vom Islam zeichnet, ist düster: Steinigungen, Kreuzigungen und Enthauptungen als Strafe für vermeintliche Verbrechen wie den Ehebruch – all das sei selbstverständlich für Muslime. Wer Alkohol trinke, werde in islamischen Ländern 40-mal mit einer Peitsche geschlagen. „Lassen Sie sich das auf der Zunge zergehen“, raunt Hoffmann-Polzoni.

Antimuslimische Parolen haben den Weg in die Mitte der Gesellschaft gefunden. Geschürt wird die Furcht vor dem Fremden von Politikern wie Hans-Jürgen Irmer, dem stellvertretenden Fraktionschef der hessischen CDU: „Der Islam ist auf die Eroberung der Weltherrschaft fixiert“, warnte er im Landtag, „wir brauchen nicht mehr Muslime, sondern weniger.“ Deren Verbänden könne man nicht trauen. Die Täuschung Andersgläubiger gehöre zum Wesen des Islam.

Nur eine Meinungsäußerung? In Deutschland dürfe der Islam ebenso kritisiert werden wie das Christentum, sagt Verfassungsschutzchef Maaßen. Und im Fall von Politically Incorrect rätseln die Behörden, ob es sich dabei lediglich um eine digitale Plattform handelt – oder um eine Organisation, die von Personen gelenkt wird. Die Beobachtung eines Blogs gilt als rechtlich schwierig. Verfassungsschützer sprechen von einer „Grauzone“.

Aber vielleicht lassen sich Grauzonen auch beseitigen. Vorigen Dienstag erteilte die Anti-Rassismus-Kommission des Europarats der Bundesregierung einen Tadel. Sie bedauert das Scheitern einer Bundesratsinitiative, eine Bestimmung ins Strafgesetzbuch aufzunehmen, „die rassistische Motive zu einem strafverschärfenden Umstand erklärt“. Länder wie Großbritannien und die USA sind da weiter: Sie haben Gesetze gegen sogenannte Hasskriminalität erlassen, um Migranten besonders zu schützen.

Ender Çetin, 37, ist ein Opfer von Hass und Rassismus. Der Vorsitzende der Berliner Şehitlik-Moschee-Gemeinde erlebte in den vergangenen drei Jahren mehrere Angriffe. Auf die Moschee wurden vier Brandanschläge verübt; Farbbeutel wurden auf die Mauern geschleudert, die Grabsteine mit Hakenkreuzen beschmiert, einmal lag ein Schweinekopf vor der Tür. Im April erhielt Çetin einen Brief: Wenn er Deutschland nicht unverzüglich verlasse, werde er erschossen.

Çetin beantragte Polizeischutz, doch die Behörden wiegelten ab. Viele Gemeindemitglieder hätten Angst, besonders nach den NSU-Morden, sagt Çetin. Er hat inzwischen Kameras am Eingang zur Moschee installiert – das Geld dafür kam von privaten Spendern.

HUBERT GUDE, MAXIMILIAN POPP, JÖRG SCHINDLER, FIDELIUS SCHMID

PLAGIATE

Leises Gurgeln

Edle Weine erzielen mitunter fünfstelligen Summen – pro Flasche. Ihre Echtheit ist selbst für Experten kaum zu überprüfen. Das lockt Betrüger.

Die Domaine de la Romanée-Conti (DRC) im französischen Burgund zählt zu den edelsten Weingütern der Welt. Ihr Spitzenprodukt, von dem jedes Jahr nur ein paar tausend Einheiten abgefüllt werden, erzielt auf dem internationalen Markt bis zu 10000 Euro pro Flasche. Der sortenreine Pinot Noir ist so begehrt, dass er nur an ausgewählte Kunden abgegeben wird.

Im vergangenen Dezember bekam das Gut, das auf eine 1500-jährige Geschichte zurückblickt, Besuch von deutschen Polizisten. Kommissare des hessischen Landeskriminalamts (LKA) hatten eine Flasche des Jahrgangs 2009 mit der Hersteller Nummer 03645 im Gepäck – und baten den Kellermeister zur Weinprobe. Dieser beäugte Glas und Etikett, öffnete die Flasche, nahm ein paar Tropfen auf die Zunge, roch, schmeckte und spuckte den Saft angewidert in einen Blechnapf. Sein Urteil: Das ist kein Romanée-Conti. Mit einem leisen Gurgeln verschwand der Rest des Flascheninhalts im Ausguss.

Die LKA-Beamten hatten mit dem Befund gerechnet. Denn seit die Preise für Spitzenweine explodieren, tummeln sich vermehrt Kriminelle auf dem Markt. Der Fall aus Hessen ist der jüngste Erfolg im Kampf gegen Plagiate und wahrscheinlich nur die Spitze des, pardon, Weinbergs. Die Täter fälschen bevorzugt jüngere Jahrgänge, bei denen sie davon ausgehen, dass die Weine erst einmal für viele Jahre in den wohltemperierten Kellern von Sammlern und Anlegern verschwinden.

Die Flasche mit der Nummer 03645 tauchte im Sommer 2013 in Darmstadt auf, wo Jens Bürger den Weinhandel Top Cru betreibt. Der Geschäftsmann hat nach dem Jurastudium sein Hobby zum Beruf gemacht und sich auf den Handel mit Spitzenprodukten spezialisiert. Wenn er über Wein spricht, dann bedächtig und ausführlich; geduldig erklärt er dem Laien die Grundlagen des Marktes.

Dazu gehört, dass etwa eine Flasche des berühmten Château Margaux aus dem Bordeaux vor einigen Jahren rund 80 Euro kostete – und heute für das Zehnfache gehandelt wird. Der Boom hat viel mit neuen Käuferschichten zu tun, die sich in Schwellenländern wie Russland und China

gebildet haben. So konnte sich der Saft der Reben zum Anlage- und Spekulationsobjekt entwickeln, insbesondere wenn er von Top-Erzeugern wie Petrus, Henri Mayer oder eben Romanée-Conti stammt.

Das Problem ist nur: So ein Wein, insbesondere von DRC, ist relativ leicht zu fälschen. Es reicht, eine günstigere Lage des Gutes zu kaufen und das Vorder- und Rückenetikett auszutauschen. Flaschen und Kapseln sind identisch. Der Inhalt ist dann nur noch am Brandzeichen auf dem Korken zu identifizieren. Dazu müsste man jedoch die Kapsel öffnen, was niemand machen wird, weil die Flasche dann beschädigt wäre und an Wert verlöre.

Jens Bürger hat Kunden, die händerringend nach den Top-Erzeugnissen der weltbesten Winzer suchen. Als ihm Mitte



BERT BOSTELMANN / BILDZOO / DER SPIEGEL



Käufer Bürger, Kudrin-Pass*
Angewidert ausgespuckt

vergangenen Jahres von einem Mann namens Alexej Kudrin ein paar Flaschen Romanée-Conti angeboten wurden, war er sofort interessiert.

Weil reiche Russen häufig teure und prestigeträchtige Rotweine im Besitz haben, war der Händler nicht übermäßig misstrauisch. Der Oligarch Roman Abramowitsch beispielsweise ist als DRC-Freund bekannt. Und Kudrin konnte mit reichlich Fachwissen aufwarten, etwa dass die Romanée-Conti ihre Weine meist im Assortiment abgibt: eine Kiste mit zwölf Flaschen verschiedener Lagen, davon nur eine Flasche des Spitzenweins.

Kudrin nannte eine Adresse in Como, wo er mit seiner Familie lebe. Er schickte Fotos der Flaschen, ihrer Vorderseite und der Rückseite, um anhand der Etiketten die Echtheit zu beweisen. Sogar eine Rechnung des Weinguts schickte er per Mail. 5036,48 Euro kostete danach das Assortiment des Jahres 2009.

Etwas genauso viel wollte er nun für eine Flasche des Top-Weins haben. Bürger fand das einen angemessenen Preis.

Der Russe kam am 15. Juli 2013 im Taxi, er sprach sehr gutes Englisch mit russischem Akzent, er gab sich weltläufig und wortgewandt, ein Mann mit Manieren und Geschmack. Im Gepäck hatte er drei Flaschen, jeweils die DRC-Spitzenlage der Jahrgänge 2006, 2007 und 2008.

Bürger prüfte die Flaschen, er ließ sich die Herkunft aus Kudrins väterlichem Weinkeller schriftlich bestätigen und kopierte den Pass. Dann ging er zur Bank, hob 17000 Euro ab und übergab sie dem Verkäufer. „Bargeld ist in diesem Geschäft nicht unüblich“, sagt Bürger.

Drei Tage später bot der Russe erneut zwei Flaschen an, diesmal Jahrgang 2009, zum Preis von 12500 Euro. Der Ablauf war nahezu identisch, nur dass der Verkäufer diesmal einen Mann namens Dmitrij für die Übergabe schickte, angeblich seinen Fahrer. Es war heiß an dem Tag, um die 30 Grad, doch der Wein war kühl. Bürger gab Dmitrij das Geld.

Ein paar Tage später wollte der Russe noch einmal liefern. Fünf Minuten vor der Übergabe bekam Bürger jedoch einen Anruf von einem Schweizer Geschäftsfreund, der ihn vor DRC warnte. Gerade sei in Essen eine Fälschung verkauft worden.

Der Weinhändler ließ das Geschäft unter einem Vorwand platzen und schickte dem Anrufer die Passkopie, und siehe da: Der erkannte den Mann. Unter einem anderen Namen hatte er bei ihm DRC-Weine gekauft, günstigere Lagen für 500 bis 1000 Euro die Flasche. Derselbe Mann, erfuhr Bürger, habe früher einmal bei einem Weinhändler in der Schweiz gearbeitet, das Unternehmen aber wegen Unregelmäßigkeiten verlassen müssen.

Bürger schwante Böses. Er nahm sich die Flasche vor, die auf dem Vorderetikett die Nummer und auf dem Rücken den

* Kopie des mutmaßlich gefälschten Ausweispapiers.

Namen des einzigen Importeurs für DRC in Deutschland trug: Reinhard Böhm.

Der Geprellte griff zum Telefon, doch allzu groß war Böhms Hilfsbereitschaft nicht. Damit entspricht der Importeur durchaus der Haltung des Erzeugers, die sich etwa so beschreiben lässt: Wir machen tolle Weine, die wir nur an ausgesuchte Kunden abgeben, und wer irgendwo eine Flasche kauft, die sich als Fälschung herausstellt, ist selber schuld.

Am liebsten wäre es dem Weingut, wenn seine edlen Produkte gar nicht erst in den freien Verkauf kämen. „Der DRC-Handel ist ein Markt der Zuteilung“, sagt Böhm, der seit 30 Jahren im Geschäft ist. Rund 6000 Flaschen Romanée-Conti produziert die Domaine in normalen Jahren, zuletzt war der Ertrag jedoch eher gering.

Da die Nachfrage immer das Angebot um ein Vielfaches übersteigt, könnten DRC und der Importeur astronomische Preise aufrufen. Aber das, so Böhm, widerspreche der Tradition des Hauses.

Die Domaine diktiert die Regeln, die Preise stehen weitgehend fest. Wer eine Kiste erwerben darf, ist sofort ein paar tausend Euro reicher. Böhm verkauft deshalb vor allem an Stammkunden. „Wir wollen Spekulation vermeiden“, sagt der Importeur, der jede Flasche persönlich ausliefert.

Die Flasche mit der Nummer 03645, sagt Böhm, habe er tatsächlich einem Kunden verkauft. Wie der Fälscher an die Belege kam, könne er sich nicht erklären.

Doch selbst DRC kann nicht verhindern, dass nach dem Tod eines Sammlers die Erben mitunter mehr Spaß an klingender Münze haben als an der Leidenschaft, eine Zig-Tausend-Euro-Flasche zu besitzen. Oder dass ein Afficionado in Geldnot gerät. Und egal von wem man die edlen Tropfen erwirbt: Das Risiko, betrogen zu werden, ist schwer auszuschließen.

Sogar Experten wie Charlie Trotter, Inhaber eines Sterne-Restaurants in Chicago, werden Opfer von Betrügnern. Voriges Jahr verkaufte Trotter eine Magnumflasche DRC, Jahrgang 1945, für 46 200 Dollar. Doch im Jahr 1945 hatte DRC keine einzige Magnumflasche abgefüllt.

Der Darmstädter Weinhändler Bürger widerstand der Versuchung, die fünf mutmaßlich gefälschten Romanée-Conti zu versilbern. Er ging zur Polizei und nahm wieder Kontakt zu Alexej Kudrin auf.

Die nächste Lieferung sollte aus vier Flaschen der Jahrgänge 2009 und 2010 bestehen. Der Preis: 21 500 Euro. Am 17. Oktober wollte der Russe kommen.

Polizisten in Zivil sicherten die Straßen um Bürgers Weinhandel ab. Doch Kudrin erschien nicht.

Am Tag zuvor hatten Polizisten in Italien einen Weinfälscherring auffliegen lassen, ein Vater und sein Sohn kamen in Untersuchungshaft. Ermittler vermuten, dass Kudrin zur Bande gehörte. Er wird jetzt mit Haftbefehl gesucht.

ANDREAS ULRICH

Totgeschwiegen

Warum gibt es so viel Pfusch in Krankenhäusern? Das Elblandklinikum im sächsischen Riesa zeigt beispielhaft, wie Ärzte, Funktionäre und Politiker gemeldete Kunstfehler vertuschen und das Leben von Patienten gefährden können.

Das Gebäude liegt auffällig wie eine Burg auf einer Anhöhe am Stadtrand von Riesa. Die schicke Fassade mit ihren grünen, gelben und orangefarbenen Metallverblendungen symbolisiert von weitem Modernität und Fortschritt.

Geht der Besucher jedoch links um das Elblandklinikum herum, in Richtung Notaufnahme, wird es duster. Hier herrscht schmutziges Grau, mehrere Fenster und eine Tür sind mit Brettern verrammelt, ein Balkon zerbröselt. Einsturzgefahr.

Von wegen Moderne – Riesas Krankenhaus ist ein notdürftig aufgehübschter Plattenbau. Und die Architektur spiegelt das Innenleben wider. Das Klinikum rühmt sich selbst seiner „ausgezeichneten medizinischen Qualität“. Innovative, schmerzarme Therapien sollen einen optimalen Genesungsverlauf garantieren.

In Wahrheit ist das Klinikum marode.

Ein medizinischer Skandal überschattet das Haus – einer, der Dutzende Frauen das Leben kosten kann. Denn ein Netzwerk aus Ärzten, Funktionären und Politikern verhindert die Aufarbeitung der Affäre und die Aufklärung der Patienten.

Die Zustände im Elblandklinikum haben etwas Exemplarisches für das deutsche Gesundheitswesen. In vielen Regionen bestimmen Kommunalpolitiker über die Krankenhäuser mit. Mit dem Ergebnis, dass dort oft Kleinkrämerei über medizinische Kompetenz herrscht, Kirchturnpolitik effiziente Qualitätsmedizin blockiert. Im Falle Riesa zeigt sich zudem, wie tief deutsch-deutsche Ressentiments in der Bevölkerung noch verankert sind.

Der Skandal begann vor sechs Jahren mit der Wahl von Markus Funk, 42, zum kaufmännischen Vorstand der Elblandklinik – einem Verbund aus vier Krankenhäusern nordwestlich von Dresden. Der Betriebswirt aus Heidelberg hatte zuvor unter anderem bei einem privaten Klinikkonzern gearbeitet, er war als Retter der finanziell angeschlagenen Hospitäler abgeworben worden.

Unter Funk erlebten die Elblandklinik eine rasante Entwicklung. Aus kleinen Provinzhäusern schmiedete er eine funktionierende Klinikgruppe. Er legte Wäschereien, Küche und den Einkauf von

Medikamenten zusammen, das Haus in Großenhain wandelte er in eine Reha-Einrichtung um.

Das hohe Defizit sank schnell, 2010 machte der Klinikverbund vier Millionen Euro Gewinn – eine Ausnahme im sonst eher maladen Gesundheitswesen. Im Ranking der öffentlichen Krankenhäuser rangierten die Elblandklinik in Bezug auf die Umsatzerlöse bundesweit auf dem ersten Platz.

Es gediehen Pläne für einen Neubau in Riesa. Das alte Haus war 1973 hochgezogen worden, nach dem Gebäudestandard eines bulgarischen Schwesternwohnheims, wie es in der DDR hieß. Die „Wirtschaftswoche“ feierte Funks Ideen; unter anderem hatte er Architekten ausgewählt, die den Neubau wie eine Autofabrik entwarfen – für Personal und Patienten sollte es keine unnötigen Wege geben.

Der Schwung zog frisches Personal an. In der Gynäkologie etablierte der neue Chefarzt Dirk Kieback das von Robotern unterstützte Operieren. „Eine neue Revolution“, jubelte die „Welt“. Die aus Aue angeworbene Chefarztin der Anästhesie drückte die Sterblichkeit der dauerbeatmeten Patienten deutlich.

Aber nicht allen gefiel der Fortschritt. Krankenpfleger befürchteten, Fließbandarbeit leisten zu müssen, Ärzte trauerten einer Medizin nach, die sich auf Gewohnheiten und Bequemlichkeiten stützte.

Die Stimmung trübte sich ein, als den neuen Fachärzten Qualitätsmängel auf-

fielen. Übliche Standards, beklagten sie, würden in Riesa nicht eingehalten. Im Zentrum der Kritik stand die Röntgenabteilung und hier vor allem die Mammadiagnostik, also die Untersuchung der weiblichen Brust auf Tumoren. „Es ist nur eine Frage der Zeit, bis hier Karzinome übersehen werden“, fürchtete einer der neuen Mediziner Anfang 2011.

Niedergelassene Frauenärzte aus der Umgebung schickten seinerzeit ihre Verdachtsfälle zur genauen Diagnose in die Klinik. Dort führten die Radiologin Annerose F. und zwei Kollegen im Auftrag der Kassenärztlichen Vereinigung (KV) Mammografien und andere Untersuchungen der Brust durch.

Annerose F. stellte die Diagnosen seit Jahrzehnten, sie stand kurz vor ihrem Ruhestand. Aber die neuen Klinikärzte beanstandeten schlechte Befundungen und mangelhafte Dokumentationen. Sie schlugen vor, durch bessere Zusammenarbeit die Mammadiagnostik zu optimieren – eine Art von Qualitätssicherung, wie sie in modernen Krankenhäusern üblich ist. F. lehnte ab.

Dabei sind Zweitbegutachtungen in der Tumordiagnostik längst Standard. Bei den Vorsorgeuntersuchungen zum Brustkrebs, dem Mamma-Screening, ist es sogar Pflicht, dass sich zwei Ärzte die Bilder anschauen.

Mitte Februar 2012 bekam F. einen seltenen Fall: ein Mann mit einem Knoten in der Brust. Der Patient war familiär vorbelastet, seine Mutter war an einem Mammakarzinom erkrankt. Die Radiologin lieferte einen uneindeutigen Befund ab: ein ausgedehnter Abszess oder Krebs. Zwei Diagnosen, die sich widersprachen. Bei Krebs hätte die Ärztin sofort eine Stanzprobe entnehmen müssen. Stattdessen kam der Patient auf die Chirurgie, zur Spaltung des Abszesses.

Dem diensthabenden Chirurgen kam das seltsam vor. Er bat Kollegen aus der Gynäkologie um eine Ultraschalluntersuchung. Bei einem Abszess hätten sie eine Flüssigkeitsansammlung finden müssen, doch sie stießen auf gut durchblutetes Gewebe: Krebs. Dem Mann wurde anschließend ein sechs Zentimeter großer Tumor aus der Brust entfernt. Statt eines Ab-



Klinikchefs Funk, Geiger 2012
„Enorme Gefahr für das Leben“

BLENDIS FRANK GRATZ



Elblandklinikum in Riesa: Aufgehübschter Plattenbau



Kreberkrankte Karin M., Ehemann: „In Riesa ging das immer ruck, zuck“

szesses hatte er eine Vorstufe von Brustkrebs.

Nun wurden die Ärzte noch misstrauischer. Sie kontrollierten einige Fälle und beurteilten elf Diagnosen innerhalb von nur sechs Monaten als fehlerhaft. Chefarzt Kieback schaltete mit zwei Kollegen im Februar 2012 den medizinischen Vorstand der Klinik ein: Stefan Geiger sagte zu, insgesamt 15 Fälle von einem externen Gutachter überprüfen zu lassen.

Inzwischen hatten Ärzte weitere verdächtige Diagnosen ans Licht gebracht: irrtümlich als gutartig befundene Wucherungen, übersehene Tumoren, nicht identifizierte Metastasen. Aber je mehr Fehler entdeckt wurden, desto mehr mauerten die betroffenen Ärzte.

Der Chef der Radiologie beteuerte, er sehe kein Qualitätsproblem, die Mammadiagnostik in Deutschland werde von der KV auf höchstem Niveau geprüft. Was der Chefarzt nicht erwähnte: Die Kollegin F. hatte ihre letzte KV-Prüfung im März 2012 nicht bestanden. Sie durfte weitermachen, weil sie ohnehin im Dezember in Rente gehen werde. Die KV sagt, es habe sich um „technische Mängel“ gehandelt, nicht um Falschbefundungen.

Auch andere Verantwortungsträger mochten keine Konsequenzen ziehen. Der medizinische Vorstand der Klinik fühlte sich nicht zuständig, auch wenn die Mammadiagnostik in dem Krankenhaus stattfand, sie sei schließlich rechtlich gesehen eine Leistung der KV. Auch die Ärztekammer, vom kaufmännischen Vorstand Funk eingeschaltet, sah keinen Anlass zu intervenieren.

In seiner Not schrieb Funk im Januar 2013 einen Brandbrief an die KV Sachsen. „Zum Schutze der Gesundheit“ und wegen der „enormen Gefahr für das Leben der Patienten“ sei es unerlässlich und „höchste Eile“, alle betroffenen Patientenunterlagen erneut zu befunden.

Für gewöhnlich tun Klinikchefs alles, damit schlechte Nachrichten nicht aus den Krankenhausmauern hinausdringen. Aber Funk sah keine andere Option. Denn in einem Gutachten hatte ein Rechtsanwalt vor gravierenden Haftungsrisiken gewarnt: Rechne man die bis zu diesem Zeitpunkt entdeckten Diagnosefehler hoch, könnten insgesamt rund 300 Patientinnen betroffen sein – ein Risiko in zweistelliger Millionenhöhe. Das Team von F. hatte in den drei Jahren zuvor mehr als 4100 Frauen mit Krebsrisiko untersucht.

Die Risikoabschätzung des Anwalts erfolgte auf der Basis verschiedener Urteile der vergangenen Jahre. Das Landgericht Osnabrück etwa sprach einem Patienten ein Schmerzensgeld von 65 000 Euro zu, bei dem ein Karzinom übersehen worden war. Das Landgericht Göttingen verurteilte eine Klinik zur Zahlung von 70 000 Euro und monatlich 650 Euro Unterhalt an

SVEN DOERING / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

SVEN DOERING / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

den Witwer wegen einer nicht erkannten Krebskrankung.

Mit Bekanntwerden des Gutachtens entwickelte sich der medizinische Skandal zu einer politischen Affäre. Denn wie in rund 500 Provinzhospitälern unter öffentlicher Kontrolle sitzt auch im Aufsichtsrat der Elblandkliniken lokale Prominenz: der Landrat, Landtagsabgeordnete, Kreisräte. Und sie alle wollen mitbestimmen. In Riesa mischte sich besonders die Oberbürgermeisterin Gerti Töpfer (CDU) ein. Die ehemalige Lehrerin warf den kritischen Ärzten und Klinikchef Funk vor, das Krankenhaus in ein schlechtes Licht zu stellen.

Um Frauen wie Anne W., eine der vielen offenbar falsch befundenen Patientinnen, kümmerte sich die Oberbürgermeisterin nicht. „Warum kommen Sie so spät?“, war die 59-Jährige von den Ärzten gefragt worden, die ihr im März 2010 einen bösartigen Tumor aus der rechten Brust entfernten; 21 mal 14 mal 12 Millimeter war er damals schon groß.

Im Sommer 2009 hatte Anne W. beim Duschen einen Knoten in ihrer Brust entdeckt, so groß wie ein Kirschkern. Ihr Frauenarzt bestätigte den Verdacht und überwies sie zur Mammografie ins Krankenhaus Riesa. Sie musste einige Wochen warten, dann erhielt sie das Ergebnis: kein Befund bei Mammografie und im Ultraschall.

Anne W. hätte beruhigt sein können, aber sie tastete weiter das Ding in ihrer Brust, und sie meinte, dass es größer werde. Im Frühjahr 2010 konsultierte sie wieder ihren Frauenarzt, der sie noch einmal zur Mammographie ins Elblandklinikum überwies: Jetzt sah auch die Ärztin, dass da ein Knoten wuchs.

Nach der Brustoperation hat Anne W. ihre Arbeit verloren, sie muss ständig Medikamente einnehmen, ist schnell erschöpft. „Ich habe gar nicht gedacht, dass ich noch so lange lebe“, sagt sie heute.

Dass Frauen wie Anne W. nach dem Bekanntwerden der fragwürdigen Befunde von der Klinik nie gewarnt, nie zu einer Nachuntersuchung gebeten wurden, offenbart, wie wenig Interesse an Aufklärung sowohl die Kassenärztliche Vereinigung als auch bestimmte Kreise des Krankenhauses hatten.

Als der kaufmännische Direktor Funk Anfang 2013 seinen Brandbrief aufsetzte, antwortete die KV zwar, sie sehe jetzt auch „dringenden Handlungsbedarf, speziell das Erfordernis der Zweitbefundung“ – und forderte F. auf, ihr „zeitnah“ alle notwendigen Unterlagen zuzusenden.

Doch dann änderte die KV innerhalb weniger Tage ihre Meinung. Am 15. März 2013 teilte sie Funk mit, sie habe sich „zu

einer Stichprobenprüfung entschlossen“. Rund 100 Mammografien sollten untersucht werden. Die KV sagt, die Fälle seien mit „Hilfe eines Zufallsgenerators“ ausgewählt worden. Funk schickte eigens einen Oberarzt zur KV, um sicherzustellen, dass zumindest die 15 bisher identifizierten Problemfälle nachbegutachtet würden. Die KV aber verweigerte die Annahme. Warum? Die KV sagt, die Fälle seien nicht wie abgesprochen auf einer CD, sondern „papierorientiert“ übermittelt worden.

In den folgenden Wochen verhärteten sich die Fronten. Direktor Funk, Chefarzt Kieback und deren Sympathisanten wurden in Riesa offen wie lästige Eindringlinge behandelt. War man zuvor noch stolz auf den Roboter im OP-Saal, so bekam Kieback nun Sätze zu hören wie: „Wir brauchen hier keine Harvard-Medizin.“



Arzt Kieback 2012: Wie lästige Eindringlinge behandelt

In einer Betriebsversammlung des Krankenhauses erschien dann im April 2013 unerwartet die Oberbürgermeisterin und las aus einem Brief der KV vor: Man habe 102 Mammografien nachbeurteilt und sei zu dem Ergebnis gekommen, „dass alle Befundungen medizinisch korrekt erfolgten“. F. sei die „Hauptleidtragende dieser Angelegenheit“, sie sei „missbraucht“ worden von Menschen, die nicht das Wohl der Patienten im Auge gehabt hätten. Der Brief endete mit dem Wunsch an Frau F., „dass es Ihnen gelingen möge, alsbald wieder zu einem normalen Leben und Arbeiten zurückfinden zu können“. Als die Oberbürgermeisterin zu Ende gelesen hatte, brandete Jubel auf.

Es war das Ende der Ära Funk.

Gegen ihn und gegen den Chef der Gynäkologie, Kieback, ermittelte alsbald die Staatsanwaltschaft. Kieback war von einem anonymen Briefschreiber wegen fahrlässiger Tötung angezeigt worden – woraufhin der Frauenarzt Monate brauchte, um den Vorwurf eines Behandlungs-

fehlers aus der Welt zu schaffen. Funk war von F. angezeigt worden. Er muss sich bis heute des Vorhalts erwehren, zur Verletzung von Privatgeheimnissen angestiftet und verleumdet zu haben.

Der Aufsichtsrat hat Funk beurlaubt, Grund: „Vertrauensverlust“. Auch Kieback und die Chefin der Anästhesie mussten gehen, andere Ärzte verließen freiwillig das Krankenhaus. Die Elblandkliniken machen wieder minus. Der OP-Roboter steht ungenutzt im Keller.

Die vielen Patientinnen, die womöglich falsch begutachtet wurden, sind nicht benachrichtigt worden. Dabei seien das, meint Funks Anwalt Andreas Meschkat, „tickende Zeitbomben“.

Der Anwalt von F. sagt, die Überprüfungen seien abgeschlossen, es seien „keine medizinischen Fehler festgestellt“ worden. Der Aufsichtsrat betont, alles getan zu haben, „um die Vorgänge aufzuklären“, die KV geht davon aus, dass es sich bei den Verdächtigungen um eine „klinikinterne Intrige“ gehandelt habe.

Wie es ist, sich in falscher Sicherheit zu wähnen, davon weiß Karin M. aus Röderaue zu berichten. Die 54-Jährige war vor neun Jahren wegen eines Tumors in der Brust operiert worden. Seither ging sie jedes Jahr zur Kontrolle ins Riesaer Krankenhaus. Im Juni 2012 wurde sie dort wieder einmal untersucht, der Bericht ging an ihre Hausärztin: harmlose Zysten, alles in Ordnung.

Im Januar 2013 bemerkte sie beim Abtasten der Brust einen Knoten. Ihre Frauenärztin überwies sie ins Krankenhaus von Meißen, die Mammographie in Riesa war zu diesem Zeitpunkt schon geschlossen. „Zum ersten Mal bin ich richtig untersucht worden“, sagt Karin M., „in Riesa ging das immer ruck, zuck, schnell drüber mit dem Schallkopf und fertig.“ Der Arzt in Meißen nahm sich eine Dreiviertelstunde Zeit. Der Tumorverdacht bestätigte sich.

Die Patientin musste sich einer Chemotherapie unterziehen. Im Dezember wurde ihr ein fünf Zentimeter großer Knoten entfernt, seither erhielt sie 28 Bestrahlungen. Karin M. fragt sich, ob ihr ein Teil der Tortur erspart geblieben wäre, wenn der Knoten schon bei der letzten Untersuchung in Riesa entdeckt worden wäre. Sie hat das Elblandklinikum angeschrieben. Wie es sein könne, dass ein Tumor so einfach übersehen werde. Die Antwort: Das Krankenhaus habe „die Räume nur vermietet“, sie solle sich an die „Ärztin direkt wenden“.

Der Fall liegt jetzt bei der Gutachterstelle der Kassenärztlichen Vereinigung. Karin M. überlegt, ob sie das Krankenhaus verklagen soll.

UDO LUDWIG,
BARBARA SCHMID

BILDUNG

Sackgasse Uni

Nie hatte Deutschland mehr Studenten, doch der Wirtschaft fehlen gute Auszubildende. Die Regierung will das Problem mit einer Imagekampagne lösen.

Er musste das Studium einfach abbrechen. Das Theoretische lag ihm nicht, der Druck war zu groß, dazu der Nebenjob, um die Miete zu finanzieren. „Ich konnte mich zu nichts mehr aufraffen“, sagt Stefan Reinecke. Acht Jahre lang habe er sich an der Universität „gequält“, mit Sprachwissenschaften, Politologie und Informatik. Lehrer und Berufsberater hatten ihm vor dem Abitur eingerichtert, dass ein Studium das Beste für ihn sei.

Seit Jahren schon tut die deutsche Politik sehr viel, um junge Menschen für ein Studium zu motivieren. Sie hat Hochschulprogramme erfunden, Akademisierungsquoten, Exzellenzinitiativen. Und doch kritisiert die OECD jedes Jahr aufs Neue, dass Deutschland zu wenig Akademiker hervorbringe. So versuchen sich mittlerweile selbst diejenigen Abiturienten an einem Uni-Abschluss, denen das Lernen in der Schule schon nicht lag.

Die klassische Berufsausbildung hat unterdessen an Prestige verloren. Abiturienten gelten inzwischen als Verlierer, wenn sie eine Lehre dem Studium vorziehen. Zudem müssen sie damit rechnen, viel weniger Geld zu verdienen als Akademiker. Ein Ausbildungsplatz erscheint heute in etwa so attraktiv wie Urlaub in Eisenhüttenstadt.

Das hat Folgen: Im vergangenen Jahr gab es erstmals mehr neue Studenten als Azubis. Industrie und Handwerk klagen, es gebe zu wenig gute Auszubildende. Unternehmer finden oft keine Fachkräfte mehr, geschweige denn Nachfolger für ihren Betrieb. „Berufliche Bildung ist gleichwertig zur akademischen Bildung – diese Botschaft muss in den Herzen und Köpfen der Menschen ankommen“, fordert der Zentralverband des Deutschen Handwerks.

Inzwischen hat die Bundesregierung immerhin registriert, welche Folgen das jahrelange Werben der Politik für das Studium hat. Und sogar ein gewisses Bemühen, den Trend zu drehen, ist zu erkennen. So will Bundesbildungsministerin Johanna Wanka (CDU) das Image der Ausbildung wieder aufpolieren und spricht von „einer großen Aufgabe dieser Legislatur“. Ihr Ministerium will sogar ein Programm aufsetzen. Es trägt den Arbeitstitel „Chance Beruf“ und ist auch



Studenten in Leipzig

JAN WOTJAS / PICTURE ALLIANCE / DPA

Studierende in Deutschland im Wintersemester, in Millionen

Quellen: Destatis, Bundesinstitut für Berufsbildung, Bundesagentur für Arbeit



ansonsten nicht allzu originell. Viele Elemente gibt es bereits seit Jahren, wenn auch unter anderem Namen.

Immerhin: Wanka möchte mehr investieren, um jungen Leuten eine Ausbildung schmackhaft zu machen. Sie will mehr Bildungslotsen engagieren, die Schüler von der Mittelstufe in die Ausbildung begleiten. Es soll mehr Potentialanalysen geben, mit deren Hilfe ermittelt wird, welche Berufe für einen jungen Menschen in Frage kommen. Und die Berufsberatung soll gezielter auf die Schüler abgestimmt werden. So will Wanka verhindern, dass Jugendliche sich für den falschen Weg entscheiden. Nicht nur weil gute Auszubildende gebraucht werden, sondern auch weil jeder Studienabbrecher den Staat natürlich Geld kostet.

Zwar solle jeder, der dazu in der Lage ist, die Chance haben, ein Studium aufzunehmen, sagt Wanka. Es müsse aber klarergemacht werden: „Die berufliche Ausbildung ist eine starke Alternative.“ Schließlich ist die Zahl der Studienabbrecher immens: Zuletzt verließen 35 Prozent der Bachelor-Studenten die Uni, besonders hoch ist der Anteil in den Ingenieurwissenschaften, wo fast 50 Prozent eines Jahrgangs aufgaben.

Damit die Ex-Studenten nicht ohne Ausbildung und damit ohne Perspektive bleiben, wird das Ministerium Ende März das im vergangenen Jahr ausgelaufene „Jobstarter-Programm“ neu auflegen und ausweiten. Bislang wurden Projekte gefördert, die neue Ausbildungsplätze schufen. Ab Oktober sollen Betriebe, städtische Projekte und Kammern, die sich explizit um Studienabbrecher kümmern, ebenfalls Fördergelder bekommen.

Um die klassische Ausbildung wieder attraktiv zu machen, wird eine Imagekampagne jedoch kaum reichen. Das System muss flexibler werden, da sind sich auch Experten einig. Leistungen, die ein Lehrling während seiner Ausbildung erbracht hat, müssten bei einem Wechsel

an eine Universität ohne Einschränkung anerkannt werden. Und umgekehrt.

Ein Jugendlicher, der die Ausbildung zum Mechatroniker abgeschlossen hat, sollte dann nicht mehr drei Jahre studieren müssen, um den Bachelor-Abschluss als Ingenieur zu erhalten, weil die Kenntnisse aus seiner Ausbildung angerechnet würden. Ein Studienabbrecher wiederum müsste keine dreijährige Ausbildung absolvieren, um Mechatroniker zu werden.

Um das zu erreichen, habe man den Deutschen Qualifikationsrahmen (DQR) eingeführt, sagen Politiker aus Bund und Ländern. Doch der DQR hat einen Haken, denn er ist nur symbolischer Natur: Die deutschen Hochschulen können weiterhin freihändig entscheiden, wen sie zulassen – Deutscher Qualifikationsrahmen hin oder her.

Experten kritisieren zudem, dass die klassische Ausbildung oft nicht zeitgemäß sei. Es gibt immer weniger Berufe, in denen sich die gleiche Tätigkeit ständig wiederholt – diese Jobs haben Maschinen und Computer übernommen. „Heute geht es nicht mehr so sehr darum, Wissen zu wissen, sondern Lernen zu lernen“, sagt Jörg Dräger, Vorstandsmitglied der Bertelsmann-Stiftung. Akademikern werde das beigebracht, Azubis jedoch nur sehr selten. Das müsse sich ändern.

Doch die Verbände, die für die Ausbildung zuständig sind, wollen davon nichts wissen. Sie fordern lediglich bessere und verpflichtende Berufsberatung in den Schulen, am besten von der Politik finanziert. Bis dahin konkurrieren sie weiter um die guten Abiturienten und jene Studienabbrecher, die bereit sind, sich weiterzubilden.

Wie Stefan Reinecke. Nach dem spät abgebrochenen Studium bekam er eine Ausbildung zum Kommunikationstrainer, stieg in zwei Jahren zum Trainermanager auf, verdient heute viel Geld – und ist glücklich.

ANN-KATRIN MÜLLER

Was war da los, Herr Lukasik?

Richard Lukasik, 79, Rentner aus Whiting, New Jersey, über Leidenschaft: „Das Wetter war eisig, und außer mir hatte keiner Lust, Golf zu spielen. Der Platz war seit Tagen geschlossen, weil er zentimeterdick zugeschneit war. Also nahm ich mir eine Schaufel und schippte Schnee, um ein paar Bälle schlagen zu können. Golf ist neben Tontaubenschießen meine große Leidenschaft. Es begann so, dass ich im College einen Freund damit aufzog, weil er Golf mochte. Das ist doch ein Spiel für alte Herren, sagte ich. Trotzdem ließ ich mich dazu überreden, es mal zu versuchen. Heute, 60 Jahre später, kann ich nicht mehr ohne. Für mich ist der Sport wie eine Therapie, ohne die Bewegung wäre mein Rückenleiden längst unerträglich. Deshalb gehe ich auch trotz kalten Windes auf einem vereisten Golfplatz üben. Nur wie weit ich geschlagen habe, weiß ich erst in ein paar Wochen: wenn der Schnee geschmolzen ist und ich meine Bälle wiederfinden kann.“



MEL EVANS / AP / DPA

Lukasik

Warum sind Sie supergeil, Herr Liechtenstein?

Der Berliner Künstler Hans-Holger Friedrich, 58, alias Friedrich Liechtenstein hat einem YouTube-Werbespot für Edeka („Supergeil“) zu Kultstatus verholfen.

SPIEGEL: Im Clip singen Sie: „Super Uschi, super Muschi, super Sushi, supergeil.“ Haben Sie das getextet?

Liechtenstein: Nein. Das stand so im Skript. Ich bin etwas komplexer.

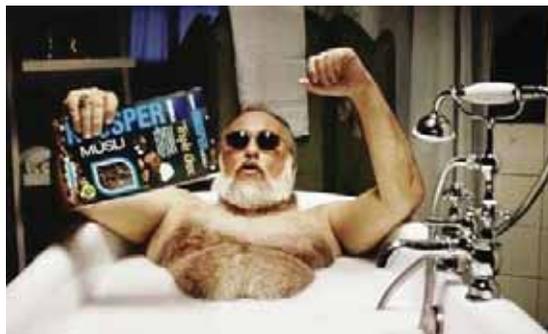
SPIEGEL: Wer sind Sie überhaupt? Alle reden von Ihnen im Netz.

Liechtenstein: Ach, ich habe ganz viele Facetten, und darüber freue ich mich auch. Mich gibt's schon lange. Ich bin Entertainer, Puppenspieler, Flaneur, Eskapist, Vater von drei großen Kindern, aber auch Schmuck-Eremit. Was das bedeutet, kann man googeln. Und ich mache mit Freunden Elektropop. Den Song „Supergeil“ gibt es schon seit zwei Jahren, wir haben ihn bloß für Edeka adaptiert, weil

die darum gebeten und dafür bezahlt haben.

SPIEGEL: Die „Supergeil“-Kampagne entwickelt sich zum Erfolgsbeispiel für virales Marketing, die Filmchen wurden bereits millionenfach geklickt. Dabei ist Edeka als Marke eigentlich das Gegenteil von supergeil und hip.

Liechtenstein: Ich glaube, das Wort funktioniert wie eine Beschwörungsformel. Wir haben ja auch noch diese Clips über supergeile Geburtstagskinder oder supergeile Arbeitskollegen gemacht, die man sich zuschicken kann.



Liechtenstein

QUELLE: YOUTUBE

Wenn man den Leuten mit Nachdruck sagt, dass sie supergeil sind, dann werden die tatsächlich ein bisschen supergeil. Wenn ich Produkte lang genug als supergeil bezeichne, dann werden sie es für den Zuschauer auch. Aber entscheidend dabei ist die Selbstironie. Wäre das nicht alles so lustig und charmant gemacht, würd's keiner glauben. Oder überhaupt ansehen wollen.

SPIEGEL: Sie sind jetzt plötzlich ziemlich berühmt. Ist das angenehm oder lästig?

Liechtenstein: Das meiste von dem Rummel krieg ich ja gar nicht mit, weil ich keinen Computer habe. Ich habe überhaupt sehr wenig von allem. Ich hab kein Telefon, kein Handy, kein TV, keinen Empfang. Ich hab auch kein Auto, nicht mal ein Fahrrad hab ich. Ich habe einen Anzug, etwas Unterwäsche und ein bisschen Geld in den Taschen. Meistens reicht's.

SPIEGEL: In dem Film wirken Sie aber ganz gut genährt, kommt das vom vielen Edeka-Essen?

Liechtenstein: Ganz so dick bin ich gar nicht. Ich drück da auch ein bisschen den Bauch raus.

Bitte nicht berühren!

EIN VIDEO UND SEINE GESCHICHTE: Warum ein Maler in Miami eine alte chinesische Vase zerschlug

Der Anruf kam gegen Abend, es war der vorvergangene Sonntag, Danilo Gonzalez war noch im Büro. Gonzalez betreibt „The Art Place“ im Künstlerviertel Wynwood, Miami, Florida, eine Galerie mit einem kleinen Café. Vor kurzem erst sind sie umgezogen, er und seine Leute, und es gibt immer etwas zu tun.

Am Telefon war ein Freund, er klang aufgeregt. Ob Gonzalez es schon gehört habe? Von der Sache im Pérez Art Museum Miami, kurz PAMM? Vom Eklat im wichtigsten Kunstmuseum der Stadt? Von Ai Weiwei, dem chinesischen Aktionskünstler, und von der Vase, die jemand habe fallen lassen?

Gonzalez hatte noch nichts gehört. Er wusste natürlich, dass das PAMM seit Dezember eine Ausstellung von Ai Weiwei zeigt, darunter 16 antike Vasen, etwa 2000 Jahre alt, die Ai in Industriefarben getaucht und dann umgedreht hatte, so dass die Farbe an den Vasen herunterlief. Aktionskunst. Aber nun hörte er von einer zerbrochenen Vase, der Freund erzählte aufgeregt, und ein Name fiel: Máximo Caminero. Jetzt war auch Gonzalez alarmiert.

Er kennt Caminero seit über 25 Jahren, einen Maler aus der Nachbarschaft, seit sechs Jahren stellt er dessen Bilder aus: moderne Malerei in karibischen Farben, die Bilder heißen „Lágrimas de mar“, Tränen des Meeres, oder „Gaviotas“, Möwen. Beide, Gonzalez und Caminero, stammen aus der Dominikanischen Republik, beide sind Anfang fünfzig. Beide kämpfen dafür, dass die Künstlerkolonie Wynwood ihren lokalen Charme bewahrt.

Aber das ist, im globalen Miami, kein einfaches Vorhaben: Eben wurde das Kunstmuseum umbenannt und trägt jetzt den Namen eines Bauunternehmers, der es zum Milliardär gebracht hat. Jedes Jahr werden hier auf der Art Basel Miami Beach Millionen umgesetzt, die Stadt zieht Geld an, legales und illegales.

Gonzalez versuchte, seinen Freund Caminero auf dem Handy zu erreichen, erfolglos. Der Maler saß bei der Polizei, und

er gab zu Protokoll, dass die Sache mit der zerbrochenen Vase kein Unfall gewesen sei, sondern sein Akt des Protests. Er habe, sagte Caminero später, dagegen protestieren wollen, dass internationale Stars wie Ai Weiwei die lokalen Künstler verdrängen.

Gonzalez verteidigt den Protest, es ist ein Protest gegen die Kommerzialisierung, gegen die Macht des Marktes, gegen die Ohnmacht der Künstler.

Es gibt ein Video von der Aktion, zufällig gefilmt von einem Besucher, das Bild wackelt etwas. Auf dem Film ist zu

rote Fleecejacke, Jeans und eine Art Strickmütze auf dem Kopf. Er steht etwas unschlüssig herum, dann steckt er die Hände in die Hosentaschen und schlenkert nach vorn, dorthin, wo der Filmer steht.

Die Vase, schätzt die Polizei, hatte einen Wert von ungefähr einer Million Dollar. Caminero drohen bis zu fünf Jahre Freiheitsentzug. Kurz nach seiner Aktion entschuldigte sich Caminero beim Kollegen Ai Weiwei: Er habe keine Ahnung gehabt, wie teuer so eine Vase sei.

Inzwischen spricht er gar nicht mehr, dazu hat ihm sein Anwalt geraten. Vielleicht hat ihn auch die Aussicht auf fünf Jahre Gefängnis zum Schweigen gebracht. Aber an seiner Stelle redet Gonzalez, sein Freund aus der Galerie. Ihm sei sofort klar gewesen, dass die Vasen-Aktion mit Vandalismus nichts zu tun habe, sagt er. Caminero habe die Vase schließlich nicht zertrümmert, sondern fallen lassen. „Zertrümmern ist ein gewaltsamer Akt. Fallenlassen ist ein Akt der Besinnung.“ Ein Akt, so sieht Gonzalez das inzwischen, der zum Gespräch einlade.

Und er stellt Fragen. „Sind Ihnen die Fotos im Museumsaal aufgefallen?“ An der Wand, hinter den Vasen, hängen drei Schwarzweißbilder, 1,80 Meter hoch, etwa 1,60 Meter breit. Sie zeigen, wie Ai Weiwei eine Vase aus der Zeit der Han-Dynastie auf den Boden fallen lässt, gefertigt irgendwann um Christi Geburt, der

Künstler hat den Blick gleichmütig in die Kamera gerichtet. Eine Aktion aus den neunziger Jahren, sie hat damals für Aufsehen gesorgt: Man kann kulturelle Werte zerstören, sagen diese Schwarzweißbilder, und gleichzeitig neue Kunst erschaffen.

Und warum, fragt Gonzalez, stellt Ai seine 16 Vasen ausgerechnet vor die Fotos mit der Han-Vase? Wollte er die Besucher nicht ermuntern, es ihm gleichzutun? Máximo Caminero, sagt sein Freund und Galerist Danilo Gonzalez, habe Ai Weiwais Akt des Protests nicht nur wiederholt. Er habe ihn, an einem Sonntag in Miami, vollendet.

HAUKE GOOS



sehen, wie sich Caminero die Vase vorn rechts greift, eine grüne. Er bleibt einen Augenblick stehen, die Vase hält er mit beiden Händen vor der Brust. Dann ist eine Stimme zu hören, möglicherweise jemand vom Wachpersonal. Die Stimme schreit „Don't touch!“, vielleicht schreit sie auch „Don't, Sir!“, so genau ist das nicht zu verstehen.

In der nächsten Sekunde jedenfalls kracht es: Caminero hat das antike Stück vor sich auf den Holzboden fallen lassen, man sieht in dem Video sehr schön, wie die Vase, mindestens 2000 Jahre alt, in viele kleine Teile zerspringt. Caminero trägt eine



HEILIGE

Das Wasserzeichen Gottes

Johannes Paul II. wird im April heiliggesprochen. Das dafür erforderliche Wunder soll sich an einer Frau aus Costa Rica vollzogen haben. Wurde sie vom toten Papst geheilt? Eine Spurensuche. *Von Alexander Smoltczyk*

In Rom gibt es einen Ort, wo Wunder gesammelt und gesichtet werden, geprüft und gefiltert, gereinigt von aller Ruhmsucht oder heidnischem Aberglauben. Es ist die „Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse“.

Die Außenstelle des Vatikans im Lateranpalast liegt an der Piazza Giovanni Paolo II. Der marmornen Straßentafel ist anzusehen, dass sie jüngeren Datums ist. Bald wird sie wieder umgeschrieben werden müssen, der Steinmetz wird das Wort „San“ in die Tafel hämmern, spätestens am 27. April: Dann wird Karol Wojtyła alias Giovanni Paolo II in Rom zum Heiligen erklärt werden. Nur neun Jahre nach seinem Tod. Selten hat es eine solche Eile bei einer Kanonisation gegeben. Johannes Paul II. war ein globaler Papst, und jetzt soll er der Heilige des 21. Jahrhunderts werden, der Welt-Heilige.

Selig ist er bereits. Doch um das zweite Level der Gottgefälligkeit zu erreichen, die Heiligkeit, ist, neben vielem Aufwand, auch ein weiteres Mirakel, ein amtlich geprüftes, wissenschaftlich unerklärbares Wunder vorgeschrieben.

Dafür gibt es das Amt an der Piazza Giovanni Paolo II; Slawomir Oder, 53, ist der „Postulator“ der „Causa Ioannis Pauli“. Er erledigt den Behördenkram in der Heiligsprechung, wirkt als Ermittler zwischen Himmel und Erde, bei dem alle Indizien, Zeugenaussagen, Mirakelberichte zusammenlaufen. So haben seine Leute sämtliche Schriften des Karol Wojtyła gesichtet, vom frühen Theaterstück „Der Laden des Goldschmieds“ bis zur letzten, kaum noch hörbaren Ansprache.

Der Monsignore ist ein Vertreter des neuen Polen, vielsprachig, effizient, seit kurzem mit gepflegtem Stromberg-Bart. Er könnte auch ein Start-up leiten. Sein Büro im vierten Stock des Lateranpalastes ist mit Akten, Papstbildern, Reise-souvenirs gefüllt. Gleich neben dem Ein-

gang steht eine Vitrine. Ein weißes Käppchen, ein Federmäppchen. Monsignore Oder hat nur auf die Frage gewartet: „Ja, das sind Originale.“ Er zeigt auf ein rundes Reliquiar, darin ein Stück Stoff mit grauen Flecken: „Die sind vom Tag des Attentats“, dem 13. Mai 1981. Sein wertvollstes Stück.

Das Sekretariat von Monsignore Oder ist auch für die Reliquienverwaltung zuständig. Es gibt sie in drei Gütegraden, je nachdem, ob es sich um einen Körperteil Johannes Pauls handelt, also meist Haare oder Blut, oder um eine „Berührungsreliquie“, nachweislich getragene Kleidungsstücke oder Accessoires. Oder aber um Dinge, die mit einer Berührungsreliquie in Berührung gekommen sind.

Körperreliquien sind derzeit etwa 400 in Umlauf. Zweitgradige ungefähr 40 000, fast ausschließlich sind das neun Quadratmillimeter große Schnipsel eines Messgewands des Papstes.

Die Zahl der Reliquien dritten Grades ist potentiell unendlich, denn es gilt das homöopathische Prinzip, wonach Substanz auch in größter Verdünnung wirkt. Allerdings, so wird gleich eingeschränkt: „Nicht als Talisman!“ Eine Reliquie sei kein Hufeisen, sondern Meditationsobjekt und Fenster zum Glauben: „Nehmen Sie sich ein paar“, sagt Monsignore.

Im Safe liegt die „Positio“, das abschließende Gutachten. Ein Exemplar hat Papst Franziskus bekommen, das andere bleibt hier bei Monsignore Oder. Die Akte des Karol Wojtyła wiegt etwa drei Kilogramm und besteht aus vier in apostolisches Eierschalenweiß gebundenen Bänden von zusammen 2709 Seiten: „Positio super vita, virtutibus et fama sanctitatis“ – „Bericht über das Leben, die Tugend und den Ruf der Heiligkeit“. Darin steht die Zeugen-

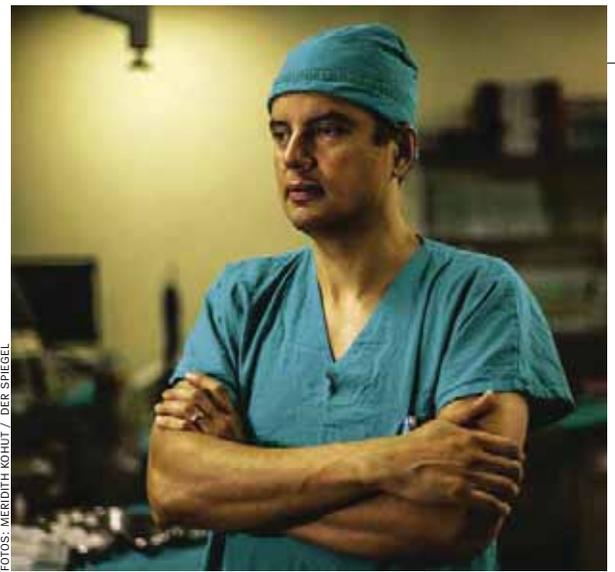
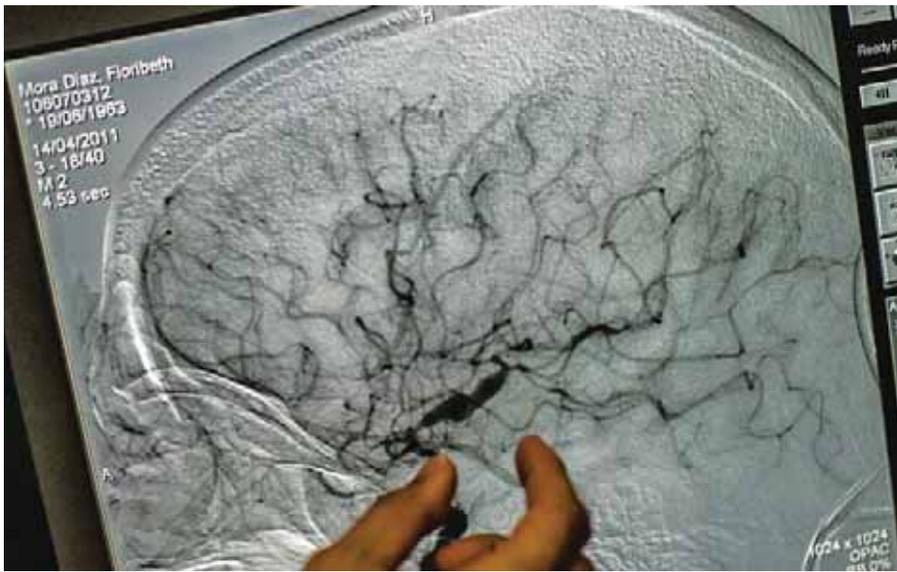
Geheilte Mora

„Seine Hände kamen aus dem Foto“



MERIDITH KOHNUT / DER SPIEGEL





FOTOS: MEREDITH KOHUT / DER SPIEGEL

Hirnaufnahme Moras, Chirurg Vargas: „Mama hat nur noch einen Monat zu leben“

ausgabe eines Dr. Helmut Kohl ebenso wie diejenige des Dalai Lama und etwa hundert anderer Zeitgenossen. Oder hat sie alle besucht in den letzten Jahren. Jeder Vernommene, sofern katholisch, musste bei seinem Seelenheil schwören, die Wahrheit zu sagen.

Im „Positio“ steht auch eine lange, wundersame Geschichte, die sich vor drei Jahren zehntausend Kilometer entfernt zugetragen hat, genauer: im rechten Temporallappen des Hirns von Floribeth Mora Díaz.

Das Haus der Familie von Mora liegt an einer abschüssigen Straße am Stadtrand von San José, dort, wo sich die Hauptstadt Costa Ricas langsam in Regenwald auflöst. Floribeth Mora ist eine neunfache Großmutter von 50 Jahren, gezwängt in eine rote Stretchjeans. Auf ihrer Veranda hat sie einen Altar aufgebaut, ein buntflirrendes Privatheiligtum mit Gipsputzen, Herzjesu-Kerzen, ausgedruckten Gebeten für Johannes Paul II., demnächst Sankt Johannes Paul II. „Mein Heiliger“, sagt Floribeth Mora, und damit hat sie zweifellos recht.

Am 13. April 2011 kam Señora Mora zu der Überzeugung, ihr Kopf würde gleich platzen. Außerdem spürte sie ihr linkes Bein nicht mehr und musste sich immer wieder übergeben. „Migräne“, hatte der Hausarzt gesagt, aber das glaubte sie nicht.

Edwin Arce, ihr Mann, fuhr sie in die Notaufnahme des Hospital La Católica von San José. Es sollte das beste der Hauptstadt für Floribeth sein, und La Católica war das beste, auch wenn immer wieder Patienten in Handschellen hereingeführt wurden, weil das Gefängnis gleich um die Ecke liegt.

Der Neurologe war Dr. Alejandro Vargas, er hätte in einer Telenovela mitspielen können, so jung, so schön, so klug. Bevor Vargas einen Kopf öffnet, pflegt er zu sagen: „Mit Gottes Hilfe, vamos...“ Floribeth Mora beschloss, das als gutes Zeichen zu verstehen.

„Mein Kopf war wie angeschwollen. Ich traute mich nicht zu niesen. Der Doktor gab mir ein Kontrastmittel und machte seine Untersuchung. Danach sagte er, ich hätte ein Aneurysma.“ Eine Arterien-Erweiterung. Nichts Ungewöhnliches bei Menschen über fünfzig, vor allem, wenn sie etwas übergewichtig sind und unter Hypertonie leiden.

„Ihr Blutdruck war sehr hoch. Sie litt an einem spindelförmigen Aneurysma“, wird Dr. Vargas später zu Protokoll geben. „Man hätte es abklemmen können. Nur, dazu haben wir nicht die Technologie. Das Risiko einer Operation war zu groß.“

Das Aneurysma von Floribeth Mora lag offenbar in einer schwer zugänglichen Hirnregion und war für die Chirurgen nicht zu erreichen. „Dr. Vargas sagte, er könne das Gefäß nicht abklemmen. Er sagte, bei einer Operation könnte ich ins Koma fallen oder für immer gelähmt sein. Er könne nichts tun.“

Floribeth Mora erinnert sich, wie ein Priester zur letzten Ölung gekommen sei. Dr. Alejandro Vargas erinnert sich, er habe nur gesagt, auf seiner Station nichts unternehmen zu können: „In Mexiko oder den USA wird so ein Fall durchaus operiert. Ich habe der Señora blutdrucksenkende Mittel verschrieben und etwas zur Beruhigung. Das Aneurysma war ja nicht geplatzt. Es gab Hoffnung.“

Nicht für Floribeth Mora. Sie hatte ein Problem im Kopf, und Costa Ricas bester Arzt konnte es nicht lösen. Als ihr Mann Edwin sie zurück nach Tres Ríos fuhr, weinte sie während der ganzen Fahrt. „Ich rief meine Brüder an, damit sie die Familie zusammenrufen. Ich wollte ihr sagen, dass sie immer zusammenbleiben soll, auch ohne mich. Eure Mama hat nur noch einen Monat zu leben.“ Floribeth Mora weinte drei Tage lang und nahm die Tabletten von Dr. Vargas. Sie betete. Und weinte weiter.

Manchmal kam eines ihrer Kinder herein und stupste sie an, weil unklar war, ob sie noch lebte. Sie war zum Sterben

nach Hause geschickt worden. Und das würde sie später auch allen Priestern und dem Erzbischof und überhaupt urbi et orbi sagen.

Rein dogmatisch gesehen ist es der Kirche nicht ganz wohl mit den Wundern. Gott braucht keinen Tätigkeitsnachweis in Form von nachwachsenden Gliedmaßen. Das einzig wahre Wunder ist die Wiederauferstehung Christi.

Benedikt XVI. waren Berichte von Bauern, die über den Dorfteich wandeln, ebenso suspekt wie der Kult um Padre Pio oder die Erscheinungen von Medjugorje, wohin die Lahmen und Siechen sich schleppen. Heiligenverehrung ist kein Ersatz für eine Krankenversicherung.

Aber Menschen wollen Wunder. Eine Welt ohne die Möglichkeit des Unmöglichen wäre wie eine Lotterieziehung ohne Hauptgewinn. Eine leere Welt, eine Welt ohne Gott. Deswegen wollen Menschen auch Heilige. Das ist wie Gott zum Anfassenden und mit Gebrauchswert.

„Santo subito!“, drängelte deswegen das fromme Volk, kaum war Karol Wojtyła gestorben. Schon am Todestag „spürten wir den Duft seiner Heiligkeit auströmen, und das Volk Gottes brachte auf vielfältige Art seine Verehrung für ihn zum Ausdruck“. Sagte Benedikt XVI. und sprach seinen Vorgänger im Galopp selig, nach nur sechs Jahren des Prüfens.

Das war am 1. Mai 2011. Anderthalb Millionen Pilger waren zur Seligsprechung nach Rom gekommen. Die Zeitungen brachten weltweit Sonderausgaben, auch „La Nación“ in San José, Costa Rica.

Doch selig ist nicht heilig. Nur ein regelrechter Sankt Sowieso hat seinen eigenen Feiertag, nur seine Reliquien können überall verehrt werden, und egal, was für Akten noch auftauchen: Nur ein Heiliger bleibt unwiderruflich heilig bis zum jüngsten Tag und auch danach.

Allerdings reicht zum Heiligsein kein „Duft“, und sei er noch so stark. Die Regeln sind im päpstlichen Erlass „Divinus perfectionis Magister“ nachzulesen. Dem-

nach genügt es nicht, ein unbefleckt tugendhaftes Leben geführt oder den Kommunismus niedergerungen zu haben. Dem Heiligen muss außerdem ein bestätigtes Wunder nachgewiesen werden.

Dass er dazu in der Lage ist, wurde Johannes Paul II. schon im Zuge seiner Seligsprechung bescheinigt. Jedenfalls gab die Nonne Marie Simon-Pierre aus Puyricard in der Provence an, im Jahr 2005 durch bloßes Anrufen des Verstorbenen von ihrer Parkinson-Erkrankung geheilt worden zu sein.

Für eine Seligsprechung würde laut Reglement notfalls auch ein einfaches Martyrium ausreichen, ein Tod durch Attentat etwa. Für eine Heiligsprechung dagegen ist das Wunder Pflicht, sofern der Papst kein Auge zudrückt. Und das Mirakel muss nach der Seligsprechung stattgefunden haben. Im Falle von Johannes Paul II. also frühestens am 2. Mai 2011.

Floribeth Mora hatte in dieser Nacht nicht schlafen können und ferngesehen. Auf dem Fernseher lag die Sonderausgabe der „Nación“, mit einem Foto des segnenden Papstes in Schwarzweiß.

„Am Morgen schaute ich auf sein Bild in der Zeitung. Ich hörte eine Stimme. Ja, eine männliche Stimme. Ja, auf Spanisch. Sie sagte: ‚Steh auf und habe keine Angst.‘ Seine beiden Hände kamen aus dem Foto heraus.“ Floribeth Mora hat diese Geschichte schon oft erzählt. Aber weinen muss sie immer noch dabei.

Sie ist eine hübsche Frau, ernst, aber ohne jenes penetrante Strahlen, das oft nach Jenseitskontakten zurückbleibt. Ihr Mann Edwin hat erst Autoteile verkauft, jetzt betreibt er mit seinen Söhnen einen Sicherheitsdienst. Der jüngste sieht aus wie ein Punkrocker und bringt in Bananblättern gebackenen Maiskuchen.

„Ich stand auf und sagte: ‚Sí, Señor.‘ Ich konnte in die Küche gehen. Es ging mir etwas besser. Ich spürte eine innere Wärme. Ich war sicher, gesund zu sein, auch wenn mein Körper das Gegenteil sagte. Mein Juan Pablo“, sagt Floribeth Mora.

Die Kopfschmerzen gingen zurück und waren irgendwann verschwunden. Dr. Alejandro Vargas war sehr erstaunt, als seine Patientin im Juli ohne Beschwerden wiederkam. Er sagt: „Als ich die Scans sah, dachte ich erst, es sei die falsche CD. Ich konnte keinerlei Spuren eines Aneurysmas sehen. Es sah aus wie eine ganz normale Arterie. Auch nach der Katheteruntersuchung. Mein Eindruck war: Hier ist etwas passiert. So etwas habe ich in der Literatur noch nicht gefunden.“

Juan Pablo hatte geholfen.

Für Floribeth Mora war das Wunder damit eigentlich erledigt, und die Welt hätte nichts davon mitbekommen, wenn ein gewisser Pater Dariusz Raś nur eine Wurst aus Krakau mitgebracht hätte. Oder Wodka. Aber der Pater hatte ge-

dacht, es müsse etwas ganz Besonderes sein.

Dariusz hatte sich mit einem Kollegen, Donald, in Rom angefreundet, beim gemeinsamen Studium an der päpstlichen Hochschule Gregoriana. Pater Dariusz aus Schlesien und Pater Donald aus Costa Rica. „Dariusz wollte mich besuchen, ein paar Tage ans Meer fahren, die Vulkane sehen. Was er denn mitbringen könnte. Ich hatte keine Ahnung“, sagt Donald. Jedenfalls rechnete er eher mit einer Krakauer als mit Blut – Papstblut. Nur die einem Tropfen entsprechende Menge zwar, aber dafür original Johannes Paul II., mit Zertifikat in Latein: „Ex Sanguine Beati Ioannis Pauli Papae“.

„Das war die erste Absonderlichkeit“, sagt Donald Solano, Priester der Kirche Nuestra Señora de Ujarrás in Cartago, Ortsteil Paraíso. Das Hemd kurzärmelig, das Lächeln breit und selbstverständlich. „Papstblut bei uns in Costa Rica. Ich staune immer wieder über unseren Herrn.“

Und das war erst der Anfang. Denn ohne diesen Tropfen im Reisegepäck des



Kirchliches Dossier

„Tutto bene!“

polnischen Paters Dariusz würde es am 27. April 2014 keine Heiligsprechung geben und auch keinen Platz, der demnächst Piazza San Giovanni Paolo II heißen wird. Denn Wunder fallen nicht einfach so vom Himmel. Wunder werden gemacht.

Der Tropfen, den der Besuch aus Krakau da neben seinen Badesachen bei sich hatte, war eingetrocknet in einem Stück Stoff und eingefasst in ein Messingbehältnis, er entstammte der letzten Blutentnahme des sterbenden Johannes Paul.

Die Ampulle hatte der päpstliche Privatsekretär Stanislaw Dziwisz, mittlerweile Erzbischof von Krakau, geerbt. Dziwisz gilt nicht nur als spiritueller Nachlassverwalter Johannes Pauls. Er hat auch das Vertriebsmonopol auf dessen Blut, das er, in diverse Reliquiare gefüllt, nach Gutdünken in alle Welt verteilt.

„Die Krankenhausampulle wurde nicht weggeworfen, sondern mit einem alten

Messgewand des Papstes ausgewischt. Und davon...“, Pater Donald schnurrt jetzt vor Behagen und zögert das Ende des Satzes ein wenig hinaus, „... hatte mein Freund Dariusz uns ein Stück mitgebracht.“

Am ersten Tag kamen 3000 Pilger, um den Tropfen zu begrüßen. Am zweiten Tag überlegte Pater Donald, die geplanten Ausbaurbeiten seiner Kirche vorzuziehen.

Im Korb vor der Reliquie häufen sich schon jetzt die Fürbitte-Zettel des Tages: „Mach, dass mein Sohn die Stelle im Rathaus bekommt“ – „Juan Pablo, hilf, ich habe solche Schmerzen“.

Streng kirchenrechtlich darf der das gar nicht. Ein Seliggesprochener kann nur in seiner Heimat verehrt werden, also in Polen, nicht in Costa Rica. Erst am 27. April wird sich Pater Donalds Blutstropfen in Heiligenblut verwandeln und damit einen Wertzuwachs bekommen wie sonst nur Kunstwerke bei Sotheby's.

„Dann kam diese Señora nach Kirchenschluss, weinte und wollte unbedingt unseren Blutstropfen sehen“, sagt Pater Donald. „Ich ließ sie rein. Sie erzählte etwas von einer Heilung und dass Johannes Paul sie gerettet habe. Mein Freund Dariusz schrieb ihr eine Webadresse auf, wohin sie sich mit ihrer Geschichte wenden könne.“ Danach habe er, Pater Donald, den Namen der Señora wieder vergessen.

„Wir hatten für das Wunder durchaus einige Dutzend interessanter Verdachtsfälle auf der Reservebank“, sagt in Rom Slawomir Oder, der Mann mit der Akte. „Meine Sekretärin gab mir die Mail der Señora Floribeth. Da war keine Eitelkeit, im Gegenteil. Eine einfache und schöne Seele, die nur an ihre Familie gedacht hatte. Und Johannes Paul lag die Familie immer sehr am Herzen. Also rief ich in Costa Rica an.“

Im April 2012 bekam Pater Donald früh um sieben Uhr einen Anruf. Monsignore Oder stellte sich als Postulator der Causa Ioannis Pauli vor und kam schnell zur Sache: „Finden Sie die Señora Floribeth Mora. Wir brauchen sie.“

Es dauerte einen Moment, bis der Priester sich an die weinende Frau von damals erinnerte. Mit Hilfe eines Kontakts bei der Telefongesellschaft konnte er sie aufspüren, am Stadtrand von San José, in Tres Ríos: „Der Vatikan schickte 1200 Dollar, um Floribeth in einer Privatklinik untersuchen zu lassen“, sagt Pater Donald. „Das Ergebnis war dasselbe: kein Aneurysma mehr. Ich schickte die Scans per DHL nach Rom.“

Die Maschinerie der Heiligenkongregation begann zu arbeiten. Zu viele Menschen warteten auf ein Wunder. Und gewiss nicht nur, weil sie krank waren.

In Washington etwa war ein „Blessed John Paul II Shrine“ für 75 Millionen

Dollar gebaut worden, aber die Besucher blieben aus. Die Betreiber, eine papophile Bruderschaft mit dem Namen „Kolumbusritter“, warteten nur auf die Ankündigung der Heiligsprechung, um die Ausstellungsfläche zu vervierfachen. Auch hoffe man, so ein Sprecher, den Pilgern rechtzeitig ein blutbeflecktes Stück Gewand vom Tag des Attentats präsentieren zu können.

Allein in Polen sind bislang 19 Kirchen auf den Namen des ehemaligen Papstes geweiht worden. Es gibt Studienzentren, Pilgerstätten, Museen, Gedächtnispfade auf allen Kontinenten. Und alle warteten eigentlich seit der Seligsprechung nur auf eines: die Heiligkeit. The real thing. Das Wunder.

Am 17. Oktober 2012 bestieg Floribeth Mora zum ersten Mal in ihrem Leben ein Flugzeug. Pater Donald begleitete sie nach Rom. In der Gemelli-Klinik war ein Zimmer für Floribeth reserviert, auf demselben Stockwerk, auf dem damals, nach dem Attentat, auch der Papst gelegen hatte, ihr Papst Juan Pablo. Die Glaubenskongregation hatte alles vorbereitet.

Vielleicht ahnte Floribeth Mora da schon, dass aus ihrem privaten Wunder etwas anderes werden würde. Etwas Größeres, das nicht mehr viel mit ihr zu tun haben würde: ein Welt-Wunder. Sie kaufte sich zur Erinnerung eine Schneekugel mit dem Petersdom.

Es waren die gleichen Untersuchungen wie in Costa Rica, Ultraschall, Tomografie, Katheterdiagnose, unangenehm und langwierig. Floribeth wurde krank davon. Der Ausflug nach Assisi musste abgesagt werden. Sie wollte nur noch nach Hause. Sie wurde auch nicht mehr gebraucht.

„Nicht das Wunder macht den Heiligen“, führt Slawomir Oder aus, der Postulator der Causa. „Es ist nur die letzte Bestätigung.“ Das Wasserzeichen Gottes sozusagen. Und weiter: „Jedes Wunder verlangt seine juristische Konfiguration. Die Kirche muss definitiv festgestellt haben, dass es nach der Anrufung einer Person, die im Ruf der Heiligkeit steht, eine Machttat Gottes gegeben hat, für die sich keine wissenschaftliche Erklärung findet.“

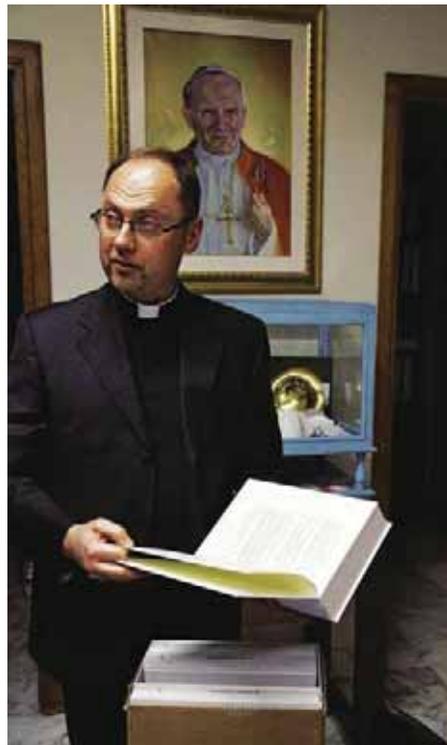
Das Wunder muss eine Art TÜV durchlaufen. Ein Kongress der Theologen prüft, ob vor dem Wunder tatsächlich ein aufrichtiges und gezieltes Gebet stattgefunden hat.

Zuvor jedoch kommt die Kommission der Ärzte zusammen, gemäß Abschnitt 2.14.1) der Bestimmung „Divinus perfectionis Magister“: „Die behaupteten Wunder, zu denen von dem dazu bestellten Berichtersteller ein Schriftsatz vorbereitet wird, werden im Kreis der Sachverständigen (wenn es sich um Heilungen handelt, im Kreis der Ärzte) geprüft; deren Stellungnahmen und Schlussfolgerun-

gen werden in einem genauen Bericht dargelegt.“

Die Namen der Ärzte dürfe er nicht nennen, sagt Postulator Oder, nur so viel: „Es handelt sich um Autoritäten, die nicht unbedingt der Kirche nahestehen.“

Im November klingelte das Telefon erneut bei Pater Donald. Es war der Vatikan: „Tutto bene!“ Die Ärzte hätten keine wissenschaftliche Erklärung für Floribeths Heilung gefunden. „Es handelte sich tatsächlich um ein Wunder“, sagt Monsignore Oder. „Die Ärzte haben eine spontane Heilung ausgeschlossen. Das Aneurysma befand sich in einem Teil des Hirns, der nicht operierbar war. Es gibt weder einen Thrombus noch eine Narbe, noch den Hinweis auf einen anderen Weg, den das Blut sich genommen hat.“



Postulator Oder
Blut im Tuch

Es ist, als hätte es das Aneurysma nie gegeben.“

Damit war der Fall klar. Für den Postulator, für die Kardinäle und Bischöfe der Kongregation und für Papst Franziskus. Am 5. Juli 2013 teilte der Heilige Stuhl mit, dass der Papst das für eine Heiligsprechung notwendige Wunder per Dekret anerkannt habe.

Was sich wirklich im rechten Temporallappen der Floribeth Mora Díaz zugezogen hat, ist ohne die Offenlegung aller Scans schwer zu sagen.

Seit dem Tod des Papstes sind so viele angebliche Wunderheilungen bekanntgeworden, dass es einen regelrechten Wettlauf gab, welches Mirakel vom Vatikan den Zuschlag erhalten würde. Brasilien, Mexiko, Polen rechneten sich Chancen

aus, auch Bolivien. Weshalb nur Floribeth Mora aus Costa Rica?

Der örtliche Erzbischof Hugo Barrantes hatte in dem Fall „ein Zeichen gegen den säkularen Staat“ Costa Rica gesehen, der gerade künstliche Befruchtung entkriminalisieren wollte.

„Ein Wunder ist kein zufälliger Eingriff des Herrn“, sagt Slawomir Oder, der es wissen müsste. „Es trägt immer eine tiefere Botschaft in sich. Im Fall der Señora Floribeth ist es eine Botschaft für das Leben und die Familie.“

Das ist eine Version der Geschichte. Es gibt eine andere.

„Es sollte keine Nonne sein. Denn eine Nonne hatten wir schon bei der Seligsprechung.“ Das sagt Daniel Blanco, Kanzler der Diözesankurie von San José in Costa Rica. Seine Unterschrift steht auf dem offiziellen Bericht über das Wunder von San José. „Es hat den Fall sehr befördert, dass sie aus Lateinamerika kommt, wo Johannes Paul II. sehr geliebt wird. Und dass sie eine Mutter ist, die mitten im Leben steht.“

Außerdem habe Kardinal Stanislaw Dziwisz, der Erzbischof von Krakau, der letztendliche Absender der Blutreliquie des Paters Donald, großes Engagement gezeigt: „Er rief in der Schlussphase fast jeden Tag an und fragte, wie weit wir seien.“ Mit dem Wunder.

Am 27. April 2014 wird Rom wieder überquellen von Pilgern, wenn ein neuer Name ins Verzeichnis der Heiligen eingetragen wird: Sankt Karol.

Pater Donald Solano wird bis dahin seine Kirche ausgebaut haben. Neue Visitenkarten für seine Kirche hat er schon drucken lassen. „Heiligtum“ steht jetzt darauf.

Dr. Alejandro Vargas, der erste Arzt des Falles, erzählt, dass jetzt Patienten kämen und nur seine Hand berühren wollten. Kürzlich, bei einer schwierigen Operation unter dem Mikroskop, habe er vor lauter Blut blind operieren müssen und gespürt: „Jemand nahm meine Hand, und die Blutung hörte auf.“

Floribeth Mora sitzt jetzt während der Messe immer in der ersten Reihe. Neulich kamen Leute aus Bosnien bei ihr zu Hause vorbei und baten um ihren Segen. Dass sie ihren Juan Pablo zum Heiligen gemacht hat, dass ihr Name bald in allen Sprachen genannt, dem Wunder in ihrem Kopf für einen Moment lang von Millionen nachgedacht werden wird, das ist ihr immer noch nicht ganz klar.

Das Leben der Floribeth Mora Díaz hat sich nur in einer Beziehung grundlegend verändert. Es geht weiter. Was aber, wenn sich in ihrem Hirn wieder ein Aneurysma bilden würde? „Kirchenrechtlich wäre das eine komplett neue Krankheit“, hat der Postulator gesagt. Dafür wäre dann ein neues Wunder nötig. Oder ein besserer Arzt.



Der dunkle Lord

ORTSTERMIN: In Potsdam beginnt Thilo Sarrazin seine Lesereise durch das Land des „Tugendterrors“.

Ist die Straße abgesperrt? Gibt es Demonstranten? Wie viele Polizisten sind im Einsatz? Kommt Sarrazin durch die Vorder- oder die Hintertür?

Dienstagabend in Potsdam: Fünf Einsatzwagen der Polizei stehen vor der Tür. 50 Demonstranten, dazu ein kleiner Lautsprecherwagen von Ver.di. Die Lesungsbesucher stehen in einer Schlange am Einlass und werden mit Trillerpfeifen ausgepfeift, was den Abenteuerfaktor der Veranstaltung wohliger verstärkt. Bei welcher Lesung bekommt man das geboten? Polizei, Personenkontrolle, Demo?

Drinne, im Nikolaisaal, sitzt dann aber nur, ganz ordentlich, Thilo Sarrazin. Der Herr im Rentenalter und mit Schnurrbart.

Sarrazin hat ein neues Buch geschrieben, es heißt: „Der neue Tugendterror. Über die Grenzen der Meinungsfreiheit in Deutschland“. Es ist 400 Seiten dick und steht kurz nach Erscheinen bereits auf Platz eins der Bestsellerliste von Amazon. Das ist ein Grund zur Freude für den Autor, aber Sarrazin wirkt muffelig. Die Vorabrezensionen waren wieder schlecht.

„Fünf Verrisse“, sagt Sarrazin enttäuscht. Andererseits sind die Verrisse natürlich auch gut. „Sie bestätigen die These meines Buchs“, sagt Sarrazin und schaut ins Publikum.

Wen sieht er da? Rentner. Rentnerpärchen, bürgerlich, heterosexuell, deutsch. Im September 2010 startete Thilo Sarrazin hier im Nikolaisaal seine Lesetour mit dem Buch „Deutschland schafft sich ab“. Damals war der Ansturm riesig. Heute ist der Saal nicht ausverkauft, es bleibt bei rund 500 Besuchern. Sie sind gekommen, um den Mann zu sehen, der die Wahrheit sagt. Darüber, wie es aussieht im Land. Ungeschminkt, furchtlos, verständlich. Ohne Political Correctness und „Gutmenschentum“. Natürlich könnten sie auch zu Helmut Schmidt gehen, aber Thilo Sarrazin ist noch ein bisschen schriller, direkter, härter. The German master of disaster.

Sarrazin geht ans Stehpult und erläutert die These seines Buchs. Sie lautet:

Es gibt zu viel Gleichmacherei in Deutschland. Der alte Traum vom Sozialismus sei zwar gescheitert, aber eine Idee zurückgeblieben: „Gerechtigkeit durch Gleichheit.“ Deutschland werde heute beherrscht durch die „abstruse Dominanz der Gleichheitsideologie“. Die Folge? „Tugendterror und Meinungskontrolle“, sagt Sarrazin. „Ein Klima, in dem Menschen ihre Meinung nicht mehr frei äußern.“

Damit meint Thilo Sarrazin natürlich vor allem Thilo Sarrazin. Er steht dort

großen Unsicherheit fuße: Wie geht man um mit jemandem wie Sarrazin?

Aus heutiger Sicht: am besten sehr gelassen. Je größer die Aufregung, desto größer die Buchverkäufe.

Seltsam ist natürlich, dass Thilo Sarrazin den „Mainstream“ so sehr verdammt. Denn ohne den Mainstream wäre Sarrazin kein Anti-Mainstream-Autor und damit kein Bestsellerautor und kein Verkaufsmillionär. Anti-Mainstream-Autor ist ein lukratives Berufsbild. Man muss sich nur entscheiden: Geld oder Liebe?

Sarrazin setzt sich in einen Sessel. Die Zuschauer dürfen Fragen stellen und sind interessiert an Zuwanderung, Homosexualität und Islam. Den Sarrazin-Klassikern. „Ein nennenswerter eigener Beitrag des Islam zur Hochkultur ist nicht überliefert“, antwortet Sarrazin. Beifall. „Es gibt nicht nur Minderheitenrechte, sondern auch Mehrheitenrechte.“ Beifall. „Der Homo-Ehe fehlt der eigentliche Inhalt: Kinder zeugen.“ Beifall. „Ich persönlich finde einen Mann im weißen Brautkleid etwas albern.“ Beifall.

Am Schluss, nach anderthalb Stunden, sind die Polizisten weg, die Demonstranten auch. Die Rentner im Saal wirken etwas enttäuscht. Eine Sarrazin-Lesung ist ja

vergleichbar mit einem Erotikfilm im Nachtprogramm: Alle warten auf die scharfen Stellen. Auf den Moment, wo es knallt.

Dann tritt ein junger Mann zu Sarrazin ans Pult, legt ein kleines Plakat hin und sagt: Geben Sie mir ein Autogramm? Auf das Blatt sind eine Sarrazin-Karikatur gemalt und die zwei Worte: „Halt's Maul“.

Sarrazin kämpft ein paar Sekunden um eine Reaktion. Einige Lesungsbesucher schauen gespannt. Die scharfe Stelle!

Eine souveräne Reaktion wäre: Sarrazin signiert. Vielleicht verbunden mit dem Lob: Das haben Sie sehr schön gemalt. Aber Sarrazin zischt, den Kopf geduckt: „Gehen Sie weg, gehen Sie weg!“

Und dann geht der Mann einfach weg. Das größte Problem für jeden Skandalautor ist die Gewöhnung an den Skandal.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH



Autor Sarrazin bei Signierstunde: „Fünf Verrisse“

als gekränkter Mann. Er hat, wenn man so will, ein Buch über sich selbst geschrieben, ein Opferbuch, verpackt als Sachbuch. Sarrazin fühlt sich missverstanden, skandalisiert von den Medien und der politischen Klasse. Und in gewisser Weise kann man ihn sogar verstehen.

Wenn man zurückblickt ins Jahr 2010, in die Wochen der Aufregung um sein Buch „Deutschland schafft sich ab“, dann wirkt diese Zeit unwirklich hysterisch. Die Bundeskanzlerin schaltete sich ein, es gab eine Islamdebatte, ein Parteiausschlussverfahren. Sarrazin war ein Nazi, ein Rassist, ein Rechtspopulist, er war der gefährlichste Mann im Land, beschützt von Bodyguards. Der dunkle Lord.

Das ist zwar alles kein Beleg für „Tugendterror“. Aber für eine gesellschaftliche Erregungsbereitschaft, die auf einer

LUFTHANSA

Fünf-Sterne-Kranich

Die Lufthansa will ihren Service verbessern, um bei Fluggastbewertungen besser abzuschneiden. In der letzten weltweiten Passagierbefragung war die Kranichlinie gerade mal auf Platz elf gelandet – hinter arabischen und asiatischen Platzhirschen wie Emirates oder Cathay Pacific, auch hinter der bestplatzierten europäischen Fluggesellschaft Turkish Airlines. Spätestens 2015 wollen die Lufthansa-Manager in allen Buchungsklassen Fünf-Sterne-Niveau erreichen. So sollen sich die Flugbegleiter beim Essens- und Getränkeservice mehr anstrengen. An den Verkehrsdrehscheiben in München und Frankfurt sollen die Abfertigungsbereiche für First- und Business-Class-Gäste exklusiver gestaltet werden. In den Vielflieger-Lounges wird es statt trockener Kekse und Erdnüsse künftig frische Snacks geben. Parallel dazu installiert der Konzern in seinen Langstreckenjets bis Ende 2015 insgesamt 3600 extrabreite Premium-Economy-Sitze. Wer darin Platz nimmt, muss zwar mehr bezahlen, darf dafür aber von Porzellan speisen und ohne Aufpreis ein zweites Gepäckstück mitnehmen.



Lufthansa-Flugbegleiterin

DIETER MAYR / AGENTUR FOCUS



DIGITALWIRTSCHAFT

Samwer-Brüder starten Fernbus-Portal

Rocket Internet, die milliardenschwere Investmentfirma der Brüder Marc, Oliver und Alexander Samwer, erweitert ihr Geschäftsfeld und investiert in ein Online-Buchungsportal für Fernbusse. Kommende Woche startet die Plattform Klickbus, auf der Nutzer die Preise von Fernbus-Anbietern vergleichen und Tickets buchen können. Dahinter steckt der Plan, vom wachsenden Markt zu profitieren. Die Anbieter müssen einen Teil des Ticketpreises an die Plattform abtreten, wenn Kunden eine Fahrkarte

über sie buchen. Bis Jahresende will Rocket Internet ähnliche Portale in rund einem Dutzend Länder in Europa, Asien und Lateinamerika starten. Die Samwer-Brüder sind dafür bekannt, erfolgreiche Internet-Geschäftsmodelle zu klonen und zu exportieren, das bekannteste dürfte der Online-Modehändler Zalando nach dem Vorbild der Amazon-Tochter Zappos sein. Auch das deutsche Fernbus-Portal ist die Kopie einer brasilianischen Website, an der Rocket Internet beteiligt ist.

BUNDESDRUCKEREI

Affäre erreicht Chefetage

Die Spitze der Bundesdruckerei war offenbar in fragwürdige Geschäfte mit einer Briefkastenfirma eingebunden. Ein Vertrag aus dem September 2008 trägt die Unterschrift Ulrich Hamanns, des Vorsitzenden der Geschäftsführung. In diesem Rahmenvertrag beauftragt die Bundesdruckerei eine Firma namens Selbor International Inc. aus Panama, bei der Einführung von Päs-

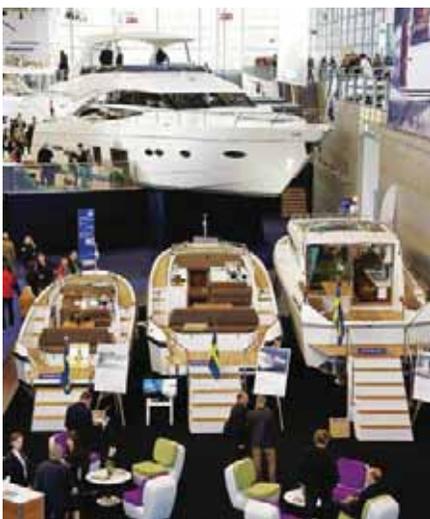
sen in Venezuela IT-Dienste zu übernehmen. Dafür zahlte die Bundesdruckerei Selbor eine erhebliche Summe, allein im Januar 2010 knapp 500 000 Euro. Laut Bundesdruckerei hat Selbor die im Vertrag beschriebenen Leistungen auch tatsächlich erbracht, neben der „Chip-Initialisierung“ etwa eine Qualitätskontrolle der Datenchips in den Pässen sowie den Sicherheitstransport der fertigen Ausweise. Sowohl Selbor als auch die Regierung in Venezuela hätten bestätigt, dass alle Arbeiten wie vorgesehen erledigt worden seien. Ein Hintermann der Selbor, Alberto P., behauptet dagegen in einer Klage vor dem Landgericht Berlin,

dass es sich um einen Scheinvertrag gehandelt habe und Selbor in Wahrheit nichts von dem getan habe, was dort vereinbart war. Bei Selbor habe es sich um eine Briefkastenfirma gehandelt, die nicht in der Lage gewesen sei, solche Aufgaben zu erfüllen. Vielmehr habe es sich bei den Zahlungen um versteckte Provisionen für den Venezuela-Auftrag gehandelt. (SPIEGEL 9/2014). Alberto P. begründet die Provisionen mit „erheblichen Aufwendungen“, um die Aufträge zu gewinnen. Die Bundesdruckerei betont, es gebe „keinerlei Hinweise auf rechtswidrige Vorgänge im Rahmen des Venezuela-Projektes“.

VERMÖGEN

Immer reicher

Das Privatvermögen in Deutschland hat erstmals die Zehn-Billionen-Euro-Marke überschritten. Das sind zehnmal 1000 Milliarden Euro. Die Berechnungen hat die Gewerkschaft Ver.di angestellt. Demnach wächst der private Besitz immer schneller: Im Jahr 2013 stieg er um 328 Milliarden Euro, das entspricht 10 402 Euro pro Sekunde – rund 1000 Euro pro Sekunde mehr als im Jahr 2012. Das Vermögen setzt sich aus Produktionsanlagen, Immobilien, Bauland und Geldvermögen inklusive Wertpapieren sowie Beteiligungen zusammen. Der Staatsverschuldung von derzeit mehr als zwei Billionen Euro steht damit nicht nur ein immens höheres Nettovermögen gegenüber – es wächst auch 60-mal so schnell wie die Staatsverschuldung. Über ein Drittel des Reichtums liege allerdings in der Hand von nur einem Prozent der Deutschen, kritisiert die Gewerkschaft. Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch das Wirtschaftsforschungsinstitut DIW. Es stellte fest, dass die Vermögen in keinem Euro-Land so ungleich verteilt seien wie hierzulande. Grund genug für Ver.di, von besonders Wohlhabenden eine Vermögensteuer von einem Prozent zu fordern. „Geld ist genug da“, sagt Leni Breymaier, Ver.di-Landesbezirksleiterin von Baden-Württemberg. „Ich habe kein Verständnis dafür, dass Superreiche weiter geschont werden, während gleichzeitig notwendige öffentliche Aufgaben nicht erfüllt werden können.“



Bootsmesse in Düsseldorf



Feldberger Seenlandschaft in Mecklenburg-Vorpommern

VARIO IMAGES

PRIVATISIERUNGEN

Merkwürdige Amtshilfe

„Sie wollen Acker- und Grünland erwerben oder interessieren sich für Wald, Bauland oder Gebäude im ländlichen Raum?“ – mit diesen Worten vermarktet eine bundeseigene Gesellschaft derzeit „provisionsfrei ehemals volkseigene land- und forstwirtschaftliche Flächen“ an Investoren. Die Privatisierung ist in vollem Gang, doch Mecklenburg-Vorpommerns Landwirtschaftsminister Till Backhaus sperrt sich gegen den Verkauf – mit ungewöhnlichen Methoden. So bat er Bundesjustizminister Heiko Maas (beide SPD) in einem Brief, ihm juristische Argumente gegen die Priva-

tisierung in seinem Land zu liefern. Mecklenburg-Vorpommern wolle die Grundstücke selbst übernehmen „und mit deren langfristiger Verpachtung Junglandwirte, arbeitsintensive Landwirtschaftsbetriebe und Ökobetriebe unterstützen“. Das Bundesfinanzministerium unter Wolfgang Schäuble (CDU) findet Backhaus' Versuch dreist, ein Bundesressort gegen die Politik der Bundesregierung in Stellung zu bringen. Denn Schäuble will auf die Erlöse in Millionenhöhe nicht verzichten. Auf Unverständnis stieß bei ihm, dass das Justizministerium das Ansinnen offenbar prüfen will.

ZITAT

„Wir sind zu einer gigantischen Ausstellung von einer Million Produkten geworden. Diese Art Geschäft wird schnell seine Relevanz für die Kunden verlieren. Wenn wir nicht aufpassen, wird sehr wenig übrig bleiben. Dies wird vielleicht nicht morgen passieren, aber früher, als wir denken. Es geht nicht vorrangig darum, dass wir etwas verkaufen, sondern, dass unsere Kunden kaufen. Es ist eine Frage der Perspektivänderung. Viele Menschen sind den Einheitsbrei im Einzelhandel leid. Überall dieselben Geschäfte, man weiß manchmal nicht mal mehr, in welcher Stadt man ist.“

Eva-Lotta Sjöstedt, neue Karstadt-Chefin, in einem Brief an ihre Mitarbeiter anlässlich ihres Antritts in dieser Woche



STEPHAN PICK / DPA

Stratosphärentauglicher
Wifi-Ballon



Larry und die Mondfahrer

Seit Google-Gründer Larry Page die Führung des Konzerns wieder übernommen hat, strebt er nach großen Visionen. Er lässt mit Robotern experimentieren, forscht am Gehirn und an der Verlängerung des Lebens. Was aber ist sein Ziel?



JUSTIN SULLIVAN / GETTY IMAGES

„Es gibt kaum Konkurrenz beim Erforschen technologischer Grenzen, weil niemand so verrückt ist, es zu versuchen.“

Google-Mitgründer Larry Page



Vergangenen Sommer tauchten unerwartet 30 seltsame Objekte am blauen Himmel über Neuseeland auf: 5 Meter breit und 12 Meter hoch, transparent und wackelig im Wind, schwebten sie den Sternen entgegen, wie riesige Quallen auf dem Weg zur Meeresoberfläche. Quallen mit Antennen und Radiofrequenztechnologie.

Unter Ufo-Forschern herrschte globale Aufregung. CNN berichtete.

Niemand brachte die Himmelserscheinungen mit einer Reihe ebenso ungewöhnlicher Stellenausschreibungen in Verbindung, die wenige Monate zuvor aufgetaucht waren. Dringend gesucht: Schneider und Ballonexperten. Der Auftraggeber: Google. Der Codename des Projekts: Loon.

Es ist ein seltsames Team, das der Internetkonzern über Monate zusammenschweißt hat, heimlich und hinter den verschlossenen Türen eines kalifornischen Geheimlabors. Textilingenieure und Luftfahrtexperten, Wifi-Techniker und Programmierer. Sie sollten ein Luftgefährt bauen, wie es noch keines gegeben hat, robuster als die sturmerfahrensten Wetterballons, so langlebig, dass es den geplanten Marathon überstehen würde: 100 Tage in der Luft, drei Umrundungen der Erde, getrieben von den konstanten Windströmen, die sich um den Planeten schlängeln.

Die Ballons müssen hoch hinauf, bis in die Stratosphäre. Verbunden mit Basisstationen auf dem Boden, beginnen sie in gut 20 Kilometer Höhe mit ihrem Auftrag: die Welt aus der Luft mit Internet zu versorgen. Aus ihrer Umlaufbahn senden die Stratosphären-Ballons ein Wifi-Signal zur Erde, bis in die entlegensten Winkel der Welt.

Zwei Drittel aller Menschen haben kein schnelles Internet, Millionen sind ganz

ohne Online-Zugang – und Google-Manager sind besessen davon, das zu ändern. Die Infrastruktur zu bauen ist teuer und langwierig, Kabel müssen verlegt, Satelliten ins All geschossen werden. Das Ballonnetzwerk könnte die – ebenso verrückte wie elegante – Lösung sein, so hoffen die Google-Ingenieure.

Noch ist das Projekt ein Pilotversuch, rund 50 Familien versorgten die Ballons über Neuseeland mit Internet. Doch wenn alles klappt, sollen daraus bald Hunderte Millionen werden.

Bis Ende des Jahrzehnts soll die ganze Menschheit online sein, so wünscht es sich Larry Page, 40, Gründer, Vorstandschef und Vordenker von Google. Und wenn ein Netzwerk aus 1000 um die Erde kreisenden Ballons der schnellste Weg dorthin ist, dann eben so.

Das sind die Dimensionen, in denen Google denkt. Wenn der Konzern über seine Pläne spricht, fallen Begriffe wie diese: „Menschheit“, „rund um die Welt“, „Milliarden von Nutzern“. Wer kleiner denkt, wird schnell korrigiert; von den Kollegen oder von ganz oben: Das ist zu mickrig! Denke größer! Hab mehr Ambitionen!

Google hat sich verändert, seit Page nach zehn Jahren im Hintergrund wieder die Führung übernommen hat. Der Gründer, genial und verschroben, scheu und furchtlos, ist dabei, den Konzern grundlegend neu zu formieren.

16 Jahre nach seiner Gründung hat Google einen so zentralen Platz in unserem Leben wie kaum ein anderes Unternehmen. Wann immer wir online gehen: Google wartet schon. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass wir die Suchmaschine mit Fragen bombardieren, weit über fünf Milliarden sind es täglich. Und neben jeder Anfrage finden sich Anzeigen,



TALIA HERMAN / CORBIS

Experimentierlabor Google Garage: Alles muss zehnmal besser sein

mit denen der Konzern viel Geld verdient.

Das Bild, das Google dabei bislang abgegeben hat, ist längst nicht nur positiv. Da ist der Internetpionier, ohne den die Online-Welt nicht vorstellbar wäre. Da ist aber auch der unersättliche Datenkrake, der Informationen abgreift, auch persönliche, die ihn nichts angehen. Google löst so widersprüchliche Gefühle aus wie kaum ein anderer Konzern, Bewunderung und Respekt, Wut und Angst.

Seit Jahren umgeht Google immer wieder Datenschutzeinstellungen und streitet sich mit den EU-Wettbewerbsbehörden, sammelt sensible Informationen über unser Leben, baut rücksichtslos immer genauere Nutzerprofile. Gegen Google Street View formierten sich Bürgerbewegungen in vielen Ländern. Privatsphäre, so hat der Konzern oft klargemacht, bedeutet wenig, wenn sie dem Fortschritt im Weg steht.

Aber das Bild von Google ist unscharf geworden, es verschwimmt zusehends. Wer genau hinschaut, sieht nur, dass Google begonnen hat, sich zu bewegen, mit großem Tempo. Die Frage ist nur: wohin? Und auch: Was bedeutet das für uns? Denn wenn Google sich bewegt, dann sind die Erschütterungen nicht selten rund um die Welt zu spüren.

„Wir waren immer, immer, immer schon ein ambitioniertes Unternehmen“, sagt Amit Singhal, Chefentwickler und Google-Vordenker. „Aber unter Larry haben sich unsere Ambitionen deutlich verändert; sie sind noch größer, noch gewagter.“ Solche Sätze sagen in diesen Tagen viele Google-Manager.

Page hat die Philosophie des 10x zum obersten Mantra des Konzerns erklärt: Alles, was der Konzern angeht, muss

- Kostenlose Angebote
- Produkte und Dienstleistungen
- Forschungsprojekte



Januar 2014
Googles X-Lab tüftelt an einer **Kontaktlinse für Diabetiker**, die den Blutzuckerspiegel in der Tränenflüssigkeit messen kann.

Januar 2014
3,2 Mrd. Dollar kostet **Nest**, ein Hersteller von lernfähigen Thermostaten. Google möchte im „Internet der Dinge“ mitmischen.



Dezember 2013
Google sammelt **Roboterfirmen**: Boston Dynamics ist auf lastentragende Laufroboter spezialisiert. Google-Roboter klettern auf Leitern oder rennen wie Geparden.



Oktober 2006
Google erwirbt die Videoplattform **YouTube** für 1,8 Mrd. Dollar. Heutzutage werden jede Minute mehr als 100 Stunden Videomaterial hochgeladen.

Juni 2003
Start von **AdSense**: Anzeigen werden zum Inhalt einer Website passend platziert.

Oktober 2000
Ende der Werbefreiheit: **AdWords** liefert zu den Suchergebnissen passende Textanzeigen.

Zurück in die Zukunft

Googles Produkte und Projekte



September 1998
Firmengründung: Larry Page und Sergey Brin präsentieren eine Testversion ihrer **Suchmaschine**.

Mai 2007
Street View: Auf Autos montierte Spezialkameras fertigen 360°-Fotos für die Kartendienste Google Maps und Google Earth.

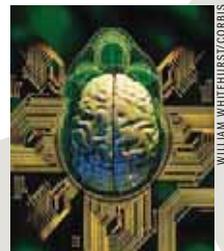


RETO ZIMPEL / INTERFO

September 2008
Verfügbarkeit des Webbrowsers **Chrome**, der mit Microsofts Internet Explorer und Mozillas Firefox um die Spitzenposition konkurriert.



September 2008
Die Antwort auf Apples mobiles Betriebssystem iOS. Googles **Android** läuft inzwischen auf fast 80 Prozent aller Smartphones.



WILLIAM WHITEHURST/CORBIS

November 2011
Die „New York Times“ berichtet über Googles Versuche, Maschinen mit künstlicher Intelligenz auszustatten. Später erhält das Projekt den Namen **Google Brain**.

EXCLUSIVE PIX / ACTION PRESS



September 2013
Google gründet Calico. Das Biotech-Labor forscht für ein **längeres und besseres Leben**.

CBZ/ZOB / WENN.COM

Juni 2013
Project Loon wird vorgestellt: Untereinander **vernetzte Gasballons** sollen entlegene Gegenden mit einem Internetzugang versorgen.



JOHN MINCHILLO / AP/DPA

Februar 2013
Präsentation von **Google Glass**. Die Datenbrille stößt auf heftige Ablehnung bei denen, die durch die eingebaute Kamera ihre Privatsphäre verletzt sehen.



WINNI WINTERMEYER / DDP IMAGES

September 2012
Kalifornien erlaubt das Testen **fahrerloser Autos** im Straßenverkehr.



zehnmal größer, besser, schneller sein als alles, was es bisher gab. Es gehe darum, „die Welt zu verändern“, so wiederholt Page immer wieder, ebenso beharrlich wie emotionslos. Wie um zu zeigen: Das ist keine Platitide, ich meine das ernst.

Ist das die große Vision? Oder doch Größenwahn?

Google ist längst kein reines Internetunternehmen mehr, sondern ein globaler Hightech-Konzern, in rasendem Tempo aufgestiegen zur Wirtschaftssupermacht mit 60 Milliarden Dollar Umsatz und 13 Milliarden Dollar Gewinn. Das Betriebssystem Android dominiert die Smartphone-Welt. Der Konzern verlegt Glasfaserkabel, produziert Laptops, Tablets und Software.

Aber auch das ist nur ein Zwischenschritt. Page ist dabei, Google gezielt in eine Zukunftsmaschine zu verwandeln, mit der die Welt von morgen fabriziert werden soll, die sie bestimmen und lenken will.

Das selbstfahrende Auto und Google Glass, der wie eine Brille tragbare Computer, sind dabei nur der Anfang. Immer neue Projekte werden aus den Google-Laboren bekannt, gerade erst das Projekt Ara, mit dem der Konzern Handys mit unterschiedlichen Modulen entwickeln will. Das klingt alles nach Science-Fiction, wird aber ernsthaft verfolgt.

In einer neuen Abteilung basteln die besten Google-Ingenieure daran, intelligente Roboter zu bauen. Das Projekt Google Brain entwickelt Computer, die das menschliche Gehirn nachahmen. Fliegende Windturbinen sollen Öko-Strom billig und in großen Mengen produzieren.

Die Suchmaschineningenieure bauen an einer riesigen Datenbank, die das gesamte Wissen der Welt verknüpfen soll.

Google X, das Geheimlabor des Konzerns, gegründet von einem deutschen Ingenieur, arbeitet an etlichen weiteren Projekten, die klingen, als wären sie direkt aus der Fernsehserie „Star Trek“ importiert.

Das Forschungsbudget von Google hat sich unter Page verdoppelt. 2013 lag es bei acht Milliarden Dollar.

Was der Konzern nicht selbst entwickeln kann, kauft er hinzu; Firmen genauso wie Patente. Zuletzt für 3,2 Milliarden Dollar Nest, das Unternehmen des iPod-Entwicklers Tony Fadell, das intelligente Geräte wie Thermostate entwickelt.

Gleichzeitig umwirbt der Konzern führende Wissenschaftler aus allen Forschungsbereichen: Genetiker, Hirnforscher, Elektrotechniker, Maschinenbauingenieure, Chemiker.

All die Projekte und Ideen und Experimente verbindet die Vision, das Leben mit intelligenten Maschinen zu verbessern, sei es im Büro, zu Hause oder im Auto.

Page sehnt sich nach großen Sprüngen, er glaubt, Trippelschritte führten Konzerne in die Bedeutungslosigkeit. „Es läuft etwas komplett falsch, wie Unternehmen geführt werden“, sagt er. „Alle machen nur weiter das, was sie immer schon gemacht haben.“

Manche Google-Investoren fürchten, dass der Konzern seine Milliardengewinne in wilden Projekten verzocken könnte. Tatsächlich sieht es danach aus, als machten Page und sein Mitgründer Sergey Brin dank der enormen Profite jetzt einfach das, was sie schon immer wollten. „Es sollte niemanden überraschen, wenn wir stark in Projekte investieren, die seltsam oder spekulativ erscheinen.“

Klar ist: Der Konkurrenzkampf unter den großen Technologiekonzernen ist härter geworden, die Angst ist groß, den nächsten großen Trend zu verschlafen.

Page weiß: In keinem anderen Unternehmen der Welt konzentrieren sich derzeit so viel Intellekt, Geld, Macht und Daten. Damit kann man die Zukunft erobern – und für sich sichern. Apple stellte zuletzt ein neues iPhone in bunten Farben vor. Google gründete ein Unternehmen, das Wege zur Verlängerung des menschlichen Lebens finden soll.

Was ist das für ein Konzern, dessen Ziel es ist, die Welt zu verändern? Will er sie beherrschen, auf die eine oder andere Art? Und was bedeutet es, wenn ein einzelnes Unternehmen es sich leisten kann, weltweit die klügsten Köpfe und die neueste Technik einzukaufen? Muss uns das Angst machen? Das unnachgiebige Datensammeln, das oft trampelige, arrogante Auftreten des Unternehmens in der Vergangenheit lässt zumindest misstrauisch werden.

Andererseits: Ist es nicht begrüßenswert, dass ein Unternehmen etwas wagt, was andere sich längst nicht mehr trauen: die Zukunft zu erfinden? Die Angst vor Google rührt auch daher, dass die Silicon-Valley-Konzerne ihre Zukunftsvisionen scheinbar unangefochten verwirklichen können. Es stellt sich deswegen auch die Frage: Müsste Google für deutsche Unternehmen nicht Modell, gar Vorbild sein, wieder wagemutiger zu werden und eigene technologische Visionen zu entwickeln?

I. 10x: Die Google-Philosophie

Laszlo Bock, Personalchef von Google und verantwortlich für knapp 50 000 Mitarbeiter in über 40 Ländern, spricht ein wenig Deutsch. Er ist ungarischer Herkunft, seine Eltern flüchteten einst mit ihm nach Österreich. Spricht man mit ihm über die Philosophie des Konzerns, will er als Erstes wissen, wie man „butt kissing“ übersetzt: in den Arsch kriechen. Denn genau das versuche man bei Google zu verhindern, sagt Bock: Mitarbeiter, die nur ihre Vorgesetzten

glücklich machen, statt die Produkte zu verbessern.

Bock verbringt viel Zeit damit, darüber nachzudenken, was Angestellte zufriedener – und damit effizienter – macht. Er hat eine interne Forschungseinheit mit promovierten Soziologen und Psychologen aufgebaut, die unter anderem alle sechs Monate ein psychografisches Profil der Google-Arbeiter erstellt: Was sind deren Werte, Interessen, Lifestyles? „Wir richten dann das ganze Unternehmen danach aus, was Googler uns mitteilen“, sagt Bock. „Unsere Kultur beruht auf Transparenz. Jeder darf wissen, woran wir arbeiten, und dabei mitreden, wie das Unternehmen operiert.“

Es ist eine überraschende Aussage, denn sie passt nicht zu dem Bild, das außerhalb des Konzerns gern gepflegt wird: das der Technik-Nerds, die hinter verschlossenen Türen daran arbeiten, all unsere Daten zu Geld zu machen.

Google produziert viele solcher Widersprüche. Einerseits angefeindet, verurteilt

gaben für Programmierer. Es gibt Hunderte Freizeitkurse, vom Töpfern bis zum Disco-Laser-Tanzen.

Die Konzernkultur trägt die Handschrift der beiden Gründer. Beide waren Mitte zwanzig, als sie 1998 Google gründeten. 2001 überließen sie Eric Schmidt den Vorstandsposten, weil das Unternehmen für Wachstum und Börsengang einen erfahrenen Manager brauchte. 2011 übernahmen die Gründer wieder, während Brin forscht, will Page die Richtung des Konzerns bestimmen. In den vergangenen Jahren hat er Google gestrafft, entbürokratisiert und schneller gemacht.

Page, Sohn zweier Computerwissenschaftler, besuchte eine Montessorischule. Viele, die ihn kennen, sagen, das habe ihn bis heute geprägt. Er habe gelernt, alles gegen den Strich zu bürsten. Und immer zu sagen, was ihm in den Kopf kommt, nicht selten zum Schrecken seiner Begleiter. Während eines Abendessens wurde er gefragt, welches dringende Problem die Regierung unbedingt in

Immer wieder klagt Page über die allgemeine Ambitionslosigkeit in der Welt.

und gefürchtet, vor allem in Deutschland. Andererseits wird Bocks Abteilung jedes Jahr von rund zwei Millionen Bewerbungen überschwemmt. Viele, sehr viele davon kommen aus Deutschland.

Auf dem Weg zu Googles Personalabteilung muss man den gesamten Campus des Konzerns durchqueren. Der Googleplex, abseits gelegen am Rande der Bay von San Francisco, ist eine weitläufige Anlage, verteilt über mehrere Hektar. Es riecht nach Seeluft, Blüten und manchmal auch nach Marihuana.

Unterwegs gibt es all das zu sehen, was „googley“, was typisch für den Konzern ist. So reden sie tatsächlich hier. Neue Mitarbeiter sind „Noogles“. „G-Bikes“ heißen die überall wartenden bunten Fahrräder für die langen Wege zwischen den Abteilungen. Die Luxusbusse, die täglich Tausende Mitarbeiter zwischen San Francisco und dem Campus hin- und herkarren, sind „G-Busse“.

Auf den Parkplätzen stehen Elektroautos in langen Reihen an kostenlosen Stromtankstellen. Das Beachvolleyballfeld ist immer belegt, auch morgens schon. Fast alle Gebäude haben eigene Restaurants und Cafés, das Essen ist kostenlos und gut. Der Kantinenchef war einst der Tourkoch für die Hippieband Grateful Dead.

In einer umgebauten Garage basteln Mitarbeiter in Fleecepullis und Barfuß-Turnschuhen in ihrer Freizeit an eigenen Projekten. Es stehen 3-D-Drucker herum, Hochleistungslaser und Schweißgeräte. In den Toiletten hängen auf Augenhöhe über dem Pissoir Poster mit kleinen Auf-

Angriff nehmen müsse. Seine Antwort: „Den Mars kolonisieren!“

Page tritt selten öffentlich auf, mit den Medien spricht er fast nie. Über sein Privatleben ist wenig bekannt, außer, dass er mit einer promovierten Bioinformatikerin verheiratet ist und zwei Kinder hat. Er gilt als introvertiert, außergewöhnlich klug und grenzenlos selbstüberzeugt. „Larry ist mal wieder in die Zukunft gereist und nur zurückgekommen, um uns zu sagen, wie es dort aussieht.“ Ein typischer Running Gag bei Google.

Immer wieder klagt er über die allgemeine Ambitionslosigkeit in der Welt. Er kann ungeduldig wirken, schnell gelangweilt. Schon seit den Anfangstagen von Google betont Page, dass er nicht nur hübsche Konsumgeräte fabrizieren, sondern echter Erfinder sein will, so wie sein Vorbild Nikola Tesla.

Wenn Page über Apple redet, klingt das so: „Apple macht eine sehr, sehr kleine Anzahl von Sachen, und das funktioniert ziemlich gut für sie. Ich finde das unbefriedigend. Es gibt so viele Gelegenheiten, um mit Technologie wirklich das Leben zu erleichtern.“

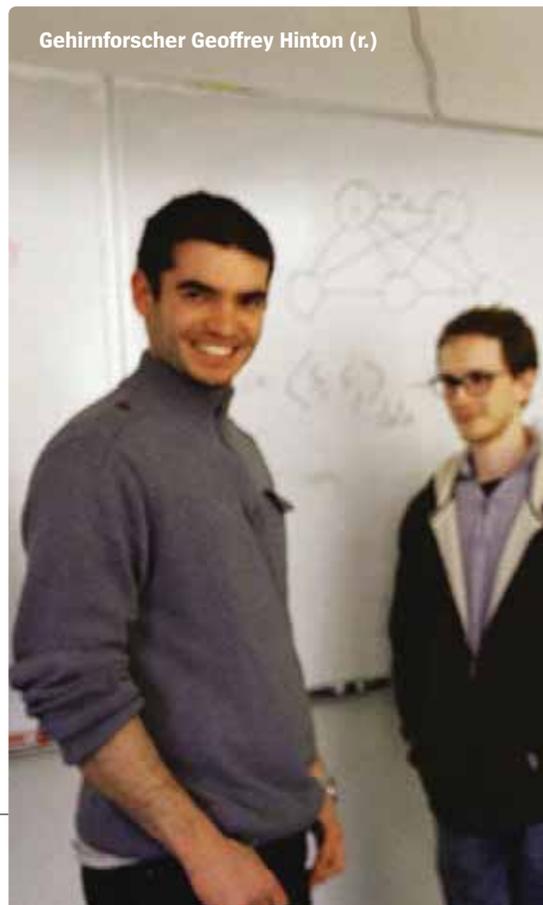
Seine Philosophie hat Page unter dem Stichwort „10× Thinking“ zusammengefasst, die Zehnfach-Denke. Es sei einfacher, alles zehnmal besser als nur zehn Prozent besser zu machen. Denn wer sich nur in kleinen Schritten vorwärtsbewege, komme nie auf eine radikal bessere Idee.

Deshalb stellt Google lieber Generalisten als Spezialisten ein: „Wer seine ganze Karriere lang das Gleiche gemacht hat,

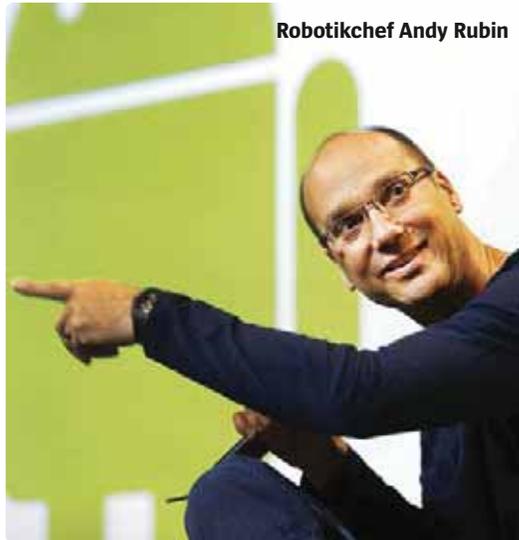


ERIC MILLETTE

Google-X-Gründer Sebastian Thrun



Gehirnforscher Geoffrey Hinton (r.)



Robotikchef Andy Rubin

KIM KULISH / CORBIS



Mitgründer und Chefforscher Sergey Brin

STEPHEN LAM



Personalchef Lazlo Bock

DON MILICI

löst Probleme so wie immer statt mit einem neuen Ansatz“, sagt Bock.

Wer große Würfe will, darf keine Angst vor großen Fehlschlägen haben. Google arbeitet systematisch daran, „dem Scheitern das Stigma“ zu nehmen, sagt Bock. „Wir geben Mitarbeitern unlösbare Probleme, und dann schwitzen diese superklugen Leute darüber, werden wahnsinnig und wütend – und scheitern. Aber danach wissen sie: Ich habe versagt, und es war nicht das Ende der Welt.“

II. Google X und die Kunst des Moonshots

Nicht weit entfernt von Googles Hauptcampus steht ein weiterer Gebäudekomplex des Konzerns, unmarkiert und besser gesichert, ein unauffälliger Bürobau aus Glas und Backstein. Hier arbeiten wenige Programmierer, aber viele Elektroingenieure, Maschinenbauer und Labortechniker. Sergey Brin, Mitgründer und nun Chefforscher, ist häufig zu sehen.

Es ist der Ort, der Google zum wohl erfindungsreichsten, aber auch zum seltsamsten Unternehmen der Welt macht: Google X, das Zukunftslabor des Konzerns, der Name ein Wortspiel für die Suche nach der Unbekannten, der großen Lösung. Hier ist das selbststeuernde Auto entstanden, hier wurden Google Glass und das Projekt Loon erdacht.

Zurzeit arbeiten sie an einer Technologie, mit der Häuser in rasendem Tempo gebaut werden sollen, vielleicht mit einem überdimensionierten 3-D-Drucker. Fliegende Windturbinen, rund zehn Meter lang und mit vier Elektrizität produzierenden Propellern, kreisen versuchsweise in mehreren hundert Meter Höhe und schicken Strom zu einer Basisstation.

Die Suche nach dem großen Wurf, irgendwo zwischen gewagter Vision und wilder Phantasie, hat einen eigenen Namen bei Google: Moonshot. Angelehnt an die berühmte Ankündigung des damaligen US-Präsidenten John F. Kennedy zu Beginn der sechziger Jahre, bis Ende des Jahrzehnts einen Menschen auf den Mond schießen zu wollen.

Gegründet und aufgebaut wurde Google X von Sebastian Thrun, einem der weltweit führenden Experten für Robotik und künstliche Intelligenz. Er steht auf allen möglichen Listen der „kreativsten Erfinder“ oder „klügsten Denker der Welt“. Er ist ein Star.

Thrun stammt aus Solingen. Auf die Universität ging er in Hildesheim und Bonn, er spricht Englisch mit deutlichem deutschem Akzent, und wenn man ihm



JEAN-BAPTISTE BELLET / LEWIS PARIS

Suchmaschinenentwickler Gomes: Unsichtbare Verbindungslinien der Welt aufzeichnen

Fragen stellt, dann blinzelt er freundlich, als wollte er sagen: Trau dich doch, fordere mich.

Wer sich auf sein Denken einlässt, kommt auch der Welt von Larry Page, und damit dem Kern von Google, näher. Die beiden sind enge Vertraute, oft sitzen sie zusammen beim Abendessen, „träumen von Moonshots“, diskutieren „über die acht, neun, zehn Dinge, die für die Menschheit wirklich bedeutend sind“, und das Ziel, „jeden dieser Berge zu besteigen, je höher, desto besser“.

Thrun, 46, mit zunehmend lichterem Haar, in Jeans und blauem Boss-Polo-hemd, ist nicht der einzige deutsche Top-Forscher bei Google, im Gegenteil. In vielen Abteilungen sitzen deutsche Computerwissenschaftler, Robotikexperten und Techniker, nicht selten in Schlüsselpositionen, fast alle absolute Spitzenkräfte. Warum sind sie hier und nicht bei Bosch oder Siemens, warum gründen sie kein Unternehmen in Berlin oder München?

Thrun sagt: „Ich bin zutiefst verliebt in das Silicon Valley und die Überzeugung, dass wir die Welt verändern können. Deutschland denkt traditioneller, Risiken einzugehen steht nicht im Vordergrund.“ Dann spricht er von Googles Mantra, es geht so: Wenn du das Leben von 100 Millionen Menschen veränderst, bist du nicht erfolgreich. Das bist du erst, wenn du das von einer Milliarde Menschen veränderst. Das sei der Grund, sagt Thrun, warum Kosten bei der Produktentwicklung bei Google keine Rolle spielen: „Der Preis, hinter dem wir her sind, ist so groß, dass Geld auf dem Weg dorthin nicht wichtig ist.“

Die Logik besticht, vorausgesetzt, man verdient das Geld anderswo und reichlich. Und sie erklärt, warum Google das Feld der Moonshots weitgehend für sich allein hat. Kleinen Unternehmen fehlen die Ressourcen, große Unternehmen riskieren weder ihre Gewinne noch ihren Börsenkurs.

Page dagegen glaubt: Unternehmen, die keine langfristigen Wetten mehr eingehen, sind über kurz oder lang

todgeweiht. Vor wenigen Wochen hat Google X eine Kontaktlinse präsentiert, die konstant den Blutzucker misst. Das könnte Millionen Diabetikern das Leben erleichtern. Es ist eine Idee, die von einer Pharma- oder Medizintechnikfirma hätte kommen müssen.

III. Der erste Moonshot

Wer am Büro von Ben Gomes vorbeikommt, ahnt nicht, dass hier einer der einflussreichsten Denker des Konzerns arbeitet. Es ist ein schlichtes Standardzimmer wie viele andere im Googleplex: farbloser Teppich, praktische Schreibtische. Drei weitere Ingenieure sitzen mit im Raum.

Gomes ist einer der ersten Mitarbeiter von Google, beteiligt an zwei der drei ersten Patente, Mitentwickler der Suchmaschine. Sein Spitzname: Zar der Suche. Gomes ist verantwortlich für das, was wir sehen, wenn wir googeln.

Die Suchmaschine ist der Ur-Moonshot, das erste wahnwitzige Projekt. Denn damals, als das Web jung war, wer konnte da schon einen Weg sehen, wie sich Millionen von Dokumenten durchsuchen lassen würden, und das in Sekundenbruchteilen?

„Als ich 1999 zu Google kam, ging es darum, die Wörter aus der Suchanfrage in einem Dokument zu finden“, sagt Gomes. Auch heute ist die Suche noch Googles erstes Forschungsgebiet und Gegenstand großer Pläne, nun geht es um „neue Maschinenintelligenz“ und „Roboter-Mensch-Interaktion“. Heute bewältigt Google über hundert Milliarden Suchanfragen im Monat, erkennt Synonyme, vervollständigt Anfragen, korrigiert Grammatik, kombiniert Nachrichten, Video und Bilder.

Über manche dieser Fortschritte hat Gomes jahrelang nachgedacht, hangelte sich von Eingebung zu Eingebung. Das sei die Grundstrategie, die Basis für alles, das Google-Naturell. „So lange dranbleiben, bis der große Sprung kommt.“ Gomes, klein und energiegeladent, mit kurzen schwarzen Locken und knallorange-

farbenem Hemd, ist in seinem Redefluss kaum zu stoppen. Er sagt, dass es „bei Google keinen Unterschied zwischen Forschung und Produkt gibt“, keine getrennten Abteilungen. Dass Larry Page immer frage: „Warum denkst du so klein?“ Egal wie grandios es sei, was man ihm präsentiere.

Geboren in Tansania, aufgewachsen in Bangalore, Indien, ist Gomes der Erste seiner Familie, der studieren konnte. Die wichtigste Informationsquelle seiner Jugend waren die vier Bücher, die er pro Monat aus der Bibliothek des britischen Konsulats ausleihen durfte. Es ist kein Zufall, dass es Gomes nach seiner Promotion zu dem Unternehmen zog, dessen erklärtes Ziel es ist, das Wissen der Welt zu sammeln und zu organisieren.

Diesen Plan will Gomes nun auf die Spitze treiben: Er will die scheinbar unendlichen Mengen an Informationen miteinander verknüpfen, in einer einzigen großen Datenbank, ein Modell bauen, wie Google die Welt sieht.

Gomes marschiert zu einem Whiteboard am Ende des Raums, mit großen Strichen malt er auf, woran er und seine Sucharmee mit Hochdruck arbeiten: „Wir nennen es den Knowledge Graph“, das Wissens-Diagramm.

Es geht darum, die unsichtbaren Verbindungslinien der Welt aufzuzeichnen, was mit was, wer mit wem und wie in Verbindung steht. Berlin ist Hauptstadt, das heißt, hier sitzt die Regierung, das heißt, hier lebt Angela Merkel, und sie ist 1,65 Meter groß. Für einen Menschen ist das logisch, für eine Maschine sehr kompliziert: zu verstehen, was der Zusammenhang zwischen einem Laden und seinen Öffnungszeiten, zwischen Bayern München und dem Tabellenplatz ist.

Hunderte Millionen solcher Beziehungen hat Google bereits hergestellt, täglich werden es mehr, es ist eine anhaltende riesige Rechenoperation. Seit Mitte 2012 gibt es deswegen bei vielen Google-Suchen am rechten Rand der Seite einen kleinen Kasten, in dem allerlei Informationen zusammengefasst werden wie in einem Lexikoneintrag. Wikipedia, werbefrei und machtlos, ist bereits ins Wanken geraten.

Die Vernetzung der Daten ermöglicht, direkte Fragen zu stellen, wie in einer Unterhaltung. „Je mehr wir das Wissen der Welt kartografieren, desto mehr Antworten können wir geben“, sagt Gomes. Dann greift er zu seinem Smartphone, öffnet die Google App und beginnt eine Unterhaltung mit einem Roboter:

Gomes: „Okay, Google, wer ist der Präsident von Deutschland?“

Computer: „Joachim Gauck ist der Präsident von Deutschland.“

Gomes: „Wer ist seine Ehefrau?“

Computer: „Seine Partnerin ist seit 2000 Daniela Schadt.“

Die Maschinenintelligenz hat automatisch erkannt, dass Gomes in seiner zweiten Frage noch immer über Gauck redet. Und sie identifiziert Schadt, obwohl Gomes eine falsche Bezeichnung, Ehefrau, verwendete.

„Wir stehen noch am Anfang“, sagt Gomes. „Für lange, natürliche Unterhaltungen müssen noch große Computerwissenschaftsprobleme gelöst werden.“ Der Schlüssel dazu, glaubt Google, ist das menschliche Gehirn.

IV. Das Google-Gehirn

Vor zwei Jahren schlossen Google-Wissenschaftler 16 000 Computerkerne zu einer Maschine zusammen und zeigten ihr drei Tage lang YouTube-Videos. Die Maschine, so die Hoffnung, würde funktionieren wie das Gehirn eines neugeborenen Kindes: Bom-

putersysteme zu schaffen, „die organische Intelligenz simulieren“. Er wünscht sich Computer, „die menschlicher agieren“.

Künstliche Intelligenz zu schaffen ist schon immer das große Ziel der Computerwissenschaft, doch lange waren die Fortschritte gering. Das ändert sich nun rasant, dank der Theorien, die Hinton schon lange umtreiben. „Deep Learning“, so heißt der Ansatz, der Computer- und Neurowissenschaften verschmilzt. Er verfolgt die Idee, Maschinen klüger zu machen, indem sie ein menschliches Verständnis ihrer Umgebung entwickeln.

Seit einem Jahr arbeitet Hinton für Google. Er hätte auch zu IBM oder Microsoft gehen können, aber er entschied sich für Google, „weil hier nicht zwischen Wissenschaftlern und Ingenieuren unterschieden wird“. Wer kluge Theorien hat, darf auch am Produkt mitbauen.

zu schaffen, entsprechend unzählige komplexe Computersysteme gebaut werden müssten für jede Eigenschaft: Sprache, Logik, Sehen.

„Wir sind fasziniert von der Idee, dass das Gehirn durchgängig auf die gleiche Art lernt“, sagt Hinton. „Und sobald man einmal herausgefunden hat, wie das funktioniert, ist es kein Unterschied, ob man einem System das Sehen, Hören, Fühlen oder vielleicht sogar logisches Denken beibringt.“

Ein Zwischenziel, in greifbarer Nähe, ist die alltägliche Steuerung von Computern über Sprache. Seitdem Google die Deep-Learning-Forschung von Hinton auf die Spracherkennung seines Betriebssystems für Smartphones übertragen hat, ist die Fehlerrate um ein Viertel gesunken. Hinton erwartet, dass es nun in ebenso großen Sprüngen weitergeht,

bardiert mit genügend Informationen, würde sie nach einer Weile selbst beginnen, sich die Welt zu ordnen, und häufige Objekte wiedererkennen.

Der Versuch gelang. Nach zehn Millionen Videobildern erkannte der Computer Objekte, Menschen – und Katzen.

Das Projekt trägt den Namen Google Brain, das Google-Gehirn. Denn das System versucht, die Neuronenverbindungen des menschlichen Gehirns nachzuahmen. Eine Million Neuronen und eine Milliarde Verbindungen simulierte das Google-Gehirn bereits; Tendenz rasant steigend.

Der führende Forscher auf diesem Feld ist seit 30 Jahren Geoffrey Hinton, Professor für Computerwissenschaften an der University of Toronto. Hinton – ergraut und schmal, distinguiert und vorsichtig mit jedem Satz, den er sagt – hat seine Karriere, sein Leben, dem Traum gewidmet, Com-

Google setzte Hinton's Forschungsergebnisse innerhalb eines Jahres in ersten Produkten ein. Die Zeit drängt, denn seit klar ist, was mit Deep Learning erreicht werden kann, ist die Forschung zum hartumkämpften Feld geworden. Im Januar war Google deswegen bereit, rund 450 Millionen Dollar für ein kleines britisches Labor für künstliche Intelligenz namens Deepmind zu zahlen. Wenn Computer Objekte, Personen und Sprache besser erkennen können, sind ganz neue Produkte denkbar. Apples sprechender iPhone-Assistent Siri und Googles selbststeuernendes Auto sind lediglich erste Versuche.

Der Fortschritt basiert dabei auf einer radikalen Idee: dass die menschliche Intelligenz auf einen einzigen Algorithmus zurückgeht. Lange glaubte man das Gegenteil, dass es Tausende Quellen geben müsse und dass, um künstliche Intelligenz

jetzt, „wo einmal die kritische Masse erreicht ist“.

Auch die Fortschritte in der visuellen Erkennung finden sich zunehmend in Alltagsanwendungen. Foto-Apps erkennen Formen und Motive auf Fotos und sortieren den Bilderwust von selbst, etwa nach Sonnenuntergängen – oder Katzen.

V. Roboter und ewige Jugend

Schöne und bedienungsfreundliche Alltagsgeräte zu entwerfen ist das Lebenssthema von Tony Fadell. Er hat lange für Apple gearbeitet und dort den iPod geschaffen. Seit einigen Jahren hat er eine eigene Firma, Nest, und bislang ein schickes, neuartiges Thermostat und einen Rauchmelder entwickelt. Die Geschäfte gehen sehr gut. Seit Anfang des Jahres gehören Nest und Fadell zu Google. Nest war Google jedoch nicht



STEVE MARCUS / REUTERS

Solarenergieprojekt in Kalifornien: *Das Leben von einer Milliarde Menschen verändern?*

3,2 Milliarden Dollar wert, weil die Geräte elegant und schön sind, sondern weil sie eine neue Generation intelligenter Alltagsmaschinen darstellen: Sie lernen, sie passen sich an, sie sind über das Internet steuerbar. Immer mehr Haushaltsprodukte werden so sein, smart und vernetzt.

Was also, wenn ein Unternehmen das alles verbinden kann: vernetzte Maschinen, Computer, die sehen und sprechen können, und ein elegantes Konsumprodukt? Es klingt nach Dominanz. Auch nach Abhängigkeit?

Im vergangenen Herbst enthüllte die „New York Times“, was Andy Rubin in den vergangenen neun Monaten gemacht hat. Rubin galt als einer der klügsten Köpfe in der Technologiebranche überhaupt, für Google baute er das Smartphone-Betriebssystem Android. Dann verschwand er plötzlich. Als er wieder auftauchte, leitete er eine neugeschaffene Google-Abteilung: für Roboter.

Rubin hat Robotik studiert. Er arbeitete einst bei Carl Zeiss, dem deutschen Technikspezialisten, als Robotikingenieur. Auch damals hatte er schon große Ambitionen, aber keine Möglichkeiten.

Google hat für Rubin in den vergangenen Monaten acht Unternehmen übernommen, die weltweit führend in der Roboterforschung sind. Da ist beispielsweise Schaft, ein Team japanischer Spezialisten, die einen fortgeschrittenen humanoiden Roboter entwickelt haben. Bot&Dolly macht die Roboterkamerasysteme, die im Kinohit „Gravity“ eingesetzt wurden. Industrial Perception hat Roboterarme entwickelt.

Und schließlich Boston Dynamics. Das Unternehmen ist in Fachkreisen berühmt für Roboter, die schneller rennen als die schnellsten Menschen, die Wände und

Bäume hinaufklettern können. Wer sich im Internet Videos anschaut von BigDog und Wildcat, Petman und Atlas, sieht fauchende Metallmonster, die erschreckend an den Kinofilm „Terminator“ erinnern. Tatsächlich hat Boston Dynamics bislang auch für das Pentagon gearbeitet.

Online sprießen nun Verschwörungstheorien: Plant Google eine Roboterarmee, um die Menschheit zu versklaven?

Vorerst zumindest hat Google wohl weniger Apokalyptisches im Sinn. Es geht darum, den Fabrikroboter zu revolutionieren. Google will Maschinen, die leichter zu bedienen sind, die lernen, ihre Umgebung zu verstehen, und kompliziertere



Animation: Was Sie über Google wissen sollten

spiegel.de/app102014google
oder in der App DER SPIEGEL

Aufgaben übernehmen können – etwa beim Zusammenbau von Elektronik. So erzählen es Ingenieure, die vertraut sind mit dem Projekt.

Allerdings sind intelligente Roboter nicht einmal das ambitionierteste Projekt, das Google derzeit verfolgt.

Es kommt selten vor, dass Larry Page selbst das Wort ergreift und eine seiner bislang geheimen Ideen verkündet. Im September machte er eine Ausnahme, vielleicht weil es sein bislang wildester Moonshot ist, der über alle technologischen Visionen hinausgeht: „Ich freue mich, Calico zu verkünden, ein neues Unternehmen, das sich auf Gesundheit konzentriert, genauer gesagt, auf das Altern und die damit einhergehenden Krankheiten.“

Calico ist eine Biotech-Variante von Google X. Der Auftrag: die ewige Jugend

zu finden – oder zumindest den Tod herauszuzögern. Herauszufinden, warum der menschliche Körper mit dem Alter siecht und krankheitsanfällig wird – und wie sich der Prozess verlangsamen lässt.

Die Führung von Calico hat Arthur Levinson übernommen, Aufsichtsratschef von Apple und vormalig langjähriger Chef von Genentech, einer der führenden Biotech-Firmen der Welt. In den vergangenen Monaten hat Levinson begonnen, angesehene Mediziner und Biologen anzuwerben, darunter den Chefmediziner des Pharmariesen Roche und den Princeton-Genetiker David Botstein.

Seitdem hat sich Google nicht mehr offiziell zu den Plänen geäußert. „Wir suchen noch nach dem richtigen Ansatz“, sagt einer der führenden Köpfe des Unternehmens. „Soll es darum gehen, das Leben zu verlängern? Oder eher, bis zum Ende gesund und aktiv bleiben zu können?“ Wahrscheinlich von allem ein bisschen.

Klar ist: Es sollen Grundlagen erforscht werden, Calico will zunächst mehr Institut als Pharmaunternehmen sein, so sagt es der Calico-Mann. Noch tragen die Forscher vor allem Studien zusammen, Unmengen von Daten zu biologischen Prozessen, zu Krankheiten und Tod. Niemand kann mit großen Datenmengen besser umgehen als Google.

Interessant sei etwa der Zusammenhang zwischen Körpergewicht, Größe und Lebensdauer, sagt der Forscher. Vielleicht lohne es sich, eine bestimmte Gruppe kanadischer Kleinwüchsiger zu erforschen, von denen viele über hundert Jahre alt werden. Und wie hängt das mit einer Art winziger sibirischer Fledermäuse zusammen, die nur ein paar Gramm wiegen, aber bis zu 40 Jahre lang leben?

Natürlich soll es nicht bei Theorien bleiben. Am Ende, so sagt der Calico-Kenner, soll all die Grundlagenforschung Medikamente produzieren, egal ob für ein längeres oder ein besseres Leben. Es ist ein potentiell milliardengeschäft.

Google hat auch früher schon Ausflüge in andere Welten übernommen, kombiniert mit großen Visionen; etwa mit dem Versuch, saubere Energie in großem Stil zu produzieren. Und scheiterte grandios.

Vor wenigen Wochen verkaufte der Konzern kleinlaut die Handy-Tochter Motorola, die statt revolutionärer Geräte nur große Verluste produzierte. Anläufe im Fernsehgeschäft und Home Entertainment gingen ebenfalls daneben.

Wichtiger als das Scheitern aber ist die Frage: Was, wenn ein Großteil der Visionen aufgeht? Wenn Google noch einflussreicher, noch mächtiger wird?

Zweifellos besteht die Gefahr, dass Google noch rücksichtsloser Daten hortet, taub gegenüber Einwänden, noch arroganter auf den Rest der Welt herabblickt.

Es ist jedoch keine Arroganz, die aus Bösartigkeit rührt. Oder aus Geldgier, wie im Fall der Investmentbanker, die sich selbst zu den „Masters of the Universe“ gemacht hatten. Google ist, wie so viele Firmen im Silicon Valley, tatsächlich besessen von der Idee, die Welt durch Fortschritt besser zu machen. Die Arroganz des Konzerns, und die Gefahr, ist die: allein bestimmen zu wollen, was Fortschritt heißt, was besser ist und welche Nebenwirkungen dafür in Kauf genommen werden müssen.

Die Überheblichkeit rührt aus der Überzeugung, dass im Googleplex viele der klügsten Menschen der Welt auf einem Haufen sitzen und dass, wenn sie alle hart und lang genug nachdächten, zwangsläufig die richtigen Lösungen zum Wohle der Menschheit entstünden. Auch, wenn die halbe Menschheit das gar nicht so will. Oder sich zumindest unwohl dabei fühlt.

Aber: Die Konzernführung, die Mitarbeiter, allen voran die deutschen, wissen um dieses Misstrauen und die Skepsis, die ihnen entgegenschlagen. Und sie mögen das nicht. So gibt es Anzeichen, dass Google vorsichtiger wird, reflektierter. Wenn auch langsam. Thrun sagt: „Es gibt bei uns eine große Debatte über Datenschutz und Transparenz.“

Es bleiben die Fragen:



Müssen wir uns sorgen?
Oder können wir uns freuen?

Google-Suche



FINANZSYSTEME

Die Angst vor dem Big Bang

In den Geldhäusern der Euro-Zone herrscht Ausnahmezustand: Tausende Entsandte der EZB durchleuchten die Bücher. Der Bilanztest soll die Wiederauferstehung der europäischen Banken markieren. Doch das Experiment birgt Risiken.

Martin Blessing hat es in den Krisenjahren zu einiger Perfektion im Umgang mit den Widrigkeiten des Bankerdaseins gebracht. Erst neulich machte sich der Commerzbank-Chef in kleinem Kreise darüber lustig, wie oft man ihn und seine Bank schon abgeschrieben habe, nun aber seien beide immer noch da.

Dabei weiß Blessing wahrscheinlich, dass die ultimative Bewährungsprobe erst noch bevorsteht – und zwar in diesem Jahr: der große Bilanztest der Europäischen Zentralbank (EZB). In einem einzigartigen Kraftakt will die EZB in den kommenden Monaten 128 Banken von

Tausenden Wirtschaftsprüfern und Aufssehern durchleuchten lassen, bevor sie dann Anfang November die Aufsicht über die größten Finanzkonzerne der Euro-Zone übernimmt.

Die Bilanzen der Kredithäuser sollen zunächst einer Qualitätsprüfung unterzogen werden, dann wird ihre Widerstandsfähigkeit in einem Stressszenario getestet. Und am Ende verordnet die EZB womöglich Fitnessprogramme oder empfiehlt die Abwicklung. „Ich habe in meinem ganzen Berufsleben nichts Vergleichbares erlebt“, stöhnt ein altgedienter Bankchef.

Wenn es gutgeht, endet das Experiment zwar für einzelne Banken bitter, könnte

aber für die europäische Finanzwelt insgesamt ein Befreiungsschlag werden. Ein Neuanfang nach sieben quälenden Krisenjahren, in denen Hunderte Milliarden an Staatshilfe in den Sektor flossen. Und in dem die EZB bis heute mit Notkrediten aushelfen muss, weil sich die Banken untereinander nicht trauen. Würden die maroden Banken tatsächlich aussortiert und den übrigen eine Art Gesundheitszeugnis ausgestellt, könnten die Geldgeber der Finanzkonzerne wieder Mut fassen und sich die Institute aus der Abhängigkeit von der EZB befreien.

Doch das Projekt birgt erhebliche Risiken: Ist die EZB zu streng, könnte sie

Europas Bankensektor, der gerade erste Anzeichen der Erholung zeigt, erneut destabilisieren. Ist sie zu großzügig, oder lässt sie sich von Vertretern nationaler Interessen beeinflussen, macht sie sich von Anfang an unglaubwürdig. Für die EZB ist der Test deshalb die erste Bewährungsprobe, ob sie die Banken tatsächlich vernünftig kontrollieren kann. „Wir wissen, wir haben einen einzigen Versuch, um unsere Glaubwürdigkeit und unsere Reputation aufzubauen“, sagte Danièle Nouy, die die neue Bankenaufsicht der EZB seit einigen Wochen leitet, kürzlich der „Financial Times“.

Die 63-jährige Französin ist so zierlich, dass sie hinter den Rednerpulten fast unterzugehen scheint. Doch mit ihrem energischen Zug um den Mund verbreitet sie die Aura einer unerbittlichen Mathematiklehrerin. Und sie weiß, wie leicht sie und die neue Superaufsicht sich blamieren können.

Bereits vor drei Jahren hatte eine erste europäische Aufsichtsbehörde, die European Banking Authority (EBA), einen großen Stresstest gestartet – der gründlich misslang. Die Londoner 50-Mann-Truppe, die ein nationaler Aufseher bis heute flapsig als „Hobbygärtnerverein“ bezeichnet, zeigte sich komplett überfordert. Als dann auch noch Banken in Schieflage gerieten, die gerade erst bestanden hatten, war es mit der Glaubwürdigkeit dahin.

Nouy gibt deshalb von Anfang an die eiserne Lady. „Wir müssen akzeptieren, dass manche Banken keine Zukunft haben“, erklärt sie nüchtern. „Wir müssen einige verschwinden lassen, auf geordnete Art und Weise.“

Und so rätselt die ganze Branche, wen und wie viele es treffen wird. Die Schätzungen, wie schlecht es den Banken wirklich geht, schwanken jedenfalls erheblich. Ein Berliner und ein New Yorker Professor haben kürzlich kalkuliert, dass der Kapitalpuffer von 109 Euro-Banken um insgesamt bis zu 770 Milliarden Euro zu dünn sei, die OECD kam für die 60 größten Banken nur auf 84 Milliarden Euro.

„Angeblich will die EZB bis zu 30 Banken durchfallen lassen, um glaubwürdig zu sein“, sagt Dirk Becker, Analyst bei Kepler Cheuvreux. „Wenn das stimmt, würde es auch für deutsche Institute wie die Commerzbank, HSH Nordbank oder Nord/LB eng.“ Die amerikanische Investmentbank KBW rechnet mit 27 Sitzbleibern, besonders übel aber werde es die Deutschen erwischen: Acht Banken würden den Test aus Sicht der Analysten nicht bestehen, fast so viele wie in Italien und Spanien zusammen.

An dem Test beteiligte Wirtschaftsprüfer wiegeln ab. Die Anforderungen der EZB seien noch nicht final festgelegt, sagt Michael Göttgens, Partner bei Deloitte. „Deswegen kann man die Auswirkungen

für deutsche Banken derzeit kaum solide abschätzen.“ Gelassen geben sich auch Notenbanker. „Ich erwarte nicht, dass bei dem Test viele Banken durchfallen oder sich ein großer Kapitalbedarf offenbart“, sagt etwa der französische Zentralbankchef Christian Noyer. „Aber es mag eine Handvoll Institute geben, die ihre Probleme noch lösen müssen.“

Doch das ist einfacher gesagt als getan. In Spanien wächst wegen der anhaltenden Krise auf den Immobilienmärkten die Zahl der notleidenden Kredite. Und in Italien fallen wegen der Wirtschaftsflaute immer mehr Firmenkredite aus. Hinzu kommt, dass die Bücher der italienischen Banken voll sind mit heimischen Staatsanleihen, das macht sie verwundbar, sollte die Staatsschuldenkrise wieder aufflammen.



Bankenaufseherin Nouy
„Einen einzigen Versuch“

Deutsche Banken wiederum kämpfen mit ihren Milliardenbeständen an Schiffskrediten. Die sind reihenweise ausfallgefährdet, weil die internationale Handelschiffahrt seit sechs Jahren in der Krise steckt. Rund ein Drittel des Gesamtvolumens hätten die Banken deshalb schon abschreiben sollen, sagt ein ehemaliger hochrangiger Bankmanager aus dem Schiffsgeschäft. Tatsächlich aber belaufen sich Wertberichtigungen etwa bei der Nord/LB auf rund ein Zehntel des Gesamtbestands. Die Commerzbank will gar nicht erst sagen, wie viel von ihrem 14 Milliarden Euro großen Portfolio sie schon abgeschrieben hat.

Selbst beim Branchenprimus Deutsche Bank rechnen die Analysten von KBW damit, dass er es nur mit knapper Not durch den Stresstest schafft. Das Haus hat besonders viele verschachtelte Wertpapiere, deren Preise per Modell kalkuliert werden. Auch diese Verfahren will die EZB unter die Lupe nehmen.

Hier dürften die Prüfer allerdings an ihre Grenzen stoßen. Denn die Deutsche Bank hat nicht nur derartige Finanzkunstwerke im Volumen von rund 40 Milliar-

den Euro in den Büchern – sie benutzt auch mehrere tausend Modelle, um ihren Wert zu berechnen. Es sei „illusorisch, das alles anzusehen“, gesteht ein Aufseher. Was möglich ist, sind nur einige Stichproben.

Tatsächlich ist der Bilanztest ein Wettlauf mit der Zeit. Rund drei Monate bleiben der EZB und ihren Helfern, um die Qualität der Bilanzen zu prüfen. Ab Mai soll in einem zweiten Schritt ein Stresstest durchgeführt werden, bei dem für alle Banken ermittelt wird, wie stark das Eigenkapital in bestimmten Krisenszenarien schrumpft (siehe Grafik S. 70).

Hinzu kommt: Der Test hat zwar schon begonnen, Nouys Mannschaft aber befindet sich noch im Aufbau. Von den 1000 Mitarbeitern, die Nouy einmal haben soll, arbeiten gerade einmal wenige hundert, die teilweise auch nur von nationalen Aufsehern ausgeliehen sind. Die vier führenden Generaldirektoren des Hauses wurden im Januar ernannt. „Die müssen jetzt erst mal gucken, wie ihr Drucker funktioniert“, lästert ein Banker.

Die Durchführung des Tests hat die EZB deshalb an Wirtschaftsprüfer ausgelagert, die von den nationalen Aufsichtsbehörden beauftragt und kontrolliert werden und seit ein paar Tagen in den Banken unterwegs sind. Es ist, als würde ein Trupp Rettungssanitäter schon mal mit der Operation am offenen Herzen anfangen, weil das Ärzteteam noch fehlt.

Dementsprechend kurzfristig wird geplant. „Wir haben noch keinen Prüfungsplan, keine Dokumentation“, sagt ein Betroffener, kurz bevor die ersten Prüfer sein Haus betreten.

Dabei hat die EZB durchaus ehrgeizige Ziele. 15 riskante Kreditportfolien hat sie pro Bank für die Prüfung ausgewählt. Tausende Kredite und Wertpapiere sollen in jedem Institut gecheckt werden, die Stichproben sind vier- bis fünfmal so groß wie beim normalen Jahresabschluss. Alles soll in Frage gestellt werden: ob die Risiken richtig berechnet wurden, welche Sicherheiten zugrunde liegen, wie diese zuletzt bewertet wurden. „Der Aufwand ist gigantisch“, stöhnt ein Banker.

Zunächst aber müssen die Prüfer die Datenmassen in den Griff bekommen – und irgendwie Vergleichbarkeit zwischen den Banken herstellen, die bislang innerhalb 18 verschiedener Rechtsrahmen und unter 18 verschiedenen Aufsehern arbeiten. So ist schon die Definition von „notleidenden Krediten“ in vielen Ländern unterschiedlich: In Deutschland muss die letzte Rate dafür 90 Tage überfällig sein, in anderen Ländern sind es teils mehr, teils weniger. „Die große Sorge aller Banker ist, dass plötzlich Maßstäbe gelten, die es vorher nicht gab“, fasst ein deutscher Bankchef zusammen.

Manch eine Regierung versucht deshalb, den eigenen Geldhäusern zu helfen,

Zeitplan für den Bilanztest

November 2013 Umfassende Bewertung von Bankbilanzen beginnt mit der Auswahl der zu prüfenden Portfolios.	Mitte Februar Die Prüfung der Bilanzen beginnt.	ab Mai Beginn des Stresstests	Oktober Das Ergebnis von Bilanzprüfung und Stresstest wird bekanntgegeben.
2014			
Januar Das neue Aufsichtsgremium der EZB um Danièle Nouy tagt erstmals.	April Szenarien für den Stresstest werden festgelegt.	bis Juni Die Bilanzprüfung soll abgeschlossen sein.	November Die EZB übernimmt die Aufsicht über voraussichtlich 128 Banken.

DER SPIEGEL

solange das noch möglich ist. Spanien etwa erlaubte seinen Banken kurzerhand, künftige Steuervorteile so zu buchen, dass sie quer durch die Branche einen zusätzlichen Kapitalpuffer von 30 Milliarden Euro schaffen. Auch Italien versuchte, seine Banken ein wenig aufzupäppeln: Unicredit und Co. sollten die Chance erhalten, den Wert ihrer Anteile an der italienischen Zentralbank in den eigenen Büchern noch vor dem Test hochzuschreiben – was die Bundesbank aber vereitelte.

Dabei halten die deutschen Finanzwächter selbst ihre Hand über die heimischen Banken. Die Bundesregierung drängt in Brüssel darauf, dass Kapitalhilfen staatlicher Bankeigentümer kein Beihilfungsverfahren der EU-Kommission wegen Wettbewerbsverzerrung auslösen. Das würde den Landesbanken helfen, falls sie im Zuge des Bilanztests frisches Geld brauchen.

Die EU-Kommission aber, die schon die Abwicklung der WestLB erzwungen hat, will auch diesmal hart bleiben. Zusätzliche staatliche Beihilfen könnten bei privaten wie auch bei öffentlichen Eigentümern „die Verpflichtung zur Restrukturierung“ nach sich ziehen, heißt es in Brüssel. So könnte der EZB-Test für die Kommission zum Hebel werden, den Landesbankensektor weiter zu schrumpfen.

Aus Sicht der EZB sind Banken und Regierungen sowieso viel zu eng verflochten. Das zeigte sich vor zwei Jahren, als die Staatsanleihen, die sich milliarden-schwer in den Bilanzen der Banken finden, mit ihrem Ausfallrisiko fast den Euro zu sprengen drohten.

Gereizt reagiert Danièle Nouys Behörde deshalb, wenn es um den sogenannten Prudential Filter geht: Der nämlich sorgt dafür, dass selbst drastische Kursverluste bei Staatsanleihen nicht sofort am Kapital der Banken zehren. Weil bislang jede nationale Aufsichtsbehörde selbst entscheiden kann, inwieweit die Kursschwankungen sich in den Büchern niederschlagen müssen, hat der Filter möglicherweise erheblichen Einfluss auf die Ergebnisse des Stresstests. Man würde die Filter am liebsten ganz herausrechnen, heißt es denn auch in EZB-Kreisen.

Öffentlich gemacht werden sollen sie jedoch auf jeden Fall, „dann kann we-

nigstens der Markt ausrechnen, wie stark sie sich auf das Eigenkapital auswirken würden“, sagt der Frankfurter Bank профессор Jan Pieter Krahen.

Bis es so weit ist, werden allerdings noch Monate vergehen. Die Aufseher der EZB wollen die Erkenntnisse des mehrstufigen Tests erst ganz am Ende bekanntgeben, im Oktober. Dafür wollen sie bei der Wertpapieraufsicht ESMA sogar durchsetzen, dass börsennotierte Banken von der Pflicht befreit werden, einen möglichen Kapitalbedarf per Ad-hoc-Mitteilungen sofort publikzumachen.

Wobei niemand ernsthaft glaubt, dass sich explosive Ergebnisse mehrere Monate lang unter Verschluss halten lassen. Wenn die EZB also nicht aufpasst, könnte ihre Inventur neue Turbulenzen auslösen, statt die Märkte zu beruhigen.

Dirk Auerbach, Regulierungsexperte beim Wirtschaftsprüfer KPMG, hält zu viel öffentliche Information allerdings auch für gefährlich. Es sei zu hinterfragen, ob es sinnvoll wäre, die Testergebnisse transparent zu machen. „Das birgt die Gefahr, dass gegen vermeintlich schwächere Banken spekuliert werden könnte und sich deren Probleme dadurch möglicherweise noch verschärfen würden.“

Bankenkritiker wie der Analyst Dieter Hein von Faïresearch haben auch aus anderen Gründen ihre Zweifel, dass der Stresstest das System insgesamt stabiler macht. Finanzkrisen entstünden typischerweise in Bereichen, von denen man es nicht erwartet hätte, sagt Hein. „Da hilft also auch der schönste Stresstest nichts. Heute testen Sie das Schiffskreditportfolio, und in drei Jahren gerät dann die Autoindustrie in eine Krise, die niemand erwartet hätte.“

Ruhe dürfte in Europas Bankensystem somit auch nach dem Big Bang nicht einkehren. Der eine oder andere Aufseher plant schon jetzt für die Zeit danach. Frankreichs Notenbankchef Noyer hat einen Vorschlag, der den deutschen Sparkassen Schauer über den Rücken jagen dürfte: „Ich hielte es für eine gute Idee, dass die nationalen Aufsichtsbehörden bald die gleiche Übung mit jenen kleineren Banken durchführen, die von der EZB nicht erfasst werden.“

MARTIN HESSE, CHRISTOPH PAULY, ANNE SEITH



Kochgeschirr-Präsentation in China
Fissler-Pfanne als Statussymbol

GLOBALISIERUNG

Deutsche Woks für Chinas Köche

Die Bundesrepublik exportiert nicht nur Autos und Maschinen nach Fernost. Gefragt sind Alltagsgegenstände – wie Hemden, Hosen und Töpfe.

Markus Kepka hat das Unmögliche möglich gemacht. Der Manager beliefert Asiaten mit jenem Kochgeschirr, das die eigentlich erfunden haben.

Kepka ist Geschäftsführer bei Fissler, dem Hersteller von Pfannen, Töpfen und anderen Küchenhelfern. „Ich freue mich immer diebisch, wenn ich Chinesen einen Wok verkaufen kann, der in Idar-Oberstein vom Band gefallen ist“, sagt Kepka.

Dort befindet sich der Heimatstandort von Fissler, hier werden fast alle Produkte gefertigt. Mittlerweile verkauft das Unternehmen mehr als 70 Prozent seiner Waren im Ausland, die meisten gehen nach Südkorea, gefolgt von China. Seit 15 Jahren rollt Fissler von Rheinland-Pfalz aus den Weltmarkt auf.

Woks aus dem Hunsrück für Küchen in Peking: Die Strategie von Fissler in

Fernost steht exemplarisch für eine erstaunliche Seite der Globalisierung. Wenn von Exporten nach China die Rede ist, dann geht es fast immer um Autos und Maschinen. Hightech-Güter dieser Art machten im Jahr 2013 mehr als die Hälfte der deutschen China-Ausfuhren im Umfang von 67 Milliarden Euro aus. Diese stiegen damit leicht um 0,6 Prozent, die Einfuhren dagegen gingen um 5 Prozent auf 73,4 Milliarden Euro zurück.

Längst sind es jedoch nicht mehr nur Konzerne wie Daimler oder Siemens, die in der Volksrepublik reüssieren. Ein Teil der deutschen Exporte stammt von Mittelständlern wie Fissler, die vergleichsweise einfache Güter für den Alltagsgebrauch herstellen.

Es sind Produkte, von denen man eigentlich annimmt, dass sich die chinesische Volkswirtschaft damit selbst versorgt, etwa Hosen, Hemden und Haushaltsartikel.

Stattdessen liefert sie zum Beispiel Fackelmann, ein mittelfränkischer Anbieter von Haushaltswaren aller Art, vom Kartoffelschäler bis zum Teesieb. Für das Unternehmen ist Asien der Wachstumstreiber schlechthin. Mehr als zwei Drittel des Umsatzes von 329 Millionen Euro erwirtschaftet die Firma im Ausland. In Peking oder Shanghai findet sich der Schriftzug „Fackelmann“ an vielen Supermarktregalen.

Sogar deutsche Bekleidungsfirmen finden dort ihre Kunden. Der oberpfälzische

Hosenfabrikant Hiltl ist in einem Dutzend Einkaufszentren in China präsent, alle bestens gelegen. Und der schwäbische Hemdenhersteller Olymp macht in der Volksrepublik seit Jahren gute Geschäfte. Sie scheinen sogar lukrativer zu sein als in Deutschland: Hiltl und Olymp können ihre Hosen und Hemden in China teurer verkaufen als auf dem Heimatmarkt.

So kann ein Olymp-Hemd, für das der Handel in Deutschland rund 50 Euro verlangt, dort über die Hälfte mehr kosten. Und Hiltl-Hosen, die hierzulande meist zwischen 119 und 199 Euro liegen, fangen im chinesischen Warenhaus bei umgerechnet 350 Euro erst an.

Dabei sind diese Produkte streng genommen noch nicht mal „made in Germany“. Hiltl unterhält eigene Fabriken in Rumänien und Mazedonien, Olymp hingegen lässt überwiegend in Fernost fertigen.

Warum aber faszinieren die deutschen Marken die kaufkräftige asiatische Oberschicht derart, dass sie nun gerade bei Hosen und Küchengeräten so spendabel wird? Eine Fissler-Pfanne gelte dort als Statussymbol, sagt Geschäftsführer Kepka, und in Korea als Ausdruck dafür, welche Wertschätzung man der Familie entgegenbringe. Auch Fissler verkauft in Asien auf einem höheren Preisniveau als in Deutschland.

Zudem stünden zwischen Hersteller und Handel in China weitere Akteure, die mitverdienen, erklärt Hiltl-Geschäftsführer Jörg Weickart, auch deshalb seien die Hosen in der Volksrepublik teurer: „Ohne Verbindungsleute ist man dort verloren.“

Inzwischen hat Asien für solche Hersteller entscheidende Bedeutung gewonnen – als Ausgleich für das maue Geschäft in Europa. „In Deutschland allein ist nichts mehr zu holen“, sagt Weickart. Und Spielraum für Preiserhöhungen ist ebenfalls kaum vorhanden. Die Billigkonkurrenz durch die Discounter habe den Kunden „komplett verdorben“, ärgert sich Fissler-Mann Kepka.

Allerdings lässt sich in Asien nicht alles verkaufen, was in Deutschland läuft. Um erfolgreich zu sein, müssen die Unternehmen kulturelle Eigenheiten berücksichtigen. Mit abgetragener Vintage-Optik zum Beispiel können Chinesen nach Erfahrung von Hosenfabrikant Weickart nichts anfangen; sie bevorzugten traditionelle Mode.

Im Gegenzug taucht bei Fackelmann der Renner aus China im deutschen Programm erst gar nicht auf. Es ist eine Zange, mit der man Teller auf dem Tisch platziert. So bleiben sie makellos sauber.

ALEXANDER JUNG



Industriestandort Essen

KOMMUNEN

Der Tausendfüßler

Die Ruhrgebietsmetropole Essen ist die heimliche Konzernhauptstadt der Republik. Obwohl gleich drei ihrer Vorzeigeunternehmen in die Krise geraten sind, zeigt die Stadt einen erstaunlichen Überlebenswillen – und überraschende Erfolge.

Ein Beleg für den dramatischen Niedergang seiner Stadt hat Essens Oberbürgermeister Reinhard Paß (SPD) stets vor Augen. Wenn er in seinem holzvertäfelten Amtszimmer am Schreibtisch sitzt und den Kopf ein wenig nach rechts dreht, fällt sein Blick auf eine vergrößerte Eintrittskarte für ein Fußballspiel, das am 26. Juni 1955 in Hannover stattfand.

Damals trat Rot-Weiss Essen gegen den 1. FC Kaiserslautern an. Es ging um das Endspiel der Saison. Nach einem furiosen 4:3 kam die Mannschaft aus dem Ruhrgebiet mit Stürmerstar Helmut Rahn in ihren Reihen als Deutscher Meister nach Hause. Die glanzvollen Tage des Vereins sind Vergangenheit. RWE spielt mittlerweile in der vierten Liga und behauptet tapfer einen Platz im Mittelfeld der Tabelle.

Viel häufiger als der unterklassige Fußballverein schafft es der gleichnamige

Energiekonzern aus Essen derzeit in die Schlagzeilen. Den einst hoffnungslos gesunden Stromversorger RWE, immerhin Deutschlands zweitgrößtes Elektrizitätsunternehmen, hat die von der Bundesregierung verordnete Energiewende in heftige Turbulenzen gestürzt.

Um andere Unternehmen in der Stadt steht es nicht viel besser: Steag, die Nummer fünf unter den Stromerzeugern, hat aus den gleichen Gründen zu kämpfen. Karstadt ist seit Jahren so gut wie pleite, und die Zukunft von ThyssenKrupp ist alles andere als sicher.

Essen ist fertig, so scheint es. Wird die Stadt zu einem deutschen Detroit, einem Ort also, in dem Verfall regiert und aus dem Menschen fliehen?

Oberbürgermeister Paß begegnet der Misere in den Konzernzentralen seiner Stadt mit fast aufreizendem Gleichmut. „Wir haben fünf Jahrzehnte Strukturwan-

del hinter uns“, sagt er. „Wir sind einiges gewohnt, da schaltet man nicht so schnell um auf Krisenmodus.“

Tatsächlich hat die Stadt in der Mitte des Ruhrgebiets eine erstaunliche Metamorphose hinter sich. Noch in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war sie die größte Bergbaustadt Europas mit 23 aktiven Zechen. Die letzte Förderanlage schloss vor bald 30 Jahren, und Stahl wird schon seit Kriegsende nicht mehr in der Stadt gekocht.

Dafür ist Essen mittlerweile so etwas wie die heimliche Konzernhauptstadt der Republik. Gemessen an der Einwohnerzahl beheimatet die Stadt mehr Hauptquartiere aus den Top-100-Unternehmen als München. Neben RWE und ThyssenKrupp haben Hochtief, Aldi Nord und Evonik ihren Sitz in Essen, die mehr als doppelt so große Bayern-Hauptstadt kommt nur auf neun Zentralen.

da stand die Essener Wirtschaft auf zwei oder drei Beinen“, sagt Heinz-Jürgen Hacks, Geschäftsführer der IHK, nämlich Stahl, Kohle und Energie. „Heute ist die Stadt ein Tausendfüßler.“

12 600 Unternehmen produzieren, entwickeln oder treiben Handel in der Stadt, die meisten sind kleine oder mittelständische Firmen. Obwohl sie nicht so groß sind wie die Platzhirsche ThyssenKrupp oder RWE, sind viele in ihren Nischen Branchenführer.

Beispielsweise die Siloxa AG. Zusammen mit seinen 30 Beschäftigten fertigt Firmenchef Wolfgang Doczyck seit 1998 im Zukunftszentrum Zollverein, einem ehemaligen Zechenglände im Essener Norden. Hier entstehen Filteranlagen für Gase, die in Klärwerken anfallen. Das Abfallprodukt der Wasserreinigung lässt sich so zur Stromgewinnung nutzen.

Von 2000 Klärwerken in Deutschland, die ihr Gas verwerten, zählen 400 zu Doczycks Kunden. „Damit sind wir Marktführer“, sagt der Firmenchef selbstbewusst. Dennoch hat der Strukturwandel auch sein Unternehmen schon heimgesucht. Bis vor zwei Jahren baute Siloxa Filter für Biogasanlagen. Doch diese angeblich umweltschonende Energiequelle geriet schnell in Verruf, weil Lebensmittel wie Mais statt auf dem Teller im Brennofen landeten. „Jetzt ist der Markt praktisch tot“, stellt Doczyck trocken fest.

Der Umsatz seines Unternehmens fiel von 13 Millionen auf 8 Millionen Euro, 20 Beschäftigte verloren ihren Job. Mit breitem Ruhrgebietsakzent spricht der Firmengründer eine Erkenntnis aus, die in vielen Essener Unternehmen verbreitet sein dürfte: „Mit Krisen muss man fertig werden, hilft ja nix.“

Solch bodenständiger Pragmatismus herrscht auch in der 16. Etage des Essener Rathauses. Dort hat Lars Martin Klieve seine Amträume, der Kämmerer der Stadt. Er verwaltet Deutschlands größten kommunalen Schuldenberg. Über 3,2 Milliarden Euro schuldet die Stadt ihren Gläubigern. Sie hat dreimal so viele Kassenkredite in Anspruch genommen wie alle Gemeinden Bayerns, Baden-Württembergs und Sachsens zusammen.

2009, als der CDU-Mann sein Amt antrat, stand Essen kurz vor der Pleite. Vor einiger Zeit hat der Kämmerer eine Schuldenuhr auf der Internetseite der Stadtverwaltung installieren lassen, die er stolz vorführt. Seit Anfang des Jahres läuft sie rückwärts. Erstmals seit drei Jahrzehnten trägt Essen wieder Schulden ab, jede Sekunde 71 Cent.

Dass es so weit kommen konnte, ist erstaunlich. Denn während wegen der gu-

ten Wirtschaftslage fast überall die Gewerbesteuer aufkommen stiegen, hatte Klieve mit sinkenden Einnahmen zu kämpfen. „2010 hatten wir noch 400 Millionen Euro an Gewerbesteuer, zuletzt waren es noch 280 Millionen“, sagt er.

Die Gründe kann er nicht nennen, das verbietet das Steuergeheimnis. Stattdessen lässt der Kämmerer den Blick aus dem Fenster schweifen, wo sich die Skyline der Essener Innenstadt mit den Verwaltungstürmen der Konzerne aufbaut. Wenn deren Geschäfte nicht gut laufen, macht sich das sofort in der Stadtkasse bemerkbar. „Ich muss mit Sonderfaktoren fertigwerden“, sagt Klieve nur. Vor allem aber muss er sparen.

Dass die Essener mit schlechten Nachrichten gleichmütiger und gelassener umgehen als Bewohner anderer Städte, hat auch mit den erstaunlichen Erfolgen der jüngeren Vergangenheit zu tun. Keine der zehn größten Städte Deutschlands steigerte ihre Wirtschaftsleistung derart eindrucksvoll wie Essen. Von 2000 bis 2011 legte das Bruttoinlandsprodukt (BIP) der Stadt nominal um fast 40 Prozent zu. In München betrug das Plus nur 26 Prozent, in Berlin 24 Prozent, in Köln 20 Prozent.

Selbst unter der Wirtschaftskrise litt das kleine Wachstumswunder an der Ruhr nicht. Zwischen 2007 und 2011 stieg das BIP in Essen um 17 Prozent. „Eine herausragende Entwicklung“, bescheinigten das Wirtschaftsforschungsinstitut HWWI aus Hamburg und die Berenberg Bank der Stadt in einer Untersuchung, in der die 30 größten Städte in Deutschland verglichen wurden. Bei dem Ranking, das mehrere Standortfaktoren berücksichtigt, kletterte Essen von Rang 21 im Jahr 2010 auf Platz 10 im vergangenen Jahr.

Verbessert hat sich nicht zuletzt die Beschäftigungslage. Die Zahl der Arbeitsplätze stieg deutlich. Mehr als 220 000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte verdienen in Essen derzeit ihr Geld, zehn Prozent mehr als noch vor sieben Jahren. 70 Prozent der Arbeitnehmer sind im Dienstleistungssektor tätig, ein deutlicher



Firmenchef Doczyck
„Hilft ja nix“



Essen

mit **573 115 Einwohnern**
die neuntgrößte deutsche Stadt
mit **3,2 Mrd. € Schulden**
die höchstverschuldete
Stadt Deutschlands

BIP je Erwerbstätigen: **74 812 €**
(Deutschland: 62 982 €)

Das Problem ist nur, dass sich kaum eines dieser Unternehmen so strotzend gesund zeigt wie etwa BMW oder Linde. Wären die Unternehmen aus dem Süden auch nur ansatzweise in ähnlicher Lage, würde München wohl von kollektiver Untergangsanstalt heimgesucht.

Davon aber ist in Essen nichts zu spüren. Neben aller Krisenroutine transportiert Oberbürgermeister Paß auch Hoffnung: „Irgendwann wird man mit dem Verkauf von Strom auch wieder Geld verdienen“, tröstet er sich und RWE.

Und dass ThyssenKrupp immer wieder die Kurve kriegt, gehört ohnehin zum unerschütterlichen Erfahrungsschatz der Essener. Das Vorgängerunternehmen Krupp stand schon zur Kaiserzeit einmal am Abgrund. Nach dem Krieg wollten die Alliierten den Konzern zerschlagen, ließen es dann aber bleiben. 1967 konnte er nur durch eine Bundesbürgschaft überleben, wenige Jahre später rettete der Schah von Persien das Unternehmen mit einer Geldspritze. Alles also wie gehabt, kein Grund zum Verzweifeln. „Wenn er nicht direkt betroffen ist, dann spürt der Bürger in Essen von den Krisen nichts“, sagt Paß.

Tatsächlich weisen die Stimmungsindikatoren, die die örtliche Industrie- und Handelskammer (IHK) in ihren Umfragen ermittelt, trotz der schlechten Nachrichten aus den Großunternehmen weiter nach oben. Denn die Stadt ist nicht mehr so abhängig von wenigen Unternehmen oder Branchen wie früher. „Es gab Zeiten,

Kühlschränke mit Stromvertrag

RWE schreibt 2,8 Milliarden Euro Verlust. Ideen zur Sanierung des Energieversorgers fehlen.

Für RWE-Chef Peter Terium müssen es harte Arbeitstage gewesen sein beim Weltwirtschaftsforum im Schweizer Luftkurort Davos. „Fünf Tage lang“, schildert der RWE-Chef im hauseigenen Intranet, habe er „im Stundentakt“ Gespräche mit hochkarätigen „Geschäftspartnern, Politikern und Finanzexperten geführt“. „Speed-Dating“ sei das gewesen, anstrengende Arbeit ohne Pausen. Es sei nicht einmal Zeit geblieben, die Sonne, den Schnee und die herrliche Landschaft zu genießen.

Und während andere Konzernchefs sich bei Galabanketts, Kaminrunden und ausgedehnten Spaziergängen in den Bergen entspannten, hadert Terium via Intranet mit der viel zu kurzen Nachtruhe: „Mittwoch gab es um acht Uhr Frühstück, am Donnerstag um sieben Uhr und heute ging es schon um 6.30 Uhr los – ohne Frühstück.“ Wegen eines Kurzinterviews für das Frühprogramm der BBC, bei dem Terium bei „minus acht Grad“ auf einem „kalten Barhocker vor dem Hotel“ sitzen musste.

Seit Tagen sorgen die Schilderungen des RWE-Chefs für Gesprächsstoff im Konzern. Gleichzeitig wird die Frage immer lauter, ob der gebürtige Niederländer wirklich der richtige Mann ist, das Unternehmen aus der schweren Krise zu führen.

Das hat damit zu tun, dass Terium wenig Gespür für die Befindlichkeiten seiner 67.000 Mitarbeiter zu zeigen scheint, die um ihre Arbeitsplätze bangen: Auf Konzernkosten gönnt er sich die eine oder andere Annehmlichkeit, sei es den überlangen Dienstwagen oder Übernachtungen in Luxushotels.

Viel schwerer aber wiegt, dass er bislang kein wirklich überzeugendes Konzept zur Sanierung des kriselnden Konzerns vorlegen kann. „Der monotone Verweis auf die Schwierigkeiten der Energiewende und das Auflegen immer neuer Sparprogramme“, sagt ein Vertreter der Arbeitnehmer im Aufsichtsrat, „reicht jetzt nicht mehr aus.“

Denn die Situation ist mehr als bedenklich. Am Mittwoch erst musste Terium seinen Kontrolleuren bei einer

Sitzung des Gremiums eine weitere Hiobsbotschaft überbringen. Danach wird RWE erstmals in seiner über hundertjährigen Geschichte einen Verlust ausweisen – rund 2,8 Milliarden Euro. Das will der RWE-Chef auf einer Pressekonferenz am Dienstag kommender Woche in Essen bekanntgeben.

Außerdem mussten die Werte von Kraftwerken und Firmenbeteiligungen im laufenden Jahr um knapp fünf Milliarden Euro korrigiert werden. Die Nettoverschuldung stieg von 17 Milliarden Euro im Jahr 2007 auf inzwischen 31 Milliarden Euro. Für die Aktionäre wird deshalb die Dividende halbiert. Arbeitnehmer müssen mit weiteren Sparrunden rechnen.

Mit welchen Geschäftsideen und vor allem mit welchen Produkten RWE in Zukunft wieder Geld verdienen soll, diese Antwort blieb Teri-

um dem Aufsichtsrat schuldig. Manche Idee wirkt eher hilflos. So haben sich die Top-Führungskräfte des Konzerns vor wenigen Wochen allen Ernstes mit einem Konzept auseinandergesetzt, das vorsah, über große Elektromärkte in den Verkauf billiger Kühlschränke einzusteigen. Analog zur Handy-Branche, so der Plan, sollten die Geräte durch einen angeschlossenen Stromvertrag subventioniert werden.

Außerdem kursieren im Unternehmen Überlegungen, den Aufbau eines bundesweiten Netzes von Stromtankstellen für Elektroautos und den Verkauf ferngesteuerter Heizthermostate weiter anzukurbeln. Beides hatte sich auch schon Teriums Vorgänger Jürgen Großmann vorgenommen – ohne Erfolg.

Dort aber, wo wirklich ein Stück Zukunft liegen könnte, setzt der RWE-Chef den Rotstift an, etwa beim zügigen Aufbau von Ökostrom-Angeboten. Für die ursprünglich geplante Errichtung großer Offshore-Windparks in Nord- und Ostsee ließ er die Mittel drastisch zusammenstreichen.

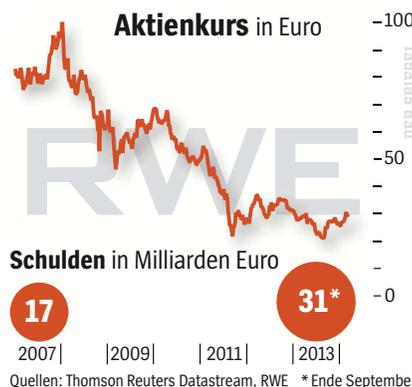
Stattdessen forciert er den Verkauf weiterer Unternehmensteile. Die Hamburger Öl- und Gasfördertochter Dea soll bereits in den nächsten Wochen zwischen drei und fünf Milliarden Euro einbringen. Mit diesem Geld hofft Terium den Konzern zumindest bis zum nächsten Jahresabschluss im Februar 2015 über Wasser halten zu können.

Ob er im Vorfeld der Bilanzpressekonferenz noch einmal zum Weltwirtschaftsgipfel nach Davos reisen wird, ist fraglich. Und das hat nicht nur mit der vermeintlich hohen Arbeitsbelastung vor Ort zu tun.

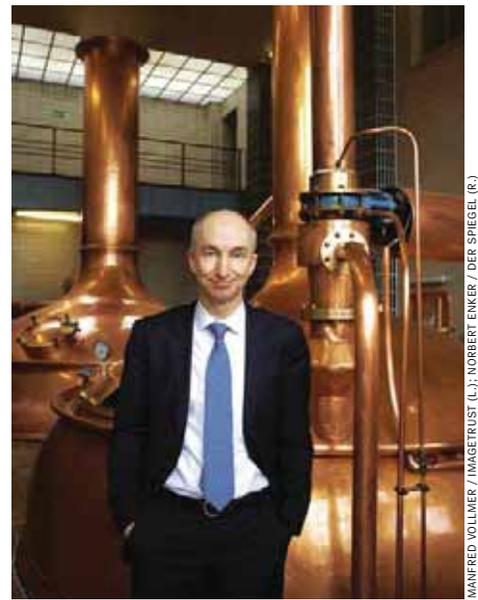
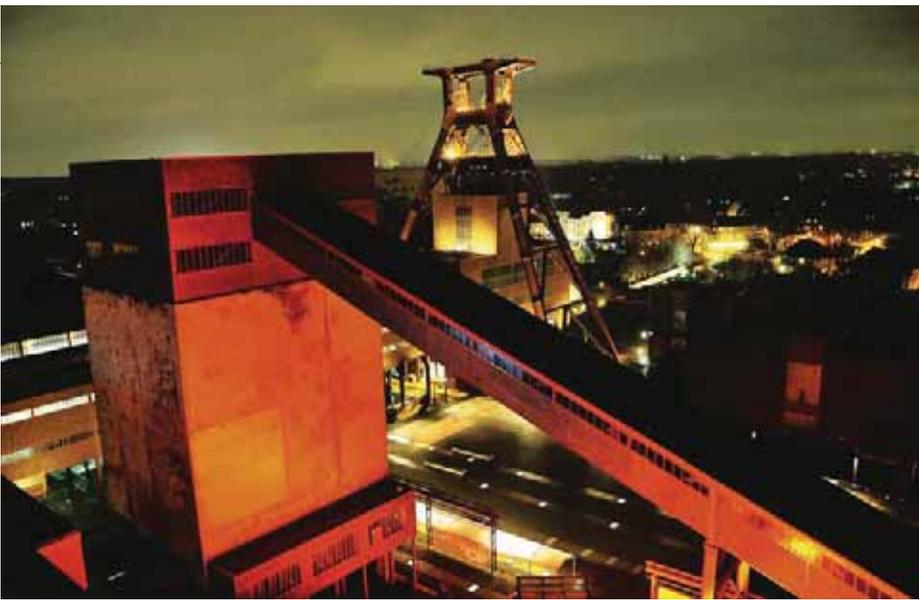
Illustre Begleitveranstaltungen wie das von RWE für Manager und Journalisten traditionell ausgetragene Skirennen zum Abschluss des Gipfels passen so gar nicht zur Lage und zur Stimmung in dem schwer angeschlagenen Energiekonzern. Auch Terium scheint das zu ahnen.

Das Sportvergnügen im Tiefschnee, schreibt er in seinem Reisebericht im Internet, solle deshalb „geprüft“ werden.

FRANK DOHMEN



RWE-Chef Terium
Gespräche im Stundentakt



MANFRED YOLLNER / IMAGETRAUST (L.); NORBERT ENKER / DER SPIEGEL (R.)

Industriedenkmal Zeche Zollverein in Essen, Brauer Stauder: Zwei Großstädte als Kundschaft verloren

Beleg dafür, wie sich die einstige Industriehochburg verändert hat.

Trotz des Jobbooms verharrt die Arbeitslosenquote auf hohem Niveau, sie pendelt seit Jahren um zwölf Prozent. Acht von zehn Arbeitslosen sind länger als ein Jahr ohne Job, sie gelten als schwer vermittelbar. Viele neue Jobs gehen an Pendler, die täglich aus den umliegenden Städten nach Essen kommen.

Wer aber eine Beschäftigung hat, arbeitet produktiver als andernorts. Pro Kopf erwirtschaften Essener Arbeitnehmer jährlich im Schnitt über 80 000 Euro, mehr als ihre Kollegen in Stuttgart, München oder Düsseldorf.

Dem eigenen Erfolg aber misstrauen die Bewohner des Ruhrgebiets gern, und so werden auch diese Angaben erst einmal relativiert: Die Zahl für Essen sei durch eine Handelsplattform für Strom etwas aufgebläht, die RWE seit kurzem betreibt, gibt IHK-Geschäftsführer Hacks zu bedenken. „Da entstehen Werte per Knopfdruck“, sagt er mit einem Anflug von Widerwillen. Skrupel, die in Frankfurt niemand hätte, das Geschäftsmodell der Bankenstadt besteht im Wesentlichen aus Knöpfchendrücken.

Der Handelsraum von RWE steht auf einem alten Zechenareal in der Nähe der Innenstadt. Auf 3000 Quadratmetern sitzen hier 300 Männer und Frauen vor ihren Flachbildschirmen. Sie kaufen Strom, wo er gerade am günstigsten ist, um ihn möglichst teuer wiederzuverkaufen. Hier entscheidet sich, welches Kraftwerk des Konzerns gewinnbringend ans Netz geht, welches heruntergefahren wird.

„Dieser Saal ist Auge und Ohr von RWE in den Markt“, sagt Helmut Weintögl, Leiter Executive Affairs bei der RWE Supply & Trading, der Handelstochter des Konzerns. Vom alten Stromzuteilungsmonopolisten RWE, dessen Kürzel im Ruhrgebietsspott einst für „Ruhe, Wärme und Erholung“ stand, ist hier nichts mehr zu erkennen – und das liegt nicht nur an

den angloamerikanischen Titeln und Firmennamen. Selbst wenn sich die Stromproduktion des Unternehmens irgendwann einmal nicht mehr lohnen sollte, seinen Handelsraum müsste RWE dann nicht schließen. 30 Sprachen aus 40 Ländern seien auf dem Parkett zu hören, berichtet Weintögl. Er selbst kommt aus Österreich, viele Händler arbeiteten zuvor in New York oder in der Londoner City.

Was aber treibt solche Bestverdiener nach Essen? Attraktiv sei der Handelsraum selbst, der größte und modernste Europas, sagt Weintögl. Hier spielen die Stromhändler die Hauptrolle, in den Bankentürmen Londons und New Yorks dagegen arbeiteten sie häufig im Schatten der Investmentbanker. „Außerdem lässt es sich hier gut leben.“

Das liegt vor allem an den günstigen Mieten. Eine Wohnung in Essen kostet nur halb so viel wie eine vergleichbare in München, von London oder New York ganz zu schweigen. Als grünste Stadt Nordrhein-Westfalens bietet Essen zudem ein angenehmes Wohnumfeld.

Das finden tatsächlich wieder mehr Menschen. Nach fast 50 Jahren Schwund – Anfang der sechziger Jahre lebten auf dem heutigen Stadtgebiet 760 000 Menschen – wächst die Bevölkerung seit zwei Jahren. Ende vergangenen Jahres lebten 573 000 Menschen in der Stadt.

Für Thomas Stauder, Mitinhaber der Privatbrauerei Stauder im Essener Stadtteil Altenessen, macht es die Geschäfte ein bisschen einfacher, wenn der Heimatmarkt wieder wächst. „In den vergangenen Jahrzehnten haben wir zwei Großstädte an möglichen Kunden verloren“, sagt er. Seit sechs Generationen versorgen die Stauders Stadt und Umgebung mit Bier. Wie kaum ein anderes Unternehmen begleitete die Brauerei den Aufstieg und Wandel Essens – und war selbst stets Teil davon.

Zuerst löschten die Stauders den Durst von Landarbeitern und Bauern, dann von Bergleuten und Stahlkochern. Heute trin-

ken deren Nachfahren – Angestellte, Ingenieure oder Kreative – das Bier.

Als Essen sich von der Montan- und Industriemetropole zum Standort für Hauptverwaltungen wandelte, vollzog auch die Brauerei eine Kehrtwende. „Wir mussten ein eigenes Profil entwickeln“, erzählt Stauder. Das Sortiment wurde zusammengestrichen, das Image als Malocherbier abgelegt. Was andere besser konnten, zum Beispiel Altbier brauen, überließ Stauder der Konkurrenz. Stattdessen spezialisierte sich das Familienunternehmen auf sein Premium Pils.

Heute verkauft Stauder weniger Bier als noch vor Jahrzehnten, aber das Geschäft sei lukrativer geworden, sagt der Inhaber. Mittlerweile bekommen Gäste ausgewählter Restaurants und Hotels in der ganzen Republik Stauder serviert, beispielsweise im Hotel de Rome in Berlin.

Trotzdem hat die Brauerei ihre Heimatbasis nicht vernachlässigt. Stadt und Stauder verfolgten bei ihrer Anpassung an die jeweilige Gegenwart eine ähnliche Strategie: Bewährtes erneuern, aber niemals die Wurzeln kappen.

Weltweit gilt Essen mittlerweile als gelungenes Beispiel für Strukturwandel. Vor vier Jahren war man Kulturhauptstadt Europas. In ihrer nicht gerade als architektonische Perle geltenden Stadt Scharen von Fremden mit Reiseführern und Stadtplänen in der Hand zu sehen war für die Essener ein verstörendes Erlebnis. Die Zahl der Hotelübernachtungen stieg um 30 Prozent auf über 1,3 Millionen. Bis heute wundern sich die Verantwortlichen, warum es nach dem Kulturhauptstadtjahr weiter bergauf ging. Aber sie nehmen die Entwicklung dankbar hin.

Sie wissen, ihre Stadt wird niemals so hip sein wie Berlin, so chic wie München, so reich wie Hamburg. „All diese Städte muss man niemandem erklären, Essen schon“, sagt Oberbürgermeister Paß. „Aber wir arbeiten daran, dass sich das ändert.“

CHRISTIAN REIERMANN

Bagram war gestern

KOMMENTAR
Von Holger Stark

„Es gibt kein großes Spiel mehr, das wir gewinnen müssen“, hat Barack Obama im vergangenen Herbst gesagt. Amerika werde künftig vom „Status dauernder Kriegsbereitschaft“ abrücken. Dafür stehen der Abzug aus Afghanistan und die militärisch zurückhaltende Syrien-Politik. Es war ein Versprechen. Wie die passende Armee dazu aussieht, wurde nun bekanntgegeben: Die Zahl der US-Soldaten soll bis 2019 auf 440 000 schrumpfen. Das ist die kleinste Truppe seit dem Zweiten Weltkrieg. Mit dieser Entscheidung verabschiedet sich die Supermacht von der Möglichkeit, dauerhaft andere Länder zu besetzen. Im Jahr 2003, in der Hochphase der Kriege im Irak und in Afghanistan, kommandierte George W. Bush noch 570 000 Soldaten. Obamas neue Armee wird solche Großeinsätze nicht mehr schaffen. Das heißt aber auch: Foltergefängnisse wie im afghanischen Bagram oder eine Grüne Zone in Bagdad, das war gestern. Amerikas Militärmis-sionen von morgen, das sind: Eliteeinsätze, computergesteuerte Bomben und Angriffe im Cyberspace. Eine schlankere amerikanische Streitmacht eröffnet dabei nicht nur mehr Spielraum für Diplomatie, sondern erzwingt sie sogar. Wem die Mittel für bewaffnete Alleingänge fehlen, der muss nach politischen Lösungen suchen, nach Allianzen und Kompromissen. Obamas Entscheidung könnte daher den Weg bereiten für eine neue US-Außenpolitik, bei der Uno, Nato und Europäische Union, vielleicht auch regionale Bündnisse in Afrika oder Asien, eine nachhaltigere Rolle spielen als bislang. Eine kleinere Truppe nährt daher die Hoffnung auf eine Weltpolitik, die weniger auf Waffen und mehr auf Verhandlungen setzt. Verteidigungsminister Chuck Hagel nennt das „Zeit für die Realität“.

UGANDA

Jagd auf Homosexuelle

Nachdem Präsident Yoweri Museveni am vergangenen Montag ein Gesetz unterzeichnete, das gleichgeschlechtliche Beziehungen unter noch schärfere Strafen stellt, hat die Hatz auf Homosexuelle zugenommen. Eine Boulevardzeitung in Kampala outete 200 Männer und Frauen, von denen 50 mittlerweile aus dem Land geflohen sind. „Die Angst ist noch größer geworden“, sagt der ugandische Schwulen-Aktivist Pepe Julian Onziema. „Schwule und Lesben können ihre Liebe nur heimlich ausleben.“ Die Verfolgung von Homosexuellen liegt in Afrika im Trend: In mindestens 36 von 54 Ländern sind gleichgeschlechtliche Beziehungen illegal. Im Sudan, in Mauretanien und im Norden Nigerias droht die Hinrichtung, vielerorts mehrjährige Haft. Aber nicht überall, wo Homosexualität verboten ist, wird sie verfolgt; Tunesien und Marokko etwa sind weniger streng. Keinesfalls nur in muslimischen, sondern auch in christlichen Ländern Afrikas wird die gleichgeschlechtliche Liebe tabuisiert. In jüngerer Zeit wird zudem von amerikanischen Evan-

gelikalen in vielen Ländern der Hass gegen Homosexuelle geschürt. In Uganda waren sie über die letzten Jahre hinweg besonders erfolgreich: Dort steht auf gleichgeschlechtliche Heiraten künftig lebenslange Haft.



ISRAEL

Im Kerngehäuse des Konflikts

Der Tempelberg ist der heiligste Ort der Juden, aber verwaltet wird er von einer islamischen Stiftung. Das jedoch stellen israelische Extremisten zunehmend in Frage. Ohne den Tempelberg hätten die Juden „kein Zuhause“, sagt Mosche Feiglin, Abgeordneter der Regierungspartei. Israel solle endlich „seine Souveränität ausüben“. Einen ersten Erfolg kann der Radikale jetzt verzeichnen: Sein Antrag hat es ins Parlament geschafft, erstmals diskutieren die Abgeordneten über die Machtverhältnisse auf dem Heiligtum. Wenn Jerusalem der Zankapfel des Nahost-Konflikts ist, ist der Tempelberg das Kerngehäuse: Alles, was hier passiert,

hat einen weltweiten Nachhall. Als Israel in den neunziger Jahren einen antiken Tunnel öffnete, gab es gewalttätige Proteste; als der spätere Premier Ariel Scharon im Jahr 2000 den Tempelberg bestieg, löste das die zweite Intifada aus. Juden ist das Beten dort verboten – nicht nur von den Muslimen, sondern auch von den Rabbinern, da das Betreten religiöse Regeln verletzt. Doch der Rabbiner-Bann bröckelt, auch wegen des Drucks der Rechtsnationalen. Die Zahl der jüdischen Besucher steigt, immer wieder kommt es zu Ausschreitungen. Auch diese Woche protestierten wieder Muslime – gegen Feiglins Initiative.





TARA TODRAS-WHITEHILL / NYT / LAIF

Beats statt Dschihad Der Kampf um die Köpfe wird mit Händen und Füßen geführt. In der Kleinstadt Sidi Ali Ben Aoun im armen Hinterland Tunesiens bringen die lokalen B-Boys den Jugendlichen Breakdance bei – damit sie sich nicht den Islamisten anschließen. Auch Fußball, Fechten und Rap-Kurse gehören zum Programm des Jugendzentrums. Denn was hilft besser gegen die Einflüsterungen der Radikalen als eine sinn-

volle Beschäftigung und das Gefühl dazuzugehören? In Ben Aoun herrschen Armut, Arbeitslosigkeit und Langeweile, daran hat sich wenig geändert, seit sich der Gemüsehändler Mohammed Bouazizi vor über drei Jahren im Nachbarort verbrannte und damit die arabischen Aufstände entfachte. Trotzdem ist Tunesien das Musterland der Arabellion. Und die Breakdancer von Ben Aoun wollen mithelfen, dass das so bleibt.

TÜRKEI

„Der Premier wird zurückschlagen“



Der Istanbuler Politologe und Kolumnist Cengiz Aktar, 58, über die Korruptionsvorwürfe gegen Premierminister Recep Tayyip Erdogan

SPIEGEL: In mitgeschnittenen Telefonaten soll Premier Erdogan seinen Sohn Bilal aufgefordert haben, Millionen Dollar in Sicherheit zu bringen. Sind die Aufnahmen echt?

Aktar: Leute, die Erdogan gut kennen, wie der AKP-Mitbegründer Abdüllatif Şener bejahen das. Die Frage ist, ob diese Telefonate tatsächlich im Dezember abgehört wurden, als die Ermittlungen gegen korrupte AKP-Politiker

liefen. Dann wären die Mitschnitte Beweisstücke in den Händen der Justiz. Schade nur, dass Erdogan die Arbeit der Ermittler gestoppt, den Staatsanwalt versetzt und fast die gesamte Führung der Polizei ausgetauscht hat. **SPIEGEL:** Wird Erdogan denn nach den Enthüllungen Konsequenzen ziehen? **Aktar:** Natürlich ist er nicht der Mann, der zurücktritt oder einen Fehler eingesteht. Stattdessen demonstriert die Regierung Gelassenheit. Ein Minister sagte, es handle sich bei den Aufnahmen so offensichtlich um Fälschungen, dass man dafür keine Beweise mehr erbringen müsse. Gleichzeitig ist Erdogan voller Wut. Er wird zurückschlagen und sich an der Gülen-Bewegung

zu rächen versuchen, die hinter der Abhöraktion vermutet wird.

SPIEGEL: Wie hoch ist das Ausmaß der Korruption in der AKP?

Aktar: Keine Regierung ist gefeit vor Machtmissbrauch. Dafür sind normalerweise Kontrollinstanzen da, aber die gibt es nicht mehr in der Türkei. Wichtige Wirtschaftssektoren wie Energie und Bauwesen werden kaum noch reguliert. Auch das Gesetz, das die Vergabe von öffentlichen Aufträgen regelt, wurde unter der AKP-Regierung 164-mal umgeschrieben und dabei total verwässert. In diesem Umfeld blüht Korruption.

SPIEGEL: Für Erdogan ist jeder Vorwurf eine Lüge, ein Komplott gegen ihn.

Aktar: Ja, er reagiert extrem empfindlich auf alles, was seine Macht in Frage stellt. Das erklärt seine Bewunderung für den russischen Präsidenten, der genauso absolutistisch herrschen darf.



ITALIEN

Das Evangelium des Matteo

Gleich vom ersten Tag an vermittelt der neue Regierungschef Matteo Renzi die Botschaft, schonungslos aufräumen zu wollen. Zu Hause in Florenz allerdings, wo er fast fünf Jahre lang Bürgermeister war, ist seine Bilanz durchwachsen.

Nach Meeresfisch-Consommé und gefülltem Kaninchen kommt zum Dessert erst einmal eine schöne Geschichte – aus der politischen Frühzeit von Matteo Renzi.

Fabio Picchi, Spitzenkoch in Florenz, erzählt sie. Sie handelt von einem ehemaligen Vizebürgermeister der Stadt, der in den Neunzigern den ehrgeizigen katholischen Jungpolitiker Renzi kennenlernte. Der ihn förderte, beäugte, zu bestaunen begann. Und der am Ende pro-

phezeit habe: „Wenn dieser Kerl nicht im Knast endet, dann wird er entweder Papst oder Premierminister von Italien.“

Und siehe da, sagt der Starkoch, so ist es gekommen. Matteo Renzi, der Mann, der von Picchi seit Jahren bekocht wird, wie vor ihm in Florenz schon Bill Clinton, Tony Blair und Gerhard Schröder, der rastlose italienische Jungpolitiker, der außer Kartoffelpüree so gut wie alles mag, ist jetzt Premier. Seit Stunden sendet das Staatsfernsehen an diesem Diens-

tag live aus dem Parlament in Rom. Zu sehen ist Renzi, bislang Bürgermeister von Florenz und Picchis Stammgast, bei seinem ersten Auftritt als Regierungschef im Abgeordnetenhaus. Selbstsicher und forsch wirkt er – so wie schon am Vortag, als er den zur Vertrauensabstimmung angetretenen Senatoren erklärte, Volksvertreter wie sie seien in diesem „eingerosteten, versumpften, in Ketten gelegten“ Land eigentlich nicht mehr zu gebrauchen.

Medienstar Renzi, Anhänger Selbstsicher, forsch, volksnah

ten schneidet nur Griechenland schlechter ab. Selbst bei italienischen Betrieben steht der Staat mit mindestens 70 Milliarden Euro in der Kreide. Unternehmer klagen zudem über die erdrückende Steuerlast, die Arbeitslosenrate hat sich landesweit seit 2007 verdoppelt.

Italiens Parlamentarier, Nettogehalt bis zu 12 000 Euro im Monat, kennen die Nöte ihrer Landsleute. Aber sie teilen sie nicht. Renzi gibt sich deshalb als Anwalt des Volkes. Über die Köpfe der Abgeordneten hinweg, zielsicher in Richtung der Fernsehkameras, sagt er: „Italien kann führend in der Welt werden, unter der Bedingung, dass es eine politische Klasse gibt, die nicht wie im Kino nur den Ereignissen auf der Leinwand zuschaut.“

Als Bannerträger der neuen politischen Klasse sieht er sich selbst: bescheidener Lebensstil, volksnah, immer im Dienst. Zwischen der Vereidigung durch Staatspräsident Giorgio Napolitano und einem Telefonat mit Angela Merkel rauscht er am vorigen Wochenende noch zur Frau und den drei Kindern nach Pontassieve bei Florenz. Dass Renzi und seine Gemahlin Agnese, eine Lehrerin, lange Zeit zusammengerechnet weit weniger verdienten als ein durchschnittlicher Abgeordneter, hat die Wählerschaft zur passenden Zeit erfahren. Genauso wie die Tatsache, dass die drei Renzi-Kinder am Tag der Vereidigung des Vaters in Rom Grün, Weiß und Rot trugen – die Farben der italienischen Trikolore. Und dass Italiens neuer Regierungschef kurz danach in seinem Heimatort die Heilige Messe besuchte, wo der Pfarrer dann aus dem Evangelium nach Matteo (Matthäus) las – und zwar die Passage mit der Aufforderung, Feinden bei Bedarf auch die zweite Wange hinzuhalten.

Ein Fingerzeig von der Kanzel herab? Sich demütig zu unterwerfen war Renzis Sache bisher nicht, er teilt lieber aus. Wie er nach seiner Wahl zum Chef des sozialdemokratischen Partito Democratico im Dezember den Parteifreund Enrico Letta wegen angeblichen Versagens im Amt des Regierungschefs angriff und wie er ihn letztendlich vom Sockel stieß – das war ein Gesuch um Aufnahme in das Pantheon der Königsmörder.

Was Rom und Rest-Europa von Renzi zu erwarten haben, wissen sie am besten in Florenz. Flammende Befürworter und harte Kritiker des Ex-Bürgermeisters stehen sich in der Renaissance-Metropole gegenüber. In einigen Punkten immerhin sind sie sich einig: Renzi sei ein begnadeter Kommunikator, arbeitsam und zum Alphatier geboren. Als Anführer von Pfadfindertrupps wie später als Parteisekretär, als Präsident der Provinz Florenz mit 29 oder als Bürgermeister mit 34 Jahren – Renzi war immer die Nummer eins.

Wer ihm in die Quere kommt, hat sich vorzusehen. Einem zähen Reporter, der sich für ein Porträt in die VIP-Zone des AC-Florenz-Stadions geschlichen hatte, trat Renzi so kommentarlos wie gezielt auf den Fuß. Sein Gedächtnis bezüglich unerfreulicher Presseartikel gilt als legendär. Dass seine streng portionierten elektronischen Mitteilungshäppchen in Italien zumeist dankbar geschluckt werden, erleichtert ihm das Fortkommen.

An prominenten Renzi-Fürsprechern fehlt es ohnehin nicht. Die berühmtesten darunter sitzen, nicht weit vom Florentiner Rathaus entfernt, mit ihren Firmenrepräsentanten rund um den Dom: Interpreten italienischer Lebensart wie die Modemacher Ferruccio Ferragamo oder Roberto Cavalli, der Schuhfabrikant Diego della Valle von Tod's oder der Gourmetkettenbesitzer Oscar Farinetti von Eataly. Matteo Renzi habe viel für Florenz getan, sagt Ferragamo, das Wichtigste aber sei: „Er hat den Florentinern ihr Selbstvertrauen zurückgegeben und wieder Leben in die Stadt gebracht.“

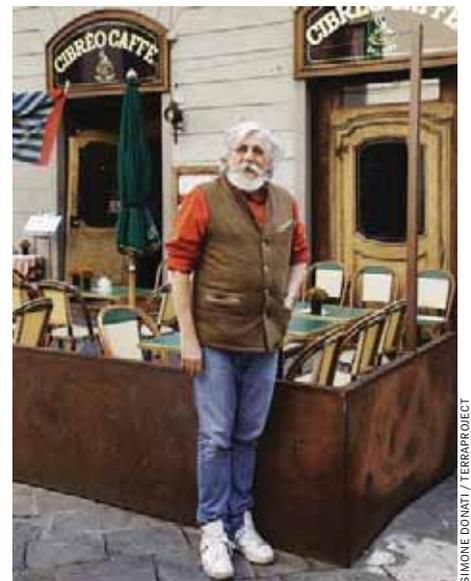
Sie alle, Multimillionäre und Milliardäre, setzen inzwischen auf Renzi – einen Mann, der noch vor gut einem Jahr bei der Kampfabstimmung in seiner Partei dem Ex-Kommunisten Pier Luigi Bersani klar unterlag. Das sagt viel über die Verwüstung in Italiens Parteienlandschaft aus, auch über die Verheerungen nach 20 Jahren Silvio Berlusconi, vor allem aber über die Verzweiflung unter den Erfolgreichsten des Landes. Der Zustand der italienischen Bildung und Ausbildung sei inzwischen so fürchterlich, heißt es in den besseren Kreisen von Florenz, „dass es schon schwer geworden ist, im Land noch Fachkräfte zu finden“.

Angekommen im höchsten Regierungsamt, muss Renzi, nach eigenen Angaben als „Verschrotter“ alter Eliten gestartet,

„Von Italiens Senatoren zu fordern, sie sollen bitte dafür stimmen, sich selbst abzuschaffen, dazu braucht es schon Löwenmut“, sagt Picchi. Andere hingegen, vor allem solche, die jenseits von Florenz leben, fragen sich: Ob Courage, Chuzpe und der erkennbare Stolz, fünf Jahre lang die Stadt Machiavellis und Dantes regiert zu haben, als Rüstzeug für die anstehenden Aufgaben genügen?

Matteo Renzi, mit 39 Jahren zum Regierungschef der drittstärksten Wirtschaftsmacht der Euro-Zone aufgestiegen, hat außerhalb von Florenz noch kein politisches Amt ausgeübt. Parlament und Senat in Rom sind ihm fremd, von den EU-Gremien in Brüssel ganz zu schweigen. Verwechselte er in der Vergangenheit Europarat und Europäischen Rat, so fiel das kaum auf. Inzwischen steht Renzi unter Beobachtung – als Premier eines Landes, das die schwerste Wirtschaftskrise seiner Nachkriegsgeschichte durchmacht.

Italien hat mehr als zwei Jahre Rezession in Folge hinter sich. Die Schuldenlast ist bei 133 Prozent des Bruttoinlandsprodukts angekommen – unter den EU-Staa-



Florentiner Starkoch Picchi
„Er will einfach bestimmen“

SIMONE DONATI / TERRAPROJECT

SIMONE DONATI / TERRAPROJECT



CAMILLA MORANDI / INTERFOTOPICS / EMPICS

Premier Renzi, Präsident Napolitano, Ministerinnen: Ein Marsmensch aus Florenz

sich nun ab sofort selbst daran messen lassen, was er zustande bringt. Schon beim Termin mit der Kanzlerin in Berlin am 17. März und zehn Tage später dann beim Treffen mit Barack Obama in Rom wird Gelegenheit sein, die Pläne für eine wirtschaftliche wie auch moralische Trendwende in Italien zu erläutern. Unstrittig ist bisher nur: Sie sind ehrgeizig.

Noch vor Beginn der italienischen EU-Ratspräsidentschaft am 1. Juli 2014 soll ein Großprojekt pro Monat auf den Weg gebracht werden – neben einem neuen Wahlgesetz vor allem die Reformen des Arbeitsmarkts, der öffentlichen Verwaltung und des Steuersystems. „In drei Monaten drei Dinge, auf die wir seit 30 Jahren warten? Na dann, viel Glück!“, schrieb spöttisch der „Corriere della Sera“. Renzi habe möglicherweise übersehen, dass der von ihm beklagte italienische Sumpf nicht nur von „Reihern und Flamingos, sondern auch von Kröten, Nattern und Krokodilen bevölkert wird“.

Im Klartext: Nicht nur Silvio Berlusconi und Beppe Grillo, die Anführer der beiden stärksten Oppositionsparteien, könnten Renzis mit dünner Mehrheit regierender Koalition bei den geplanten Reformen in die Quere kommen. Es drohen auch Probleme mit der eigenen Partei. Dann nämlich, wenn es um liebgewonnene Besitzstände gehen wird. Und wenn die Frage ansteht, wie all die zunehmend im Mao-Zedong-Sound („Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Schulen miteinander wetteifern“) getwitterten Renzi-Ideen („Tausend Baustellen für tausend Schulen“) umgesetzt und finanziert werden sollen.

Vorläufig freut sich Renzi noch darüber, dass seine Einsichten – „Europas Stabilität ist wichtig. Die Stabilität der Klassenzimmer unserer Kinder ist wichtiger“ – bei Parteifreunden und Wählern verfangen. Renzis Erfolge, wie jene Berlusconis und des Komikers Grillo, basierten auf einem gemeinsamen Nenner, sagt der rechte Parlamentarier Achille Totaro aus

Florenz: „Die Italiener wollen unterhalten werden und entscheiden sich deshalb leider zu 70 Prozent für Politiker, die in Deutschland kaum einer wählen würde.“

Dass Matteo Renzi noch heute als einer gilt, dem es mehr „um den Rauch als um den Braten“ geht, eher um die Wirkung als um die Substanz, ist die eine Seite. Auf der anderen Seite hat er bisher alle wichtigen Wahlen quasi im Alleingang und gegen den Willen der Parteiobereen für sich entschieden.

David Allegranti, Reporter beim „Corriere Fiorentino“ in Florenz und Autor der ersten Renzi-Biografie, erklärt das so: „Matteo ist in der Lage, einen Elefantfriedhof in einen funkelnden Zirkus zu

„In drei Monaten drei Dinge, auf die wir seit 30 Jahren gewartet haben? Na dann, viel Glück!“

verwandeln; er konzentriert sich auf zentrale Projekte, die leicht verständlich zu verkaufen sind. Und er ist machtbewusst im machiavellistischen Sinn, ein postmoderner Fürst gewissermaßen, mit ausgeprägtem Hang zum Königsmord.“

Wer Renzi und dessen gebrochenes Verhältnis zu vielen Intellektuellen in Florenz verstehen wolle, sagt Allegranti, der müsse sich nur den berüchtigtsten Renzisatz vor Augen führen: „Diese Stadt braucht keinen Bürgermeister, sie braucht einen Vermarkter.“

Fürs Italien der Jetztzeit allerdings, von Intrigen und Interessenkonflikten gelähmt, komme einer wie er als Regierungschef vielleicht gerade recht, so Allegranti: „Denn in Rom wirkt er wie ein Marsmensch, wie einer, der von einem ganz anderen Kontinent kommt, aus Florenz, und der nicht vergreift und lahm ist, sondern jung und schnell.“

Möglicherweise schafft es ja Renzi, sein Land aus dem Dornröschenschlaf zu we-

cken – gerade wegen seiner Volksnähe, seines guten Drahts zur Jugend und seiner Bereitschaft, sich Problemen zu stellen, die weit größer sind als er selbst, wie der Karikaturist Sergio Staino das nennt. Renzis „Mischung aus sympathischer Erscheinung und Oberflächlichkeit, aus sensiblen Antennen und lückenhaften Kenntnissen“ müsse nicht zwingend Erfolg verhindern.

Gewichtig, wenn auch in der Minderzahl, sind die Stimmen der Kritiker in Florenz. Jener Einwohner, die dem ehemaligen Bürgermeister vorwerfen, er habe seine Stadt in eine Art „Matteolandia“ verwandeln wollen, in eine weltweit verkäufliche Marke. Der eigenen Zierde, dem eigenen Ruhm zuliebe.

Der frühere Stadtrat fürs Rechnungswesen Claudio Fantoni etwa, inzwischen wieder hauptberuflich als Bariton am Theater tätig, schrieb Renzi in einem Brief, für ernsthafte Gespräche über den Haushalt der Stadt sei gerade mal jene „Minute, in der Du Dir die Zähne geputzt hast“, übrig gewesen – weit weniger Zeit als für Facebook-Einträge.

Dass Renzi sich für die Zwänge des von ihm als „Stupiditätspakt“ verspotteten italienischen Stabilitätspakts mäßig interessierte, belegen die Fakten: Der Rechnungshof bemängelte „wiederholte Unregelmäßigkeiten“ im Finanzgebaren der Stadt Florenz. Die Verschuldung der Kommune war innerhalb eines Jahres deutlich gestiegen und lag 2012 bei über einer drei viertel Milliarde Euro.

Nahezu folgerichtig hat der Neupremier Renzi nun erklärt, zugunsten seiner landesweiten Reformen bei Bedarf die Drei-Prozent-Defizit-Schwelle der EU-Kommission überschreiten zu wollen.

Von einem Anrufer in satirischer Absicht mit dem Angebot konfrontiert, Italiens Wirtschaftsministerium zu übernehmen, packte Renzis Parteifreund, der ehemalige Minister Fabrizio Barca, vor einer Woche unvermittelt aus – er könne diese ganze Sache mit der neuen Regierung, diese ganzen Slogans nicht mehr ertragen: „Da ist keine Idee dahinter, nur ein Übermaß von Abenteuerertum.“

Ach Gott, sagt da Fabio Picchi, Renzis Vertrauter und Lieblingskoch in Florenz, man möge das Ganze doch bitte mal ein bisschen lockerer sehen. Für seinen Kumpel Matteo spreche zuallererst: „Der liebt weder Geld noch Macht, der will nur ums Verrecken gern alles bestimmen, er ist in dieser Hinsicht sein Leben lang Pfadfinder geblieben.“

Und anders als „la Merkel“, sagt Picchi, höre sein Freund Matteo sowieso in spätestens acht Jahren auf. Denn Demut sei dem jungen Renzi schon vom Beichtvater ans Herz gelegt worden. Der sagte ihm einst: „Gott gibt es, aber du bist's nicht – also entspann dich.“

WALTER MAYR

UKRAINE

Nach der Revolution

Eine Woche nach dem Umsturz offenbaren zahlreiche Dokumente den verschwenderischen Lebensstil des Janukowitsch-Clans. Die neuen Machthaber verabschiedeten Gesetze im Rekordtempo und feilschen wie ihre Vorgänger um Posten und Geld.

Es ist 11.37 Uhr am Mittwoch dieser Woche, als Rinat Achmetow, der reichste und mächtigste Oligarch der Ukraine, eine Erklärung verbreiten lässt. „Wir wollen wie alle Ukrainer ein neues Land schaffen, in dem Demokratie und Rechtssicherheit herrschen. Wir werden am Aufblühen der Ukraine mitwirken.“

Achmetow, der mehr als hundert Unternehmen mit 300 000 Mitarbeitern kontrolliert, war enger Vertrauter des geflüchteten Staatschefs Wiktor Janukowitsch. Er ist – im Unterschied zu anderen – im Land geblieben, nun hat er sich endgültig auf die Seite der neuen Macht geschlagen. Seine Erklärung löste in Kiew Erleichterung aus.

Andere hatten sich zu dieser Zeit längst ins Ausland abgesetzt. So wie der ukrainische Spitzenbeamte, der zu Wochenbeginn in einem Café in der Nähe des Puschkin-Platzes im Zentrum Moskaus sitzt. Auch er hat in den letzten Jahren der Regierung Janukowitsch gedient. „Wann ich wieder nach Kiew zurückkann, weiß Gott allein“, sagt er. Er fürchte die Rache der neuen Machthaber: „Nennen Sie mich einfach Oleg.“

Oleg kann die Namen von Abteilungs- und Referatsleitern, die in den Außenministerien westeuropäischer Hauptstädte mit der Ukraine und Russland befasst sind, mühelos herunterbeten. Er kennt sie alle. Nüchtern schildert er, wie die Europäer ihn und seine Delegation abblitzen ließen, als der wirtschaftliche Druck des Kreml auf die Ukraine im vergangenen Jahr zunahm und „die EU hätte einspringen müssen“.

Dann erzählt Oleg von den Vorbereitungen Janukowitschs, den Maidan stürmen zu lassen: Er habe Informationen, dass Kämpfer der staatlichen Eliteeinheit Alfa das Hauptquartier der Opposition in Brand gesetzt und ihre Scharfschützen von den Dächern der umliegenden Häuser das Feuer auf die Menschenmenge eröffnet hätten. „Alles lief nach Plan. Dann aber zuckte Janukowitsch plötzlich zurück und befahl den Abbruch der Aktion“, sagt der Beamte.



Gedenkstelle für die Toten vom Maidan: „Janukowitsch befahl den Abbruch der Aktion“

Als die Außenminister Frank-Walter Steinmeier, Laurent Fabius und Radosław Sikorski in der Nacht von Donnerstag auf Freitag vergangener Woche mit Janukowitsch verhandelten, seien dessen Bedienstete längst dabei gewesen, die Flucht vorzubereiten. „Sie rafften Koffer und Kisten zusammen. Die Hubschrauber waren am Ende so schwer, dass sie kaum abheben konnten“, erzählt Oleg.

In Moskau sind mittlerweile weitere Gefolgsleute von Wiktor Janukowitsch eingetroffen. Sie halten ihren ehemaligen Staatschef für einen Verräter, der durch sein Zaudern alle ins Verderben gestürzt habe.

Auch die unmittelbare Entourage des Präsidenten habe sich zum Teil ins Ausland begeben, so Sergej Kurtschenko. Der 28-jährige Milliardär mit dem schütterten blonden Haar soll sich nach dem Sturz Janukowitschs ins weißrussische Minsk abgesetzt haben. Am Sonntag wollen Augenzeugen ihn dann in Moskau an der Bar des Fünf-Sterne-Hotels Radisson Royal gesehen haben.

Kurtschenko gilt als Finanzier, als „Portemonnaie“, so sagen sie hier, des Janukowitsch-Clans. Seine Holding Vetek gab zuletzt einen Jahresumsatz von rund 7,3 Milliarden Euro an. Vor einem Jahr, die Ukraine steckte schon in einer tiefen



Außenminister Steinmeier in Kiew am 20. Februar: Auf den Gegner zugehen

Keine Provokationen

Berlin will Russland in eine Lösung der Ukraine-Krise einbinden. Auch die EU soll Zugeständnisse machen.

Letztes Mal wollte Vitali Klitschko noch allein kommen, diesmal wird seine Konkurrentin Julija Timoschenko auch dabei sein: Zum Kongress der Europäischen Volkspartei in der kommenden Woche in Dublin werden die beiden möglichen ukrainischen Präsidentschaftskandidaten erwartet.

Aus deutscher Sicht geht es weniger darum, Klitschko und Timoschenko international aufzuwerten. Ihnen soll vielmehr die entscheidende Botschaft eingebläut werden: Wer immer künftig die Ukraine regiere, müsse auf den politischen Gegner zugehen – auch auf die Anhänger des gestürzten Präsidenten Wiktor Janukowitsch. Sonst drohe neues Chaos und womöglich sogar die Spaltung des Landes.

Die Botschaft hat noch einen weiteren Adressaten: die politische Führung in Moskau. Ohne die Russen, so die übereinstimmende Einschätzung von Kanzlerin Angela Merkel und Außenminister Frank-Walter Steinmeier, werde es keine Stabilität in der Ukraine geben.

„Unsere Aufgabe ist es, Moskau bei der Stange zu halten“, heißt es im Kanzleramt. Das erwarteten nicht nur die EU-Partner, sondern auch Washington. Merkel hat in den vergangenen Tagen mehrfach mit Präsident Wladimir Putin telefoniert. Denn das russische Störpotential ist beträchtlich. Putin hat Teile seiner Streitkräfte in Alarmbereitschaft versetzt, eine Militärintervention gilt nicht als ausgeschlossen. Russland könnte der Ukraine den Gasahn zudrehen. Und über die starke russische Minderheit im Land kann Moskau eine Spaltung der Ukraine vortreiben. Auf der Krim stürmten bereits prorussische Kräfte das Parlament.

In Berlin und Brüssel ist man gleichwohl entschlossen, Russland einzubinden. Merkel will Putin klarmachen,

dass Russlands Interessen in der Ukraine von der EU diesmal nicht ignoriert würden – anders als beim Aushandeln des Assoziierungsabkommens zwischen Kiew und den Europäern. „Wir müssen versuchen, alles zu verhindern, was Moskau als Provokation auffassen könnte“, sagt ein Spitzenbeamter. Dazu gehört auch, dass das Assoziierungsabkommen nach dem Willen der Bundesregierung verändert werden soll. Eine beim letzten EU-Russland-Gipfel Ende Januar eingesetzte Arbeitsgruppe soll Möglichkeiten erörtern, das Abkommen so zu gestalten, dass die Ukraine ihm beitreten kann, ohne dass eine Zollunion mit Russland ausgeschlossen wird. Das soll Putin besänftigen.

Auch bei den Finanzhilfen für die Ukraine setzt Berlin auf russische Kooperation. Moskau müsse ein Interesse daran haben, seine jüngst gewährten Kredite zurückzubekommen, heißt es.

Gleichzeitig will Währungskommissar Olli Rehn das bisherige Hilfsangebot der EU an Kiew von 600 Millionen Euro um bis zu eine Milliarde aufstocken, um den Staatsbankrott in der Ukraine abzuwenden. Einige EU-Mitgliedsländer haben intern bereits angekündigt, selbst etwas draufzulegen. So könnten bis zu vier Milliarden Euro zusammenkommen. Das ist nah an der Summe, die die Ukraine als kurzfristigen Finanzbedarf inoffiziell genannt hat.

Damit das Geld schnell zur Verfügung steht, denken Rehns Beamte darüber nach, die Entscheidung am Europaparlament vorbei zu treffen. Das geht laut Artikel 213 des Vertrags über die Arbeitsweise der EU, wenn schnelle finanzielle Hilfe „aufgrund der Lage“ notwendig sei. Das ist zweifellos der Fall.

RALF NEUKIRCH,
CHRISTOPH SCHULT

Wirtschaftskrise, stieg der Jungunternehmer in Deutschland bei einer Tankstellenkette für Flüssiggas ein. Vom russischen Ölgiganten Lukoil erwarb er eine Raffinerie in der ukrainischen Schwarzmeerstadt Odessa.

Den Fußballclub Metallist Charkiw in seiner Heimatstadt hatte er bereits im Dezember 2012 an sich gerissen, inklusive Stadion. Der Junge aus bescheidenen Verhältnissen schien endgültig angekommen in der Liga östlicher Oligarchen. Auf der Liste der reichsten Männer des ukrainischen Magazins „Korrespondent“ erklimmte Kurttschenko mit einem geschätzten Vermögen von 2,4 Milliarden Dollar Platz sieben.

Im Ranking der ukrainischen Ausgabe von „Forbes“ tauchte er nicht auf. Weil das Magazin mehrfach kritisch über seinen märchenhaften Aufstieg und seine Freundschaft mit dem ältesten Präsidentensohn Alexander Janukowitsch berichtet hatte, kaufte Kurttschenko die Zeitschrift kurzerhand auf.

Ausgerechnet eine ehemalige Journalistin seines eigenen Blattes entdeckte Anfang der Woche in einer Kiewer Tiefgarage 30 Säcke mit großteils geschredderten Dokumenten aus dem Firmenimperium des jungen Oligarchen.

Mitarbeiter hatten zuvor Computer aus den Büros im Stadtzentrum geschleppt und Festplatten zerstört. Die Papiere ließen Verträge, Anwaltsvollmachten und Banküberweisungen erkennen sowie Kaufbelege für Luxusgüter, darunter ein Motorboot für zwei Millionen Euro. Insider berichten jetzt über den verschwenderischen und exzentrischen Lebensstil des Emporkömmlings. Einem aus dem Westen angeheuertem Sterne-Koch zahlte der Oligarch 100 000 Euro für einen einzigen Tag Arbeit. Als Kurttschenko nicht schmeckte, was angerichtet war, feuerte er den Mann.

Der Oligarch war verheiratet, hatte aber eine Beziehung zu einer Moskauer Starmoderatorin. In seinem Privatjet flogen die beiden durch Europa, in der russischen Hauptstadt trafen sie sich in Séparées des Gourmet-Tempels „Turandot“.

Die Verbindungen zu Präsident Janukowitsch waren bis zum Schluss eng. Noch vor zwei Wochen hatte die staatliche Ukrainische Nationalbank Kurttschenkos Brokbusines-Bank mit einer Milliarde Griwen gestützt, umgerechnet 84 Millionen Euro. Da stand die Ukraine bereits kurz vor der Zahlungsunfähigkeit.

Janukowitsch ließ den Jungunternehmer schon deshalb nicht fallen, weil er ein viel zu wichtiger Baustein seines Systems war. Im vergangenen Sommer, als sich die Ukraine noch der EU annäherte, traf Kurttschenko Vorbereitungen, Gas auf europäischen Märkten über ausländische Tochterfirmen zu kaufen. Wäre es zum Assoziierungsabkommen gekommen, hät-

te der Kreml seine Gaslieferungen nach Kiew wahrscheinlich gedrosselt. Für den Präsidenten Janukowitsch ein Problem, nicht aber für den Geschäftsmann Janukowitsch. Protegé Kurtschenko hätte das Gas mit dickem Aufpreis an die Ukraine verkauft – und der Präsidentenclan dabei wohl mitverdient.

Der Umsturz verändert nun die Biografien vieler Ukrainer. Verschwunden ist nicht nur Kurtschenko. Verschwunden sind auch der Richter, der einst Julija Timoschenko verurteilte, der Innenminister, der die Maidan-Aktivisten als Faschisten beschimpfte, und der Kommandeur der Spezialeinheit „Berkut“, deren Auflösung die neue Regierung am Mittwoch beschloss.

In Kiew aber ist Anarchie ausgebrochen. Die Ukrainer sprechen von „Machnowschtschina“, in Erinnerung an die anarcho-kommunistische Partisanenbewegung unter Nestor Machno während des Bürgerkriegs nach 1917. Machnowschtschina ist, was nach Willkür und Chaos riecht.

Dazu gehört auch die Rache an Reichen und Prominenten. Im Kiewer Vorort Gostomel haben 20 Angreifer das Anwesen des kommunistischen Parteichefs Petro Simonenko niedergebrannt. In der Garage des Arbeiterführers fanden sich ein Toyota Land Cruiser und ein Aston Martin Vantage, den seine Frau gefahren haben soll – geschätzter Wert: 129 000 Euro.

Auch im Parlament geht es nicht zimperlich zu. Gesetze werden wie am Fließband verabschiedet, juristisch haben sie manchmal zweifelhaften Wert, auch die Verfassung wird nicht sonderlich beachtet. Es ist Revolutionszeit, die Dinge sind eilig. Manchmal bringt Parlamentschef Alexander Turtschinow selbst einen Personalvorschlag ein und unterzeichnet ihn dann sofort – als amtierender Präsident.

Turtschinow, bislang die graue Eminenz der Vaterlandspartei von Julija Timoschenko, ist über Nacht zur wichtigsten Figur des Landes geworden: Er ist nicht nur Parlamentschef, er koordinierte auch die Regierungsbildung und fungiert zugleich als Präsident. „Von solch einer Machtfülle hat Janukowitsch nicht mal zu träumen gewagt“, sagt ein Kiewer Chefredakteur.

Verlierer ist bislang die Udar-Partei von Vitali Klitschko, sie wird von Timoschenkos Leuten an die Wand gedrückt. Als am Montag der neue Chef der Nationalbank bestimmt wurde, steckte Udar noch in Verhandlungen über einen eigenen

Kandidaten. Da rief Turtschinow plötzlich zur Abstimmung und ließ einen eigenen Favoriten durchwinken, über den vorher nicht mal gesprochen worden war. Die Vaterlandspartei mit ihrem erfahrenen Apparatschik Turtschinow verteilt Portefeuilles und Kabinettsitze nach ihrem Geschmack. Am Mittwochabend wird der Parteiführer Arseni Jazenjuk zum Übergangspremier ernannt.

Das Nachsehen hatte anfangs auch der Maidan, der bei der Neuverteilung der Macht fast vergessen wurde. Es ist das Schicksal vieler Revolutionäre: Die neuen Machthaber wollen sich jener entledigen, die sie ins Amt gebracht haben. Dann aber zwang der Maidan das Parlament am Dienstag, die Regierungsbildung zu verschieben – und holte sich auf einer Krisensitzung die Zusicherung, dass ein Drittel der Regierungsposten an Aktivisten der Revolution vergeben werde. Unzufrieden blieb der radikale „Rechte Sektor“, der für seinen Chef Dmitrij Jarosch den Posten jenes Vize-Premiers erhalten wollte, der für die Kontrolle von Polizei und Geheimdienst zuständig ist.

Und Julija Timoschenko? Dass sie vergangenen Sonnabend am Maidan mit einer Kolonne aus Mercedes- und Lexus-Limousinen vorfuhr, hat ihr keine Sympathien gebracht. Es zeige, dass sie „noch nicht verstehe, was im Land vorgefallen ist“, schrieb eine Kiewer Zeitung, die Hälfte ihrer Emotionen auf dem Maidan sei nur gespielt gewesen. „Die Ukraine braucht jetzt Reformen und keine Exaltiertheit.“ Die Revolutionsikone von 2004 hat die Kritik wohl verstanden: Bei der Verteilung der Regierungsposten plädierte auch sie für eine stärkere Berücksichtigung des Maidan.

Die kühle bis feindliche Haltung der Aktivisten gegenüber Timoschenko bleibt spürbar. Sie haben Angst, dass sich der politische Filz der vergangenen Jahre fortsetzt, nur mit umgekehrtem Vorzeichen – schließlich war Timoschenko selbst Teil des ukrainischen Establishments. Die Furcht scheint berechtigt.

Am vergangenen Montag meldete sich ein hoher Beamter der ukrainischen Zollverwaltung bei einer großen Zeitungsredaktion und teilte mit, die „interne“ Verteilung unerwarteter Zolleinnahmen sei neu geregelt worden. Beschlagnahmte Gelder und Werte würden nun nicht mehr wie früher an Janukowitschs Partei der Regionen weitergereicht, sondern – an die Vaterlandspartei. Timoschenko habe dem Deal persönlich zugestimmt. Die Führung des Zolls wurde den Kommunisten zugeschanzt, damit diese im Gegenzug künftig Timoschenko unterstützen. Es sind die alten Machtspiele aus der Zeit nach der Orangenen Revolution.

Er habe trotzdem die Hoffnung, dass das politische System diesmal zur Selbstreinigung fähig sei, sagt der Kiewer Publizist Walerij Kalnysch. Dafür spricht, dass sich viele Abgeordnete inzwischen für die



Jungoligarch und Janukowitsch-Vertrauter Kurtschenko
Abgesetzt ins weißrussische Minsk?



In Janukowitsch-Residenz gefundene Akten
„Sie rafften Koffer und Kisten zusammen“



Aktivist im Schlafzimmer des Generalstaatsanwalts
Rache an den Reichen und Prominenten

KONSTANTIN CHERNICHKIN / REUTERS

Öffnung der Archive von Polizei, Verteidigungsministerium, Geheimdienst und Generalstaatsanwaltschaft einsetzen – nirgendwo in der Ex-Sowjetunion ist das bisher geschehen.

Diese Woche aufgefundene Dokumente belegen im Übrigen, dass der Geheimdienst SBU auf dem Maidan Leute suchte, die ein militärisches Eingreifen provozieren sollten, und dass auch die Armee zur Niederschlagung der Maidan-Proteste eingespannt wurde. Laut Befehl Nr. 313 vom 18. Februar hatte sie 30 Lkw, zwei Hubschrauber und 2500 Mann der Luftlandtruppen bereitzustellen. Die Soldaten sollten Vollmachten einer Militärpolizei erhalten, Zivilisten verhaften und Wohnungen durchsuchen dürfen. Waffengebrauch war ausdrücklich erlaubt.

Die Aufarbeitung all dessen wird Jahre dauern. Viel mehr interessierten sich die Ukrainer in dieser Woche für die Frage, wo Janukowitsch steckte. War er wirklich auf der Krim? In Balaklawa, nur 15 Kilometer vom russischen Kriegshafen Sewastopol entfernt, soll sich der flüchtige Präsident einige Stunden lang aufgehalten haben. Das jedenfalls teilte der neue Innenminister über Facebook mit.

Am Donnerstag um elf Uhr gibt der Mann, der bis vor fünf Tagen Präsident der Ukraine war, eine erste offizielle Erklärung ab: Er bittet Russland um „persönlichen Schutz vor Extremisten“ und

pocht darauf, immer noch legitimes Staatsoberhaupt der Ukraine zu sein. Wenige Minuten später berichten russische Medien, Moskau werde dem Hilfesuch entsprechen; Janukowitsch halte sich in einem Sanatorium außerhalb der Stadt auf.

Auf der Krim zeigt sich währenddessen, welche Konflikte der Ukraine noch bevorstehen. Schon am Mittwoch war es zu Ausschreitungen zwischen Krimtataren, die gegen eine Abspaltung der autonomen Republik protestierten, und pro-russischen Demonstranten gekommen. Zeitgleich mobilisierte die russische Armee 150 000 Soldaten für eine Militärübung im Westen des Landes, Präsident Putin versetzte auch die Luftwaffe in Gefechtsbereitschaft. Am frühen Donnerstagmorgen stürmten dann mit Panzerfäusten und Maschinengewehren bewaffnete Kämpfer das Regionalparlament in Simferopol und hissten die russische Flagge. Der amtierende ukrainische Innenminister Arsen Awakow schrieb daraufhin mahndend und etwas hilflos auf Facebook, es sei nun „Zeit für kühle Köpfe“.

CHRISTIAN NEEF,
WLADIMIR PYLJOW, MATTHIAS SCHEPP



Video-Reportage: Der Maidan nach dem Umsturz

spiegel.de/app102014maidan
oder in der App DER SPIEGEL



Unruhen vor Parlament in Simferopol: Mit Panzerfäusten und Maschinengewehren

MOLDAU

Dollar aus Moskau

Während die Welt auf die Ukraine blickt, versucht der Kreml, die letzten proeuropäischen Regierungen in seinem Machtbereich ins Wanken zu bringen.

Ginge es nach Mihail Formuzal, dann hätte diese Revolution in Kiew nie stattgefunden: Dann würde sich auch Moldau nicht für Europa, sondern für Russland entscheiden, dann wäre das geplante EU-Assoziierungsabkommen des Landes schon jetzt Geschichte. Der 54-Jährige ist Präsident des autonomen Gebiets der Gagausen in Moldau. Anfang Februar hat er ein Referendum durchgeführt und die christlich-orthodoxe Minderheit der Gagausen hier, zu der gerade mal 155 000 Menschen zählen, befragt.

Er wollte wissen, ob sie lieber der von Russland geführten Zollunion beitreten oder mit der Europäischen Union zusammenarbeiten wollten. Das Ergebnis: 98,5 Prozent der Teilnehmer stimmten für Russland. 68 000 gegen 1900 Stimmen.

Die Gagausen gelten in Moldau als fünfte Kolonne Moskaus. „Wir sind nicht gegen die EU, wir sind pragmatisch“, sagt ihr Anführer Mihail Formuzal, ein ehemaliger Sowjet-Major der Artillerie, der in einem Büro an der Lenin-Straße sitzt, vor dem Fenster ein wuchtiger Lenin aus Granit. „Mein Sohn studiert in Gießen in Deutschland; Europas größter Schuhhändler Heinrich Deichmann ist Gagausiens größter Mäzen“, sagt Formuzal. Uns gefallen die europäischen Werte, nur nicht eure Homo-Ehen.“

Am Revolutionswochenende von Kiew hat er ein Telegramm in die Ukraine geschickt, es war eine Solidaritätsadresse, nicht an die Demonstranten, sondern an einen der letzten aufrechten Gefolgsmänner von Wiktor Janukowitsch gerichtet.

Er sprach dem Mann, einem Gouverneur im Nordwesten der Ukraine, seine Anerkennung dafür aus, dass er vor der Opposition nicht auf die Knie gefallen sei. Und er bot ihm Unterstützung an: Moldau könne verletzte Polizisten der Sondereinheit „Berkut“ bei sich aufnehmen und behandeln. Das waren jene Männer, die in Kiew gezielt auf Demonstranten geschossen hatten, Handlanger des alten Regimes. Als das vor aller Augen zerfiel, Janukowitsch verschwand und auch seine Gefolgsleute sich absetzten oder zur Opposition überliefen, musste Russland tatenlos zusehen. Das soll sich nicht wiederholen.

Und so unterwandert Moskau gerade gezielt die letzten proeuropäischen Republiken in seinem Einflussbereich. Moldau ist den Russen dabei besonders wichtig: ein Land, nicht mal so groß wie Nordrhein-Westfalen, fast völlig von der Ukraine umschlossen, im Westen grenzt es an Rumänien. Nur drei Millionen Einwohner hat die Republik, die sich 1991 von der Sowjetunion lossagte.

Bis 2009 regierten hier noch die Kommunisten, inzwischen führt eine proeuropäische Koalition das Land. Längst hat Moldau ein mit der EU vereinbartes Assoziierungsabkommen paraphiert – im August dieses Jahres soll es unterzeichnet werden. Moldau und Georgien wären dann die einzigen von ursprünglich sechs Ex-Sowjetrepubliken, die eine Annäherung an Europa wagen.

Aber kommt es wirklich dazu? Der Kreml unternimmt zurzeit gewaltige Anstrengungen, um auch Moldau wieder von der EU zu lösen – und benutzt dazu die Gagausen. Deren Hauptstadt ist ein verschlafenes Städtchen in der süd-moldauischen Steppe, Comrat. Neben Gagausisch wird hier nur Russisch gesprochen und Moskaus „1. Kanal“ geguckt.

Nicht nur die Gagausen, auch der Rest der Moldauer hat in den vergangenen Jahren seine Haltung zu Europa verändert, nur noch 44 Prozent von ihnen sind derzeit für eine Integration in die EU, parallel dazu stieg der Anteil derer, die eine Zollunion mit Russland vorziehen, von 30 auf 40 Prozent. Mihail Formuzal sagt, die Regierung habe eine „afrikanische Demokratie“ im Land errichtet – sie habe Ministerien, Gerichte und Staatsanwaltschaften besetzt und verteilte Geld an Parteigenossen und Verwandte, die Minderheit der Gagausen bekäme nichts ab.

„Wir wollen eine eigene Staatlichkeit“, sagt er. „Wir wollen denselben Status wie die Republik Transnistrien.“ Der Gebietsstreifen, der sich bereits 1992 in einem Bürgerkrieg von Moldau abgespalten hat, wird seither von Russland am Leben gehalten.

Eine Etage unter Formuzal sitzt Dmitrii Constantinov, 61, Chef des 35-köpfigen Gagausen-Parlaments, und schimpft auf die EU. Die habe tatenlos zugesehen, als die Opposition in der Ukraine mit Molotow-Cocktails den Präsidenten aus dem Amt jagte. Im Übrigen habe die EU Neumitgliedern wie Ungarn oder Bulgarien nur Schulden und Firmenschließungen gebracht, sagt Constantinov, auch er, der 3000 Hektar mit Wein und Weizen bestelle, werde seine Ware in Europa nicht los.

Wer das Referendum eigentlich finanziert habe? Das habe eine Million Lei gekostet, umgerechnet 53000 Euro, das Geld habe die Bevölkerung mit Spenden aufgebracht. Und dann sagt er noch, die russische Botschaft in der Hauptstadt Chişinău habe versprochen, nach den



Orthodoxe Kirche in der gagausischen Hauptstadt Comrat

Olympischen Spielen ein Paket für die Gagausen zu schnüren: Moskau wolle billigeres Gas liefern und den Import moldauischen Weines fördern.

In Chişinău erzählt man sich, dass Russland das Feld für das gagausische Referendum bereitet habe. Juristisch hat die Abstimmung zwar keine Folgen, sie war ein symbolischer Akt. In anderen russlandfreundlichen Gegenden Moldaus wird jetzt auch über Referenden nachgedacht.

„Die Menschen spüren keine Verbesserung in ihrem Leben, jeder dritte Moldauer arbeitet im Ausland, die meisten in Russland“, sagt Victor Chirila, ehemaliger Berater des liberaldemokratischen Ministerpräsidenten Vladimir Filat, der nach diversen Skandalen im März des vergangenen Jahres abdanken musste.

„60 Prozent der Moldauer glauben, dass zu Sowjetzeiten alles besser war“, so Chirila. „Und nun bietet das wiedererstarkte Russland ihnen mit der Zollunion erstmals eine Alternative und das trügerische Gefühl, in den Schoß des früheren Reichs zurückzukehren. Was die EU bedeutet, das begreifen sie nicht.“

Es ist möglich, dass bei der Parlamentswahl im Herbst nun erneut die Kommunisten siegen. Sollte die jetzige Regierung das EU-Abkommen im August unterzeichnen, würde das neue Kabinett es vielleicht gleich wieder annullieren.

Genau darauf arbeitet Russland hin. Seit Wochen erschweren die Russen den Import moldauischer Weine. Es gibt Angriffe von Insidern auf moldauische Banken, um Gelder nach Russland umzulenken. Und Drohungen, den Status der moldauischen Gastarbeiter in Russland, von de-

ren Überweisungen Moldau lebt, zu überprüfen. Und es gibt immer wieder Provokationen an der Grenze zwischen Transnistrien und dem Rest des Landes.

Russland subventioniere die separatistische Nachbarrepublik Transnistrien „mit 30 Millionen Dollar pro Jahr“, sagt Chirila. Jeder Rentner erhalte aus Moskau zehn Dollar zur Pension dazu, auch Staatsbeamte würden Zuschläge bekommen.

Jetzt gebe es Gerüchte, sagt Chirila, dass Russland dabei sei, im moldauischen Parlament Abgeordnete zu kaufen. Die Regierungskoalition wackelt, sie hat nur eine Mehrheit von drei Sitzen. Die Angriffe auf die Volksvertreter würden über einen zwielichtigen moldauischen Milliardär und Bankier laufen.

Am Montag wollen Deutschlands Außenminister Frank-Walter Steinmeier und sein französischer Kollege Laurent Fabius nach Chişinău und dann nach Georgien reisen, um die EU-Freunde in der Ex-Sowjetrepublik zu unterstützen. Für die Moldauer haben sie gute Nachrichten: Sie sollen vielleicht schon im Mai Visa-Freiheit bei Reisen in die EU erhalten.

Diesmal ist sich die EU der Gefahr bewusst. „Wir wissen, dass Russland versucht, einen Teil der Republik Moldau zu kaufen, um die Europa-Integration zu stoppen“, sagt Graham Watson, der im Europaparlament zuständige Berichterstatter für Moldau. Moskau wolle verhindern, dass das ukrainische Modell Nachahmer in der Nachbarrepublik finde.

Vielleicht wäre der Ukraine ja manches erspart geblieben, hätten die Europäer die Visa-Waffe auch dort eingesetzt.

CHRISTIAN NEEF



Moldau

Einwohner: **3 Millionen**

BIP pro Kopf (2013): **1670 Euro**
zum Vergleich: Deutschland 33150 Euro



Demonstrierende Mönche in Phnom Penh: „Wir nehmen die Zukunft in die eigenen Hände, trotz unserer Vergangenheit“

KAMBODSCHA

Der Aufstand der Sanften

Mönche, Näherinnen, Bauern: In Kambodscha kämpft eine mutige Koalition gegen ein brutales Regime. Nach fast 30 Jahren autoritärer Herrschaft muss Premier Hun Sen um seine Macht fürchten, denn Oppositionschef Sam Rainsy hat einen Plan.

Revolution, das ist für den Mönch But Buntenh mehr als ein Wort. Revolution, das weckt in ihm Erinnerung an das Grauen, den Massenmord, an die Killing Fields, deren Folgen er am eigenen Leib erlitten hat. Nie hätte er gedacht, dass er in seinem Leben einmal selbst eine Revolution machen würde, wo das Wort in Kambodscha doch durch die Roten Khmer für immer in Verruf gebracht worden ist. Und jetzt trifft sich

ausgerechnet er, der heilige, der friedfertige Mann, heimlich mit anderen, um einen Umsturz zu organisieren. Einen „Aufstand der Sanften“ nennt Mönch But Buntenh das, und er ist stolz auf seine ungewöhnlichen Mitstreiter: Näherinnen, Bauern, Lehrer. „Wir nehmen die Zukunft in die eigenen Hände. Trotz unserer Vergangenheit – oder gerade wegen ihr.“

Geboren ist er im Jahr eins nach der Befreiung. Flüsternd, als wäre Angkar,

die „Organisation“, immer noch überall, haben die Eltern dem kleinen Jungen von den Jahren der Schreckensherrschaft erzählt, in denen die Roten Khmer zwischen April 1975 und Januar 1979 fast ein Viertel der kambodschanischen Bevölkerung ausrotteten. Von den Schreien der Gefolterten, dem Stöhnen der Geknechteten. Dass unter den ersten Verfolgten die Lehrer, die Juristen, die Mönche waren. Und wie grausam gerade sie von den

Wahnsinnigen drangsaliert wurden, die mit allem bisher Dagewesenen brechen, einen neuen Menschen schaffen wollten.

But Buntenh hat Dutzende Verwandte in dieser Zeit verloren. Seine Eltern kamen nur durch, weil sie als Bauern die harte Fron auf den Reisfeldern gewohnt waren, mit den Entbehrungen besser umgehen konnten als die zwangsumgesiedelten Städter. Aber auch in seinem Dorf nahe den Tempelanlagen von Angkor waren die Menschen wie gelähmt. Und sie suchten Halt. Je mehr der junge Mann von den Glaubensfesten hörte, desto mehr schwor er sich, ihren Weg zu gehen. So wurde er ein buddhistischer Geistlicher. Mit 20 empfing er die Weihe, machte einen Abschluss in Soziologie. Nach seiner Rückkehr lehrte er an der Pannasastra-Universität von Phnom Penh.

Jetzt haben ihn die Regierenden dieses Postens enthoben, denn But Buntenh konnte all die Ungerechtigkeiten des heutigen Kambodscha nicht mehr ertragen: die Vetternwirtschaft, die Ausbeutung, die Rücksichtslosigkeit der Herrschenden und ihre immer brutaleren Übergriffe.

Nur noch in Staaten wie Somalia oder Afghanistan bereichert sich die Führung hemmungsloser – Kambodscha belegt in dem Korruptionsindex von Transparency International einen schändlichen Platz 160 von 177 erfassten Staaten. Die gelegentlich veranstalteten Wahlen wurden oft zur Farce. „Die Schergen des Regimes haben mich brutal zusammengeschlagen und stundenlang festgehalten, sie schrien mich an und verhörten mich ohne jeden Respekt, obwohl sie an meinen Kleidern sahen, dass ich ein Mönch bin“, sagt der Mann in der Safranrobe beim Treffen in einem von Räucherkerzenduft erfüllten Kloster, das einige der Novizen mit gefalteten Händen und im Schneidersitz anächtig mitverfolgen.

Und dann entfährt dem Mönch ein ungeheuerlicher Satz, der ihn selbst erschreckt, ein Satz, den der 34-Jährige nachhallen lässt, als wartete er auf ein Echo, denn er weiß, solche Vergleiche sind in seinem Land die ultimative Provokation. „Es ist fast schon wieder so schlimm wie bei den Roten Khmer.“

Mal hat er überlegt, ins Exil zu gehen, mal, in den bewaffneten Untergrund abzutauchen. „Aber ich glaube, Buddha hätte beides nicht gewollt.“ Und so hat But Buntenh das „Netzwerk unabhängiger Mönche für soziale Gerechtigkeit“ gegründet. Sie haben schon mehrere zehntausend Anhänger im Internet und senden von einem geheimen Studio ein Radioprogramm, wöchentlich eine Stunde „unabhängige Nachrichten“, recherchiert von aufrechten Ordensmännern mit Handys und Tonbandgeräten. „Wir gehen in Fabriken und auf die Felder, besuchen Waisenhäuser und Polizeistationen, überall im Land gärt es“, sagt der Mönch,

sichtbar stolz auf seine Freunde. „Alle sind sich einig: Diktator Hun Sen muss endlich weg.“

Wie so oft in vorrevolutionären Zeiten kommt der Zorn, der sich da zusammenbraut, aus unterschiedlichen Richtungen. Nicht nur die jungen Mönche haben ihre Angst abgelegt. Es sind auch viele Bauern, die sich gegen den Landraub durch Hun Sens Gefolgsleute wehren, den Ausverkauf ihrer Reisfelder an Thailänder und Vietnamesen.

Vor allem aber rebellieren die Näherinnen in den Fabriken, die in diesen Tagen immer wieder die Arbeit niederlegen und bei Demonstrationen gerechte Löhne und Schutz vor Ausbeutung fordern. Etwa 600 000 Menschen arbeiten in der Textilindustrie, sie ist Kambodschas wichtigste Exportbranche.

Es ist ein Kampf, der auch alle in Deutschland angeht, die Produkte von

standard der Büglerinnen, Näherinnen und Zuschneider ist nach Gewerkschaftsberechnungen seit 2005 um 22 Prozent gesunken. Doch die Mächtigen zeigten wenig Kompromissbereitschaft – „es gibt bei uns keine Missstände“, hieß der Standardsatz der Arroganten und Ignoranten an der Macht. Die Textilarbeiter entschlossen sich zum Streik – mit schrecklichen Folgen.

Im Januar erhielten Polizisten den Befehl, die Massendemonstrationen mit allen Mitteln zu beenden – und das bedeutete nicht nur den Einsatz von Tränengas und Schlagstöcken. Sondern auch scharfe Schüsse aus der AK-47.

„Plötzlich fielen die Menschen neben mir um, wie vom Blitz gefällt. Und dann war überall Blut auf den Straßen“, erzählt die 20-jährige Näherin Heath Rady. „Panik brach aus, überall Schreie, Männer trampelten über mich hinweg, ich warf



Solidaritätsbekundung für inhaftierte Demonstranten: „Überall war Blut auf den Straßen“

H&M, Adidas oder Puma kaufen – Weltfirmen, die in Kambodscha produzieren lassen. Die Löhne sind niedriger als die in China und nur etwas höher als in Bangladesch. Ähnlich wie dort sind die Arbeitsbedingungen katastrophal, in den Fabrikhallen im Industriepark nahe dem Flughafen von Phnom Penh beispielsweise gibt es keine Klimaanlage, kaum Sicherheitskleidung. In der stickig heißen Luft fallen immer wieder Näherinnen in Ohnmacht, oder es kommt wegen Übermüdung zu Unfällen.

Kaum jemand arbeitet hier weniger als 60 Stunden pro Woche, ohne Überstunden lässt sich der Alltag nur schwer bestreiten. 80 Dollar pro Monat verdienen Textilarbeiter im Schnitt, sie wollen das Doppelte. Die Regierung bot eine Erhöhung auf 100 Dollar an – viel zu wenig, sagen die Arbeitnehmervertreter und rechnen vor, dass die Inflation die früheren Lohnanhebungen mehr als aufgefressen hat. Allein Reis kostet fast dreimal so viel wie vor fünf Jahren. Der Lebens-

mich in den nächsten Hausflur, und da merkte ich erst: Auch ich war getroffen.“ Halb bewusstlos sieht sie noch, wie ein Freund den leblosen Körper eines Erschossenen auf sein Motorrad hievt und losbraust. Dann wird ihr schwarz vor Augen.

Als sie im Krankenhaus erwacht, hängt sie an Schläuchen. Kugeln haben ihre Brust und ihren Oberarm getroffen. Die Ärzte machen ihr Mut, sie werde überleben. Was für Folgeschäden aber bleiben könnten, sagen sie ihr nicht. Auch jetzt noch nicht, da sie von der Intensivstation in ein Achtbettzimmer verlegt wurde.

„Ich bin doch auf meine Arme angewiesen, um zu nähen und zu bügeln“, sagt Heath Rady, eher verzweifelt als anklagend. „Sonst kann ich doch kein Geld verdienen und nichts an meine Eltern schicken.“ Gerade hatte sie begonnen, auch für sich etwas zurückzulegen – es sind keine extravaganten Träume, die sie hatte: ein Heim, eine eigene Familie.

Fünf Textilarbeiterinnen und -arbeiter sind durch das Wüten der Militärpolizei

ums Leben gekommen, alle zwischen Anfang und Ende zwanzig. Heath Rady ist überzeugt: „Sie haben gezielt geschossen, weil sie den Befehl dazu hatten, sie haben geschossen, um zu töten.“

Ist auch der 16-jährige Khim Sapath ein Opfer geworden?

Alles spricht dafür. „Ich bin auf der Suche nach meinem Sohn durch alle Krankenhäuser gezogen, aber nirgendwo eine Spur“, sagt Khim Souern, 41, sein Vater, in dem winzigen Zimmer seines Kindes, in dem nur Bett und Fernseher stehen und auf einem kleinen Tisch Familienfotos. „Ich habe einen Fehler begangen, als ich ihm erlaubte, sich um zwei Jahre älter zu machen und in der chinesischen Textilfabrik anzuheuern. Aber er wollte uns doch so gern unterstützen.“

Auf einem Video vom Schreckenstag sieht man den jungen Mann am Boden liegen, blutüberströmt, von einer Kugel in die Brust getroffen. Er kann diese Wunden kaum überlebt haben. „Wenigstens könnten die Behörden uns helfen, seine Leiche zu finden, und uns den Körper aushändigen, so dass wir ihn begraben können“, sagt der Vater, und es rinnen ihm die Tränen über die Wangen. „Ich flehe Hun Sen persönlich an.“

Kambodschas Ministerpräsident hat nach den Unruhen im Januar das Versammlungsverbot verschärft, Menschenansammlungen sind verboten, die Polizei droht, einzugreifen, „wenn sich eine Gruppe von mehr als zehn zusammenrottet“.

Überall an den wichtigen Straßenkreuzungen in Phnom Penh stehen jetzt Einsatzkräfte mit dunklen Helmen. Das „Demokratie-Camp“ auf einem Platz im Zentrum wurde von ihnen geräumt, die Rednertribüne, selbst den buddhistischen Altar haben sie kurz und klein geschlagen. Bei Demonstrationen danach gab es wieder viele Verletzte. Hun Sen duckt sich weg in diesen Tagen: keine öffentlichen Auftritte, schon gar keine Interviews. Er teilt nicht aus, er lässt austeilen.

Ironie des Schicksals und der Weltgeschichte: Dieser Hun Sen ist selbst ein buddhistischer Zögling, ein Ex-Roter-Khmer, der vor 35 Jahren als Befreier von ihrer Schreckensherrschaft ins Land kam – ein Mann für alle Jahreszeiten, alle Ideologien. Mit 13 besuchte der Sohn einer Bauernfamilie eine höhere Schule in Phnom Penh, ein Staatsstreich der Militärs trieb ihn in die Hände der roten Guerilla. Er diente den Steinzeitkommunisten zwei Jahre lang als Kommandeur im Osten, Verbindungen zu den Morden unter dem „Bruder Nummer eins“ Pol Pot konnten ihm nie nachgewiesen werden.

1977 setzte sich Hun Sen aus Überzeugung – oder wegen interner, seiner Karriere schädlichen Auseinandersetzungen unter den Radikalen – zum Erzfeind ins

Nachbarland Vietnam ab. 1979 kehrte er an der Spitze der vietnamesischen Truppen nach Phnom Penh zurück. Sie machten dem Alptraum ein Ende.

Er war 26, als er Außenminister wurde. Mit 32 übernahm er das Amt des Premiers und gab es niemals mehr ab. Heute gehört der 61-Jährige zu den am längsten im Amt befindlichen Regierungschefs der Welt. Und sicher zu den besonders repressiven und skrupellosen. Er verteilte Geld und Pfründen an Verwandtschaft und enge Freunde.

Hun Sen schien unantastbar, ein Herrscher auf Lebenszeit. Mindestens bis er Mitte siebzig werde, wolle er regieren, verkündete er noch vor kurzem. Doch in den vergangenen Wochen hat der Wandel auch das Reich der Khmer erreicht, und es sieht so aus, als könne sich da eine Gewitterfront auf tun, vielleicht sogar ein Wirbelsturm, der den Allmächtigen aus dem Regierungssitz wegfegt.

Sein Mann fürs Grobe ist Ken Loo, Generalsekretär des kambodschanischen Textilherstellerverbands – ein pausbackiger, selbstbewusst auftrumpfender Boss, dem nordkoreanischen Jung-Diktator Kim Jong Un verblüffend ähnlich. Loo, 39, in Singapur promovierter Wirtschaftswissenschaftler, empfängt in seinem großzügig ausgestatteten Büro, drei eingeschüchterte Sekretärinnen sitzen im Vorzimmer.

Er ist schlecht gelaunt, neue Streiks sind angesagt. „Was nehmen sich diese Leute bloß raus?“, ruft er empört und zerbricht den vor ihm liegenden Bleistift in zwei exakt gleich große Teile. „Die Arbeitsniederlegungen der letzten Wochen haben uns schon 200 Millionen Dollar gekostet. Wenn es so weitergeht, halten wir keine Lieferantentermine mehr und können einpacken. Aber vor allem können diese Typen“ – er spuckt das Wort aus, als redete er von Schwerekriminalen – „ihre Jobs vergessen, die sind bald weg.“

Die Gehaltsforderungen der Näherinnen – sind sie wirklich unverständlich?

„Völlig überzogen. Wo gibt es denn das, eine Verdoppelung der Löhne über Nacht! Da können wir Kambodscha dichtmachen, da wandern unsere Mitglieder alle nach Burma ab!“

Das Eingreifen der Militärpolizei hält er für verhältnismäßig?

„Das war ein überfälliger Schritt in die richtige Richtung. Kollateralschäden sind eben manchmal unvermeidlich.“

Und dann kündigt Dr. Loo noch an, sein Verband werde durchgreifen, die Gewerkschaften für ihre Aufforderung zum Streik verklagen, allen Arbeitern, die sich jetzt noch an Ausständen beteiligten, frist-

los kündigen. „Eine klare Linie ist letztlich zu ihrem Schutz“, sagt er zum Abschied. Und er erzählt triumphierend, dass er dem Uno-Sonderberichterstatter für Menschenrechte in Kambodscha gerade einen Korb gegeben habe. „Für solche Weicheier ist mir die Zeit zu schade.“

Die Opposition hat viele Gesichter, es sind die Gesichter einer erwachenden Zivilgesellschaft. Aber wichtiger noch: Die Protestbewegung hat jetzt auch einen politischen Führer, und das könnte dem autoritären Herrscher und seiner korrupten Clique gefährlich werden. Die Protestierenden sammeln sich hinter dem 64-jährigen Sam Rainsy und seiner kambodschanischen Nationalen Rettungspartei (CNRP).

Wie darf man sich die Rettung des Vaterlands vorstellen? Rainsy lacht, fragt in seinem schlichten Parteibüro, ob das Interview auf Französisch oder Englisch geführt werden solle. Ein Intellektueller, ein Weltbürger, einer, der in sich ruht und offensichtlich der festen Auffassung ist, dass seine Stunde nun gekommen sei.

Gegen den Oppositionspolitiker läuft derzeit ein Verfahren wegen Aufwiegelung. Das aber scheint ihn eher anzuspornen. „Wenn es denn sein muss, gehe ich auch ins Gefängnis. Hun Sen kann Krieg gegen mich führen, aber gegen das ganze Volk?“ Mit dem Rückenwind der Straße – „people power“ nennt er das – ist auch sein Selbstbewusstsein gestiegen. Er will Waffen nicht mit Waffen begegnen, sondern eine Mahatma-Gandhi-Kampagne zum zivilen Ungehorsam starten und das Regime von innen heraus stürzen: „Gewalt ist nicht unser Weg.“

Rainsy ist keiner, der von unten kommt – sein Vater war während der fünfziger Jahre unter Norodom Sihanouk Mitglied der Regierung, seine Mutter Lehrerin. Sie schickten ihn zum Studium nach Frankreich. In Paris gründete er seine eigene Firma für Wirtschaftsprüfung, nach der Rückkehr in die Heimat war er kurze Zeit Finanzminister. Doch er machte sich viele Feinde. 1997 entging er während einer Kundgebung nur knapp einem Mordanschlag, bei dem Attentat starben mindestens 16 seiner Anhänger. Danach glaubte Rainsy, die Täter könnten Unterstützer Hun Sens gewesen sein, der immer „mit allen Mitteln“ die absolute Macht angestrebt habe.

Sam Rainsy gründete seine eigene Partei, die vom staatlich kontrollierten Fernsehen weitgehend totgeschwiegen wurde. Doch dann beging Hun Sen wohl einen entscheidenden Fehler: Er machte seinen Konkurrenten zum Märtyrer. Ließ ihn wegen Verleumdung und später sogar wegen Verrats nationaler Interessen anklagen und verurteilen.

2009 floh Rainsy nach Frankreich, um einer Gefängnisstrafe zuvorzukommen.



Video: Kambodschas blutige Geschichte

spiegel.de/app102014kambodscha
oder in der App DER SPIEGEL



Oppositionsführer Rainsy, Anhänger: *Das korrupte Regime von innen heraus stürzen*



Polizeieinsatz gegen protestierende Mönche: *„Brutal zusammengeschlagen“*



Autokrat Hun Sen: *Regieren bis Mitte siebzig*

Im Juli 2013 begnadigte König Norodom Sihamoni den Politiker, Hun Sen hatte sein Einverständnis signalisiert – er hielt Rainsy wohl nicht mehr für gefährlich. Ein möglicherweise fataler Irrtum: Hun Sen ist offensichtlich der alten Diktatorenkrankheit Hybris verfallen, kaum einer in seinem Umfeld wagt ihn mehr über die wahren Verhältnisse im Land aufzuklären, die weitverbreitete Wut auf die Vetternwirtschaft.

Bei der Parlamentswahl vor einem guten halben Jahr hatte Hun Sen mit seiner Volkspartei wieder alle öffentlichen Plätze mit Plakaten zugesperrt, aber diesmal nutzte es weniger. Rainsy und seine CNRP triumphierten, erklärten sich nach dem Bekanntwerden der ersten Hälfte der Resultate schon zum Sieger. Dann drehte sich in der Nacht die Lage noch überraschend – durch massive Manipulationen, wie nicht nur die Opposition, sondern auch unabhängige Beobachter feststellten. Die CNRP konnte laut offiziellem Endergebnis beeindruckende 55 Sitze erringen, blieb aber hinter Hun Sens Volkspartei zurück. Rainsy verzichtet seitdem darauf, seine Abgeordneten ins Parlament zu schicken.

Er will, dass die Menschen künftig Steuern verweigern, auch ein Generalstreik ist im Gespräch. Aber Rainsy ist kein Phantast. Er weiß, die alten Garden werden ihre Pfründen verteidigen.

Hun Sen verteilt gerade wieder Steuer geschenke an die Reichen, lässt für seine Militärs die Sterne regnen. Seinen Sohn, Hun Manet, hat er schon zum Drei-Sterne-General gemacht, außerdem ist der 36-Jährige Chef der Anti-Terror-Einheit – und Favorit für eine dynastische Erbfolge.

Die Mächtigen in Peking stehen fest an der Seite des Regimes. Deshalb, so Rainsy, werde es ohne die offene politische Unterstützung des Westens für die Opposition kaum einen Umbruch in Phnom Penh geben. „Die USA und die EU sollten sofort ihre Hilfgelder an dieses korrupte System einstellen“, sagt der Oppositionsführer. „Auch Deutschland gibt jedes Jahr Millionen, ohne diese Gelder ernsthaft an Bedingungen zu knüpfen.“

Sam Rainsy, vom Typ her kein Volkstribun, ist der festen Überzeugung, dass der Volksaufstand siegen wird. „Vielleicht dauert es noch ein paar Monate, aber diese Entwicklung ist unvermeidlich“, sagt er zum Abschied. Er muss hinunter, zu seinen Anhängern, die sich gerade wieder mit Sprechchören Mut machen. Er sagt, die Verbraucher in Europa sollten Textilien aus Kambodscha boykottieren, solange sie „unter solch menschenunwürdigen Bedingungen und mit Hungerlöhnen“ hergestellt würden.

„Wissen denn die Konsumenten in Deutschland nicht, welche Macht sie besitzen?“

ERICH FOLLATH



Flug 724, Zielort Guinea

GLOBAL VILLAGE: Wie ein deutscher Vogelkundler in Europas Abschiebungsmaschinerie geriet

Die Pfuhschnepfe. Was wissen wir schon über die Pfuhschnepfe, *Limosa lapponica*? Nicht zu verwechseln mit der Uferschnepfe, *Limosa limosa*. Und wer ist schon mal barfuß auf Kolgujew herumgelaufen? Östliche Barentssee. Nie gehört? Nur Lehm, Torf, Vogelscheiße, aber die Brutinsel Tausender Watvögel, die an der Nordseeküste Rast machen. Im Herbst, auf dem Weg nach Afrika. Und wieder im Frühling, auf dem Rückweg nach Kolgujew. Das ist er, der große Vogelzug.

Gerhard Nikolaus sitzt in Socken in seinem Haus in Cuxhaven. Hinter ihm in Vitrinen liegen um die hundert Vogelschädel, er hatte mal 18 000, bis er sie einem Museum vermacht hat. Im Regal stehen Bücher, deren Titel mit „Birds of“ anfangen und dann auf „South Sudan“ (einbändig), „Africa“ (achtbändig) oder „the World“ (16-bändig) enden. „South Sudan“ ist von ihm.

Nikolaus, 66, ist Vogelforscher, er sieht selbst so aus wie das, was man landläufig einen merkwürdigen Vogel nennt: Er trägt Nickelbrille, Wucherbart und eine Frisur, die auch zum Nistplatz taugen würde. Bei Vögeln kennt er sich aus, bei Menschen nicht so. Deshalb kann er nicht verstehen, was ihm da kürzlich in einem Flugzeug passiert ist. Dabei ist die Sache aus Sicht der Verhaltensforschung einfach: Nikolaus wurde von der eigenen Population ausgestoßen, weil er sich nicht artgerecht benommen hat. Also nicht so gleichgültig wie viele andere.

Der Flug Air France 724 am 16. Januar von Paris nach Guinea soll eigentlich um elf Uhr abheben. Mit Nikolaus und der Vogelforscherin Franziska Hillig an Bord, außerdem mit zwei Mitarbeitern der Nationalparkverwaltung Niedersächsisches Wattenmeer. Sie sind auf dem Weg zur Vogelzählung in Westafrika: Wie viele Vögel kommen dort an? Warum immer weniger zurück? Ein internationales Forschungsprojekt.

Als sie in die Maschine steigen, sitzen hinten schon Polizisten, mit einem Mann, einer Frau, beide Schwarzafrikaner. Der

Mann schreit: „Kill me.“ Dass man ihn lieber umbringen soll, statt ihn nach Afrika zurückzufliegen. Die Frau weint. Beide waren illegal in Europa, nun werden sie abgeschoben – auf der großen Menschenflugroute der Flüchtlingswanderung. Von Süd nach Nord, dann zurück von Nord nach Süd.

Vogelforscher Nikolaus sitzt in der Nähe der beiden Afrikaner, er sagt zum

Die Abschiebung wird abgebrochen, doch dann zieht der Trupp den Mann aus dem Flieger, der protestiert hat, auch die Frau. Und plötzlich zerren sie Nikolaus aus seinem Sitz. Er hat nicht einmal mehr Zeit, seine Schuhe anzuziehen, die er wie üblich ausgezogen hatte. Die Beamten schleifen ihn an den Armen hinter sich her durch den Gang wie einen Sack. Dann ist er draußen, in Polizeigewahrsam, mehrere Stunden lang, ein seltsamer Vogel im Käfig.

Im Bericht der französischen Polizei, berüchtigt für ihr rustikales Zugreifen, wenn Passagiere sich in Abschiebungen einmischen, heißt es, er habe den Flugverkehr behindert und sich gegen die Festnahme gewehrt. Nikolaus versteht das nicht. Widerstand geleistet? Er? Vogelkundlerin Hillig bestätigt: Da war kein Widerstand.

Als die Franzosen ihn gehen lassen, ist sein Flugzeug natürlich weg, sein Ticket verfallen. Leider sei kein Ersatz möglich, sagt ihm eine Dame von Air France. Auch für die Tickets seiner drei Begleiter, die mit ausgestiegen sind, gilt: kein Tausch, keine Kulanz.

Nikolaus denkt, dass er nur getan hat, was er tun musste. Das Richtige, ganz einfach. Am nächsten Tag, zurück in Bremen, kauft einer der Mitarbeiter des Nationalparks neue Tickets. Drei, nicht vier. Dann fliegen sie wieder los – aber diesmal ohne Nikolaus.

Der Chef des Nationalparks Wattenmeer, Peter Südbeck, sagt zwar, dass Nikolaus sich ehrenwert verhalten habe. Keine Frage. Aber das Vertrauen in der Gruppe sei nicht mehr da gewesen. Zumindest nicht das der beiden Männer. Was, wenn er wieder protestieren würde, falls hinten noch einmal Abschiebeflüchtlinge saßen? Einer der beiden Männer aus der Gruppe soll ihm später gesagt haben, so etwas könne er als Privatmann machen, aber nicht als Vertreter des Landes Niedersachsen, in einem Projekt für die große Vogelzählung.

Nikolaus hat nun nicht Vögel gezählt, aber er hat sich entschieden, wie ein Vogel zu sein. Frei.

JÜRGEN DAHLKAMP,
MATHIEU VON ROHR



Vogelforscher Nikolaus
Kein artgerechtes Benehmen

Steward, dass er einen anderen Platz will, dass er dieses Leid nicht aushält. Aber die Maschine ist voll. Die Polizisten aus dem Begleitkommando beschwichtigen: alles kein Problem, am besten wegschauen. Wenn der Jet oben sei, würden die Schwarzen schon aufhören zu schreien.

Nikolaus gehört nicht zu einer dieser Aktivistengruppen, die Asyl für alle fordern. Er hat etwas gegen Abschiebungen, aber nur so allgemein. Doch jetzt geht er zu der gefesselten Frau, drängt sich zu ihr. Er sagt den Polizisten, dass das so nicht gehe. Er greift an die Handschellen, um zu zeigen, dass sie zu eng sitzen.

Noch ein Passagier, noch eine Frau beschweren sich jetzt, immer mehr Leute stehen auf, ein Tumult. Dann fährt eine Treppe ans Flugzeug, eine Sondereinheit mit Schild und Knüppel stürmt herein.

CHRISTIAN WERNER / DER SPIEGEL

Allein im Chat

KOMMENTAR
Von Katrin Elger

Etwas Gutes hatte die Debatte über die milliardenschwere Übernahme von WhatsApp durch Facebook immerhin: Selbst der verschlafenste und ignoranteste Nutzer des Messaging-Dienstes dürfte endlich mitbekommen haben, dass er sich ein gefährliches Datenleck auf sein Handy geladen hat. Denn WhatsApp greift nicht nur auf das persönliche Adressbuch zu, sondern schickt Chatgespräche und Fotos auch noch mit einer unsicheren Verschlüsselung durch die Welt. 30 Prozent der deutschen Nutzer erwägen einer Befragung zufolge deshalb nun einen Anbieterwechsel.

Schön, dass das Bewusstsein für Datenschutz wächst. Unschön ist aber, dass die meisten Nutzer offenbar nach wie vor nicht verstanden haben, wo das Problem liegt: Es gibt bei dieser Art der Kommunikation keine echte Sicherheit.

Wer nämlich WhatsApp verbannt und sich beispielsweise dem gefeierten Schweizer Dienst Threema verschreibt, tauscht einfach nur eine undurchsichtige Plattform gegen die andere aus. Mehr als 400 000 Mitglieder hat Threema derzeit. Der Anbieter versichert immerhin, er verschlüssele alle Daten komplett und sicher. Das ist gut. Transparent arbeitet allerdings auch diese App nicht; ihr sogenannter Quellcode ist nicht einsehbar. Unabhängige Experten haben somit keine Chance auf Kontrolle. Was auf den Servern passiert, weiß einzig Entwickler Manuel Kasper selbst. Er wirbt um Vertrauen – und wer gutgläubig ist, schenkt es ihm. Hinzu kommt, dass Threema, genauso wie WhatsApp, ein geschlossenes System ist. Nur Mitglieder können miteinander kommunizieren. Wem eine leere Kontaktliste entgegenstarrt, der muss Freunde für den Dienst ködern – und sie dazu verleiten, ebenfalls ihre Daten zu verraten. Oder er verschickt altmodisch wieder SMS. Von Sicherheit kann aber auch hier keine Rede sein. Rund 200 Millionen Kurznachrichten pro Tag soll der US-Geheimdienst weltweit abschöpfen. Wer an seinen Daten hängt, muss wohl Briefe schreiben.



Patientin bei der Chemotherapie

MEDIZIN

„Skandalöser Misstand“



Günther Wiedemann, 60, Onkologe und Mitglied der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft, über den drohenden Mangel an Chemotherapie-Medikamenten

SPIEGEL: In einem noch unveröffentlichten Fachartikel warnen Sie davor, dass wichtige Chemotherapie-Medikamente knapp werden. Ist die Lage wirklich so dramatisch?

Wiedemann: Immerhin geht es um Mittel, mit denen wir bestimmte Krebsarten heilen können. Zum Beispiel um

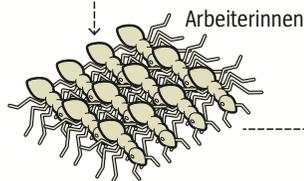
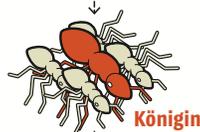
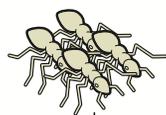
Doxorubicin, das für die Heilung von Non-Hodgkin-Lymphomen benötigt wird, oder um 5-FU, das bei bestimmten Darmkrebsarten eingesetzt wird. In den USA müssen Chemotherapien bereits regelmäßig verschoben, unterbrochen oder in ihrer Zusammensetzung geändert werden, weil es von diesen Medikamenten zu wenig gibt. **SPIEGEL:** Und in Europa?

Wiedemann: Wir haben für unsere Veröffentlichung über 80 Krankenhausaerzte in 20 europäischen Ländern befragt: 96 Prozent haben schon mal einen Mangel an Krebsmedikamenten feststellen müssen – 21 Prozent selten, 39 Prozent häufig, und 36 Prozent erleben dies ständig. Auf der Website des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte werden derzeit für zwei Chemotherapeutika Lieferengpässe angegeben: für Methotrexat und Carmustine, das für die Behandlung von Hirntumoren gebraucht wird. **SPIEGEL:** Heißt das, dass lebensrettende Therapien nicht mehr durchgeführt werden können?

Wiedemann: Bislang können die Krankenhausaerzte bei uns das fehlende Medikament meist doch noch irgendwo auftreiben, zur Not in Indien. Doch die wahre Situation kennen wir gar nicht. Die Website des Bundesinstituts für Arzneimittel basiert lediglich auf freiwilligen Meldungen der Pharmahersteller.

SPIEGEL: Wie kommt es überhaupt zu diesem Mangel?

Wiedemann: Es handelt sich um Mittel, für die der Patentschutz abgelaufen ist. Deshalb lohnt es sich kaum noch, sie zu produzieren. Für mich ist das ein skandalöser Misstand: Neue Krebsmedikamente sind oft hundertmal so teuer – und haben meist einen viel geringeren Nutzen.

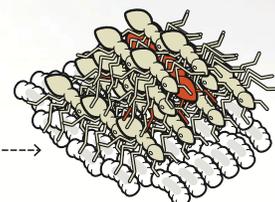
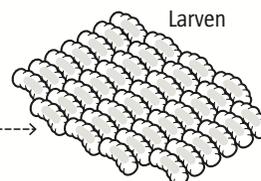


Floßbildende Ameisen

Aufbau des „Schwimmkörpers“



Um Überschwemmungen in den Pyrenäen heil zu überstehen, schließen sich Pelzige Sklavenameisen zu einem lebenden Floß zusammen. Die jüngsten Tiere haben den stärksten Auftrieb und schwimmen deshalb ganz unten. Trockene Füße behält dagegen die Königin: Sie thront in der Mitte.





Animation des Urvogels Gastornis in einer BBC-Dokumentation 2001

Kein Killer Bis zu zwei Meter Körpergröße, 175 Kilogramm Kampfgewicht – Forscher nahmen lange Zeit an, dass der Urvogel Gastornis nach dem Aussterben der Dinosaurier an der Spitze der Nahrungspyramide stand. Dennoch, es häuften sich Indizien, die an der Blutrünstigkeit des Federviehs zwei-

feln ließen. Jetzt haben Forscher der Universität Lyon mit einer aufwendigen Untersuchung fossiler Knochen wohl endgültig bewiesen: Gastornis war Vegetarier. Ob dadurch eine Begegnung mit dem Tier weniger beängstigend war, ist allerdings fraglich; wo der Riesenvogel hintrat, wuchs kein Gras mehr.

SENSORIK

Musizieren ohne Druck

Exzessives Üben kann zu chronischer Überbeanspruchung bei Profimusikern führen und so die Chance auf wahre Exzellenz am Ende sogar mindern. Wissenschaftler der ETH Zürich haben deshalb eine Technik entwickelt, die Musikern hilft, ihre körperlichen Grenzen richtig einzuschätzen: Sensorsysteme sollen nicht nur den Druck der Finger auf das Musikinstru-

ment messen, sondern auch festhalten, wo genau der Mensch mit seiner Geige oder Trompete in Berührung



Geigerinnen beim Konzert

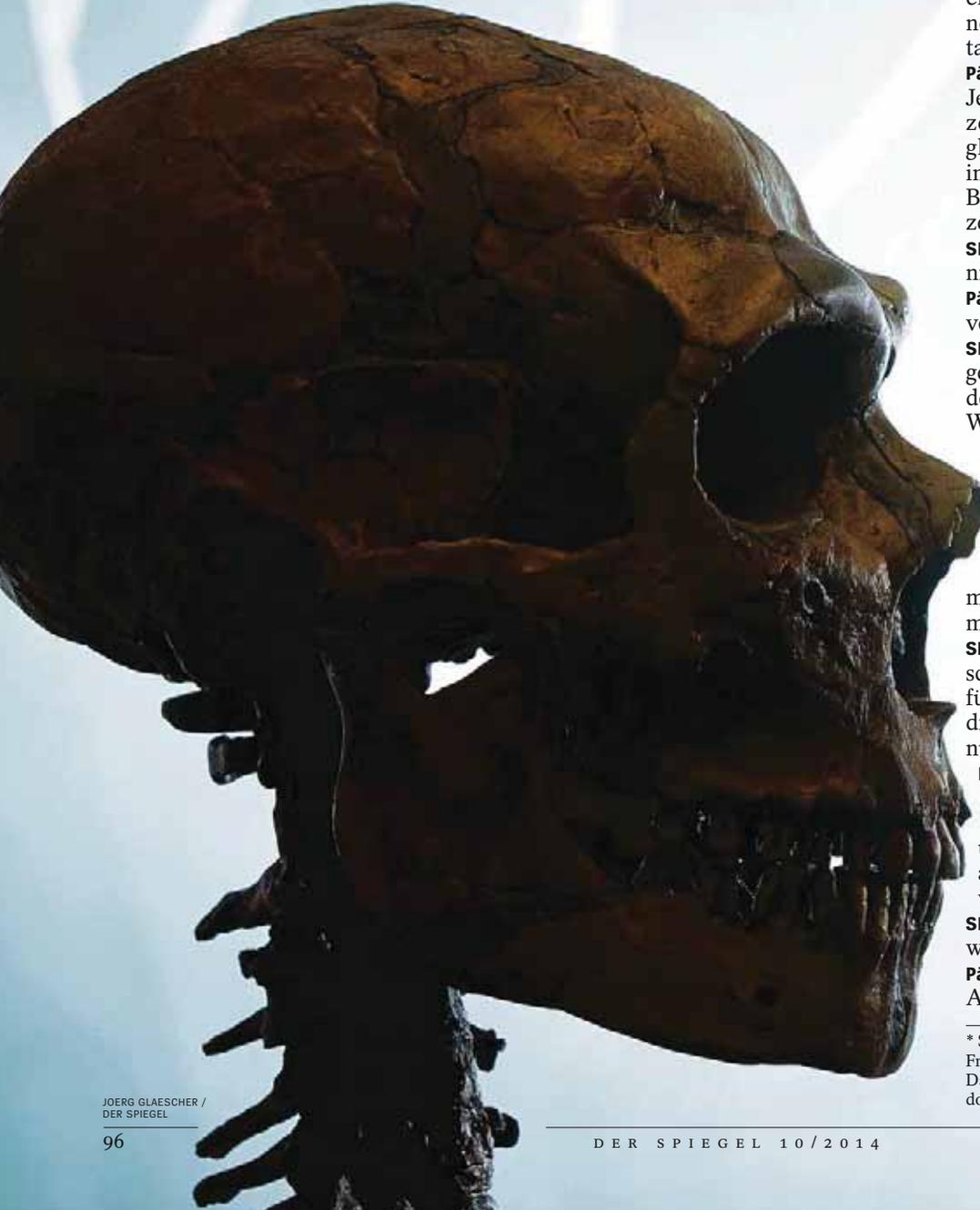
SHARIFULIN VALERY / IARTASS PHOTO / CORBIS

kommt. So kann die Haltung des Musikers beim Spielen exakt dokumentiert werden. Die Sensoren werden am eigenen Instrument angebracht, so wird der Musiker sowohl beim häuslichen Üben als auch während des Konzerts technisch begleitet – und kann sein Spiel entsprechend optimieren. „Genau wie bei Sportlern kommt es auf das perfekte Verhältnis von Training und Entspannung an“, erklärt Tobias Grosshauser, Musiker und Entwickler der Sensoren an der ETH Zürich. „Es ist aber schwierig, diese Balance für sich selbst zu finden.“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir sind verrückt“

Der Genetiker Svante Pääbo über seine Jagd nach dem Erbgut des Neandertalers, seine frühe Begeisterung für Mumien und ein kühnes Ziel: Er will herausfinden, was den Menschen erst zum Menschen machte.



Die Karriere des Schweden Pääbo, 58, begann an der Universität von Uppsala mit einer Kalbsleber aus dem Supermarkt, die er im Labor-Ofen mumifizierte. Der Forscher wollte klären, ob die derart malträtirte DNA, das Erbgutmolekül, in den Zellen überdauert. Dieses und ähnlich originelle Experimente bescherten dem Genetiker schon früh große Erfolge. Seit 16 Jahren leitet er, inzwischen gemeinsam mit vier Kollegen, das Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig. Jetzt erscheint sein Buch über die Jagd nach den Urzeit-Genen auf Deutsch*.

SPIEGEL: Herr Professor, Sie haben kürzlich herausgefunden, dass noch eine ganze Menge Erbgut des Neandertalers in uns steckt. Könnte irgendwann – durch einen verrückten Zufall der Vererbung – noch einmal ein vollständiger Neandertaler geboren werden?

Pääbo: Das ist extrem unwahrscheinlich. Jeder von uns trägt ja nur etwa ein Prozent vom Neandertaler in sich, wenn gleich verteilt auf verschiedene Stellen im Erbgut. Und ob diese weitverstreuten Bruchstücke sich je wieder zu einem ganzen Exemplar zusammenfügen ...

SPIEGEL: ... ganz ausgeschlossen ist es also nicht?

Pääbo: Nein, aber eher werden wir alle von einem Meteoriten ausgelöscht.

SPIEGEL: Zuvor war es Ihnen schon gelungen, das Erbgut unserer längst verschwundenen Vettern vollständig zu entziffern. Wer außer Ihnen hätte das überhaupt für möglich gehalten?

Pääbo: Noch 2006 habe ich das nicht einmal selbst geglaubt. Als ich in den frühen Achtzigern anfang, nach der DNA in den Knochenresten ausgestorbener Lebewesen zu suchen, hielten die meisten Experten das ganze Unternehmen für ziemlich verrückt.

SPIEGEL: Und nun sagt ein Kollege, die Entschlüsselung der Neandertaler-DNA sei für die Paläontologie so bedeutend wie die Mondlandung für die Raumfahrt. Was nützt uns das Erbgut aus grauer Vorzeit?

Pääbo: Wir können daraus ablesen, wie nah wir miteinander verwandt sind. Seit 30 Jahren streiten Forscher, ob sich unsere direkten Vorfahren mit dem Neandertaler vermischt haben. Jetzt wissen wir endlich: Das haben sie.

SPIEGEL: Aber es geht nicht nur darum, wer mit wem Sex hatte, oder?

Pääbo: Nein, wir erhoffen uns vor allem Aufschluss darüber, was uns als Men-

* Svante Pääbo: „Die Neandertaler und wir“. S. Fischer, Frankfurt am Main; 384 Seiten; 22,99 Euro. Das Gespräch führten die Redakteure Rafaela von Bredow und Manfred Dworschak in Leipzig.

schen so einzigartig macht. Bisher konnten wir uns nur mit Schimpansen und anderen Menschenaffen vergleichen. Der Neandertaler dagegen ist unser nächster Verwandter. Wenn wir wissen wollen, was an unserem Erbgut exklusiv menschlich ist, dann sollten wir uns fragen: Welches sind die genetischen Veränderungen, die wir alle gemeinsam haben, nicht aber der Neandertaler? Genau diese Liste besitzen wir jetzt. Und sie ist nicht sehr lang: Etwa 31 000 Unterschiede haben wir gefunden. Die werden wir uns nun ansehen.

SPIEGEL: Es ist aber bislang unklar, was die Gene überhaupt bewirken, die Sie da untersuchen. Stört Sie das nicht?

Pääbo: Wir wissen tatsächlich noch kaum, wie die Gene uns steuern. Aber sie verraten sehr viel darüber, wie sich unsere Vorfahren über die Erde verbreitet haben.

SPIEGEL: Da genügt Ihnen im Zweifelsfall ein einziger Knochensplitter ...

Pääbo: Ja, zum Beispiel das Fragment eines Fingerknochens aus dem südlichen Sibirien, kaum größer als ein Reiskorn. Unsere Analyse ergab: Die Probe stammte von einem kleinen Mädchen, das vor mehr als 30 000 Jahren lebte. Es gehörte zu einer ausgestorbenen Menschengruppe, die wir noch gar nicht kannten – wir nennen sie Denisova-Menschen, nach dem Namen der Höhle, in der sich der Knochensplitter fand. Wir konnten außerdem ermitteln, dass diese Menschen nicht nur in Sibirien verbreitet waren.

SPIEGEL: Wie haben Sie das angestellt?

Pääbo: Wir haben das Erbgut des Denisova-Mädchens verglichen mit dem Erbgut heutiger Menschen aus verschiedenen Weltgegenden. So sahen wir, dass der Denisova-Mensch auch in Papua-Neuguinea, in Australien und in China seine Spuren hinterlassen hat.

SPIEGEL: Das Rennen um die Veröffentlichung dieses Sensationsfundes hätten Sie um ein Haar verloren. Wie sehr leidet die Gründlichkeit unter dem Konkurrenzdruck in Ihrer Disziplin?

Pääbo: Manche Kollegen haben ihre Befunde schon ganz schön schnell parat. Es gab welche, die wollten das Erbgut von 30 Millionen Jahre alten Termiten aufgestöbert haben. Andere präsentierten die DNA eines 120 Millionen Jahre alten Rüsselkäfers in Bernstein. Diese sensationellen Ergebnisse hielten aber der Überprüfung durch unabhängige Forscher nicht stand.

SPIEGEL: Es ist sogar schon vermeintliche Dinosaurier-DNA aufgetaucht.

Pääbo: Daran haben wir nie geglaubt. Nach 65 Millionen Jahren kann einfach



„Wir wissen ja, dass es fast immer Sex gibt, wenn verschiedene Menschengruppen aufeinandertreffen.“

Svante Pääbo

keine DNA mehr existieren, die Moleküle sind da längst abgebaut, zerfallen. Diesen faszinierenden Dinosaurier-Fund haben wir uns deswegen genauer vorgeknöpft. Die Kollegen hatten sogenannte Mitochondrien-DNA präsentiert. Die sieht aber auch bei uns Menschen in manchen Teilen sehr urtümlich aus – wir glaubten deshalb, dass es sich bei dem Fund um die menschliche DNA irgendeines Zeitgenossen handelte. Um das zu belegen, brauchten wir DNA aus dem Zellkern, wie man sie aus Spermien gewinnen kann. Da habe ich eben mit meinen männlichen Mitarbeitern einen Beitrag geleistet. Und tatsächlich konnten wir zeigen, dass in unserem Erbgut genau diese angebliche Dinosaurier-DNA zu finden ist.

SPiegel: So gut wie alle prähistorischen Überreste sind offenbar stark mit menschlicher DNA verunreinigt. Täuscht der Eindruck, dass Sie 95 Prozent Ihrer Zeit damit verbringen, solche Irrtümer auszuschließen?

Päabo: Wenn es um die Suche nach den Genen des Neandertalers geht, stimmt das wohl. Da kann man sich nun mal am leichtesten täuschen. Unsere DNA sieht ja sehr ähnlich aus, und sie ist überall. Normaler Hausstaub besteht hauptsächlich aus Hautfragmenten, er enthält also sehr viel DNA von allen, die sich dort aufhalten. Wir haben deshalb für unsere Experimente einen Reinraum eingerichtet wie in einer Chipfabrik – die Luft steht unter Überdruck, damit kein Staub eindringen kann. Das Labor ist außerdem in einem isolierten Teil des Gebäudes untergebracht. Und wir müssen natürlich viele Kontrollexperimente und Gegenproben durchführen, immer wieder.

SPiegel: Sie mussten immer wieder Rückschläge einstecken. Haben Sie mal daran gedacht aufzugeben?

Päabo: Einmal waren wir so weit. Wir sahen einfach keinen Weg mehr, alte DNA aus menschlichen Überresten zu isolieren, es schien aussichtslos. Da beschloss ich, mit ausgestorbenen Tieren weiterzuarbeiten, deren Erbgut unserem wenigstens nicht so täuschend ähnlich ist – auch wenn ich mich für Höhlenbären oder Riesenfaultiere nicht großartig interessiere. Aber dann fanden wir doch wieder heraus aus der Sackgasse.

SPiegel: Angefangen hat alles, das verraten Sie in Ihrem Buch, mit einer Kalbsleber, die Sie im Schnellverfahren mumifizierten.

Päabo: Ja, alles schwer geheim, aus Angst, mein Professor würde das für Unsinn halten. Leider fing die Leber bald an zu stinken, und die Sache flog auf. Aber die DNA hatte sich recht gut erhalten, ich war offenbar auf dem richtigen Weg. Ich wollte damals unbedingt das Erbgut ägyptischer Mumien entschlüsseln. Besonders interessierten mich ihre Lebern, die oft in eigenen Gefäßen bestattet wurden.

SPiegel: Am Ende fanden Sie tatsächlich DNA in den Mumien – damals eine ziemliche Sensation ...

Päabo: ... deshalb meldete sich gleich danach der große Evolutionsforscher Allan Wilson bei mir, den ich damals wie einen Halbgott verehrte. Er nannte mich „Professor Päabo“ und fragte, ob er ein Jahr an meinem Institut als Gast forschen dürfe. Dabei hatte ich noch nicht einmal einen Dokortitel, geschweige denn ein eigenes Institut. Aber das konnte Allan nicht wissen. Damals gab es Google noch nicht.

SPiegel: Ihr Vater ist der schwedische Mediziner und Nobelpreisträger Sune Bergström. Sie sind sein unehelicher Sohn, er hatte eine andere, offizielle Familie. Glauben Sie, Ihr Interesse an der Herkunft der Menschheit speist sich auch aus dem Geheimnis, das über Ihrer eigenen Herkunft lag?

Päabo: (*lacht*) Das wäre wohl ein Fall für die Psychoanalyse! Ich denke, eher nicht – aber was kann ich wissen über meine unbewussten Beweggründe? Die andere Familie wusste nichts von meiner Mutter und mir, aber für mich war mein Vater von Anfang an präsent. Wir haben uns immer samstags gesehen. Seine Frau lebte in dem Glauben, er gehe an diesen Tagen zur Arbeit. Erst kurz vor dem Tod meines Vaters hat mein Halbbruder von meiner Existenz erfahren. Jemand sagte mal scherzhaft, mein Vater habe immer das Falsche gemacht: In den fünfziger Jahren war es ein großer Skandal, ein außereheliches Kind zu haben. Und in den Achtzigern war es verpönt, dies zu verheimlichen.

SPiegel: Hat Ihr Vater Ihren Aufstieg noch erlebt?

Päabo: Er ist 2004 gestorben.

SPiegel: Da waren Sie schon Direktor am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, wo Forscher verschiedener Disziplinen versuchen, zum Wesenskern des Menschlichen vorzudringen. Kommen Sie voran?

Päabo: Mich beeindruckt zum Beispiel, was mein Kollege Michael Tomasello festgestellt hat: dass Menschenkinder etwa im Alter von einem Jahr anfangen, sich in ihrem Verhalten von Schimpansen zu unterscheiden. Sie zeigen auf eine Lampe und sagen „Lampe“ – nicht, weil sie das Objekt haben wollen, sondern weil sie es faszinierend finden, unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten. Das Zeigen ist die erste typisch menschliche Regung – eine Art Dreiecks-Kommunikation: Wir zusammen interessieren uns jetzt für etwas Drittes.

SPiegel: Affen kämen nicht auf die Idee?

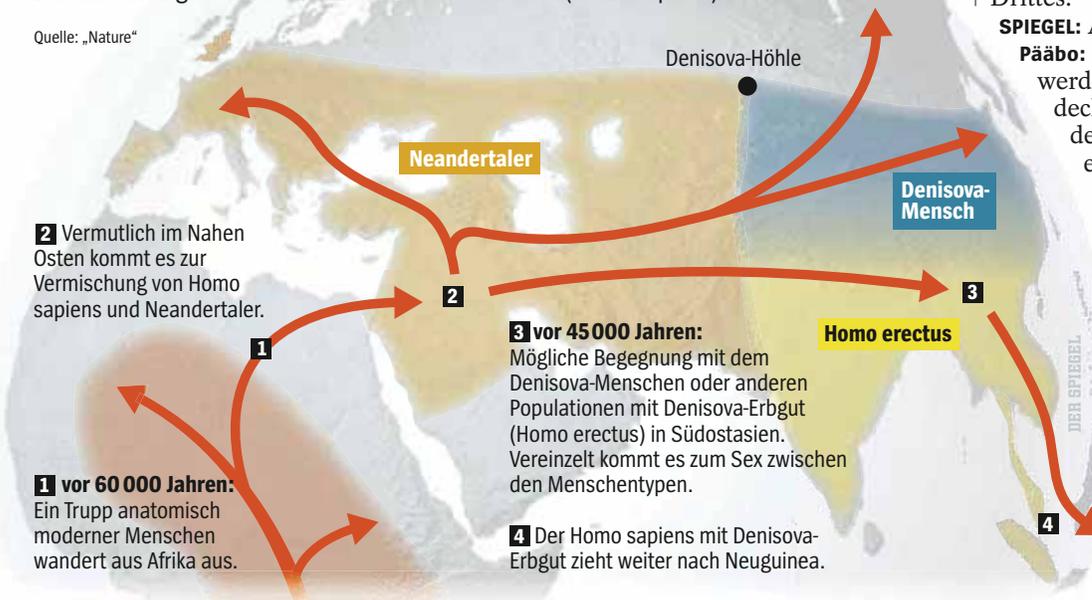
Päabo: Offensichtlich nicht. Übrigens werden Kinder, die das Zeigen entdecken, auch nie autistisch. Nur bei denen, die nicht zeigen, besteht ein Risiko. Wahrscheinlich ist das Zeigen das erste Anzeichen unserer Fähigkeit, uns in andere hineinzuversetzen, unsere Wirkung auf andere zu beobachten. Das ist das Grundprinzip unserer Sozialität. Wenn ich rede, kümmert es mich oft mehr, was das Gesagte für einen Eindruck auf Sie macht, als der Inhalt selbst.

SPiegel: Ein Affe dagegen ...
Päabo: ... macht einfach sein Ding. Nur wir Menschen

Zwischenmenschliche Begegnungen

Die Ausbreitung des anatomisch modernen Menschen (*Homo sapiens*)

Quelle: „Nature“



DER SPIEGEL



DR. BENCE VIOLA / MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR EVOLUTIONÄRE ANTHROPOLOGIE

Fundort Denisova-Höhle in Sibirien: „Die Probe stammte von einem kleinen Mädchen“

manipulieren und belügen einander systematisch, wir machen Politik, wir schließen uns zu großen Gesellschaften zusammen, und das alles wäre nicht möglich ohne die hochentwickelte Fähigkeit, die Dinge aus der Warte anderer zu sehen.

SPIEGEL: Haben Sie die Hoffnung, irgendein Indiz für dieses Supersoziale im Erbgut zu finden?

Pääbo: Das wäre ein Traum. Vielleicht ist es tatsächlich in unserer Biologie verankert, wie gut wir uns in unser Gegenüber hineinversetzen können. Es gibt zum Beispiel Menschen, die so lange Augenkontakt halten, dass es unangenehm wird; andere wenden den Blick so schnell ab, dass es ebenfalls unangenehm ist. Dieses Verhalten wird, wie wir wissen, zu großen Teilen vererbt.

SPIEGEL: Wie wollen Sie derart komplexes Gebaren im Erbgut ausfindig machen?

Pääbo: Wir versuchen es, indem wir Neuronen aus Stammzellen heranreifen lassen. In die Zellkulturen schleusen wir einmal das Erbgut des Neandertalers und einmal unsere heutige Version ein. Wir fangen an mit Genen, die beeinflussen, wie sich Hirnzellen miteinander verbinden. Die Frage ist: Finden wir beim modernen Menschen etwas, das es beim Neandertaler noch nicht gegeben hat? Irgendetwas, das ihn zu einem so verrückten Wesen gemacht hat?

SPIEGEL: Wieso verrückt?

Pääbo: Die Neandertaler haben in Hunderttausenden Jahren ihr Steinwerkzeug kaum weiterentwickelt. Sie hatten wohl auch kein Interesse daran, Höhlenwände zu bemalen. Und sie haben nie das Meer überquert. Der moderne Mensch dagegen besiedelte innerhalb von nur 65 000 Jahren jede Insel im Pazifik. Wie viele Leute müssen da wohl einfach hinausgesegelt und verschollen sein, bevor einer die Osterinsel gefunden hat? Irgendwie ist das doch verrückt – wir sind verrückt! Als Nächstes fliegen wir zum Mars. Wir können nie aufhören.

SPIEGEL: Während der Neandertaler offenbar ein sehr genügsamer Menschenschlag war?

Pääbo: Ganz sicher war er nicht verrückt. Er hat sich verbreitet wie andere Säugtiere eben auch. Wer ans Meer gelangt und kein Land auf der anderen Seite sieht, der will da nicht hinaus. Das ist nur vernünftig.

SPIEGEL: Dennoch ist der Neandertaler ausgestorben. Aber vorher hat er noch seine DNA in unserem Erbgut hinterlassen. Kam die Entdeckung für Sie überraschend?

Pääbo: Ja, ziemlich. Bislang wissen wir nur, dass die ererbten Gene großteils mit der Haut und den Haaren zu tun haben. Aber vor allem hat mich erstaunt, dass sich diese Spuren nicht nur in Europa finden, wo die Neandertaler lebten, sondern an vielen Orten, an denen sie nie waren – in China oder auch in Papua-Neuguinea.

SPIEGEL: Wie kommen dann ihre Gene dahin?

Pääbo: Vermutlich haben die Neandertaler sich im Nahen Osten gemischt mit sehr frühen modernen Menschen, die aus Afrika eingewandert waren. Und diese Zuzügler haben dann den genetischen Beitrag der Neandertaler auf ihren Wanderzügen mit sich hinausgeschleppt in die Welt.

SPIEGEL: Die gemeinsamen Kinder zogen also mit?

Pääbo: Ja, und das ist bemerkenswert. Wir wissen ja, dass es fast immer Sex gibt, wenn verschiedene Menschengruppen aufeinandertreffen. Aber die Kinder blieben in der Regel bei der untergeordneten Gruppe – und das ist meist die Gruppe der Mutter. Denken Sie an die britische Kolonialmacht in Indien oder die weißen Sklavenhalter in den Südstaaten der USA. Die Gene fließen vor allem in Richtung der mütterlichen Gemeinschaft, in diesem Fall offenbar zu den modernen Menschen. Der Neandertaler war also möglicherweise damals sozial gar nicht niedriger gestellt.

SPIEGEL: Geben die neuen Befunde Hinweise auf den Grund seines Aussterbens?

Pääbo: Nicht direkt. Vielleicht liegt aber ein Teil der Erklärung in demjenigen Bereich unseres Erbguts, zu dem der Neandertaler fast gar keinen Beitrag geleistet hat. Da versteckt sich vielleicht das, was den modernen Menschen von ihm unterscheidet.

SPIEGEL: Das Rezept der Menschwerdung?

Pääbo: Es muss in diesem Katalog von 31 000 Veränderungen verborgen sein, den alle heutigen Menschen gemeinsam haben, während der Neandertaler in diesem Bereich den Affen gleicht. Da können wir jetzt losforschen – mit Zellkulturen, aber auch mit Mäusen.

SPIEGEL: Was haben Sie mit Mäusen vor?

Pääbo: Wir haben zum Beispiel das Gen *FOXP2*, das bei uns mit dem Sprechen zu tun hat, in Mäuse eingeschleust. Meine Kollegin Julia Fischer in Göttingen stellte fest, dass sich das Piepsen dieser Tiere subtil, aber merklich änderte. Auch im Gehirn der Tiere sieht man Unterschiede. Sie lernen gewisse Bewegungsabläufe schneller. Wir werden etwas Ähnliches mit anderen Genen versuchen.

SPIEGEL: Warum nicht gleich einen Neandertaler klonen, wie es Ihr amerikanischer Kollege George Church einmal in Gedanken durchgespielt hat?

Pääbo: Das ist erstens ethisch unververtretbar, zweitens technisch nicht möglich. Ich glaube, Church will einfach nur Aufmerksamkeit erregen. Wir erzeugen keinen Menschen nur aus wissenschaftlichem Interesse. Und was die Technik betrifft: Wir kämpfen immer noch damit, zwei Mutationen gleichzeitig in eine Zelllinie einzuschleusen. Beim Neandertaler reden wir dagegen von Zehntausenden solcher Veränderungen.

SPIEGEL: Für Neandertaler lässt sich das Publikum immer leicht begeistern. Woher kommt diese Faszination?

Pääbo: Ich weiß es nicht. Uns haben schon Dutzende Leute geschrieben, die sich selbst für Neandertaler halten. Andere sind überzeugt, sie seien mit einem verheiratet. Diesen Verdacht hegen übrigens nur Frauen – bislang hat sich noch kein Mann gemeldet, der seine Frau für eine Neandertalerin hält.

SPIEGEL: Der Neandertaler entspricht eher dem männlichen Selbstbild?

Pääbo: Vermutlich. Wir stellen ihn uns nun mal stark vor, sehr robust, ein bisschen schlicht.

SPIEGEL: US-Firmen bieten Kunden bereits an, den Neandertaler-Anteil in ihrem Erbgut zu ermitteln. Wissen Sie eigentlich, wie viel von dem urtümlichen Vetter in Ihren Genen steckt?

Pääbo: Nee. Das interessiert mich nicht.

SPIEGEL: Herr Professor, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

KRIMINALISTIK

Bilder aus der Unterwelt

Geoforensiker helfen bei der Suche nach Mordopfern, die im Boden verscharrt wurden. Zum Einsatz kommen Spürgeräte von Archäologen.

Spurlos verschwand die 25-jährige Lisa nach einer Party. Nach wochenlanger Fahndung ging die nordirische Polizei von einem Gewaltverbrechen aus. Nur: Wo war die Leiche?

Die Kriminalbeamten befürchteten, die junge Katholikin sei von Splittergruppen britischer Nationalisten verschleppt worden, die noch immer in Nordirland aktiv sind. Die Täter, so die Vermutung, hätten ihr Opfer verscharrt oder im Meer versenkt.

Um einen verdächtigen Ort zu überprüfen, bat die Polizei Alastair Ruffell um Hilfe. Die Beamten trafen sich mit dem Geologen auf einem Grashügel in Belfast, der berüchtigt war für Trinkgelage unter Jugendlichen. Ruffell machte sich auf die Suche.

Im Hauptberuf lehrt er an der Queen's University in Belfast; doch manchmal arbeitet er auch für die Polizei oder die Umweltbehörde – und zwar als Geoforensiker. Es geht dann um Mord oder Müll, um

vergrabene Giffässer oder versteckte Leichen und Tatwaffen. In solch einem Fall zieht Ruffell seine Gummistiefel an und fährt zum mutmaßlichen Tatort. Im Kofferraum liegt eine Ausrüstung, mit der Archäologen sonst nach vergrabenen Schätzen suchen: ein Radargerät, das aussieht wie ein Rasenmäher, ein Metalldetektor sowie ein Gerät, mit dem sich die elektrische Spannung im Boden messen lässt.

Mit seinen Detektoren tastete Ruffell den Grashügel in Belfast ab. Was sie ihm anzeigten, bestätigte ihm: Dort unten, in einer Senke, liegt ein menschlicher Körper.

Die Polizisten begannen zu graben, und tatsächlich fanden sie die Überreste eines Mädchens. Doch Analysen ergaben: Die Knochen stammten von einer zweiten Vermissten, die wenige Jahre zuvor aus einem Waisenhaus verschwunden war. Die 25-jährige Lisa hingegen blieb verschollen. „Die Suche geht weiter“, sagt Ruffell.

Geoforensiker wie er sind inzwischen weltweit tätig, um Verbrechen aufzuklären. Der vermutlich erste ihrer Art war ein Deutscher. 1856 verschwanden in einem Zug der preußischen Eisenbahn Silbermünzen aus einem Fass. Um die Tat zu vertuschen, ersetzten die Diebe das Edelmetall durch Sand. Der Geologe Christian Gottfried Ehrenberg ließ sich daraufhin Proben von Sandkörnern entlang der Gleise beschaffen und mikroskopierte sie. So konnte er den Ort ermitteln, von dem der Sand aus dem Fass stammte – und genau dort machte die Polizei die Täter ausfindig.

Heute fahnden Ehrenbergs Erben mit ihren Spürgeräten nach Massengräbern

in Ruanda und Srebrenica, nach illegalen Mülldeponien in Italien oder versenkten Tatwaffen in finnischen Seen. Aber viele der angewendeten Verfahren sind noch nicht ausgereift. Radargeräte etwa schicken Funkwellen in den Boden. Wo sie auf Widerstand treffen, werden die Wellen zurückgeworfen. Dadurch entstehen Bilder aus der Unterwelt, die nur von Fachleuten gedeutet werden können. Noch gibt es kaum Erfahrungen, welche Radarbilder von halbverwesten Körpern erzeugt werden. Ähnliche Defizite zeigen sich bei anderen Messgeräten.

Der Geoforensiker Jamie Pringle von der englischen Keele University hat daher tote Schweine an unterschiedlichen Orten in England vergraben. Regelmäßig fährt er dort vorbei und packt seine Instrumente aus. Stets notiert er die Witterungsbedingungen und die Messergebnisse der Geräte. Im Winter, hat Pringle herausgefunden, lassen sich die Körper wesentlich leichter entdecken – vermutlich weil der Boden nasser ist und dann besser leitet. Nach zwei Jahren steigen die Chancen auf eine Entdeckung per Radar sogar: Dann hat sich aus Gewebe und Blut eine charakteristische Lache im Boden gebildet, die sich detektieren lässt.

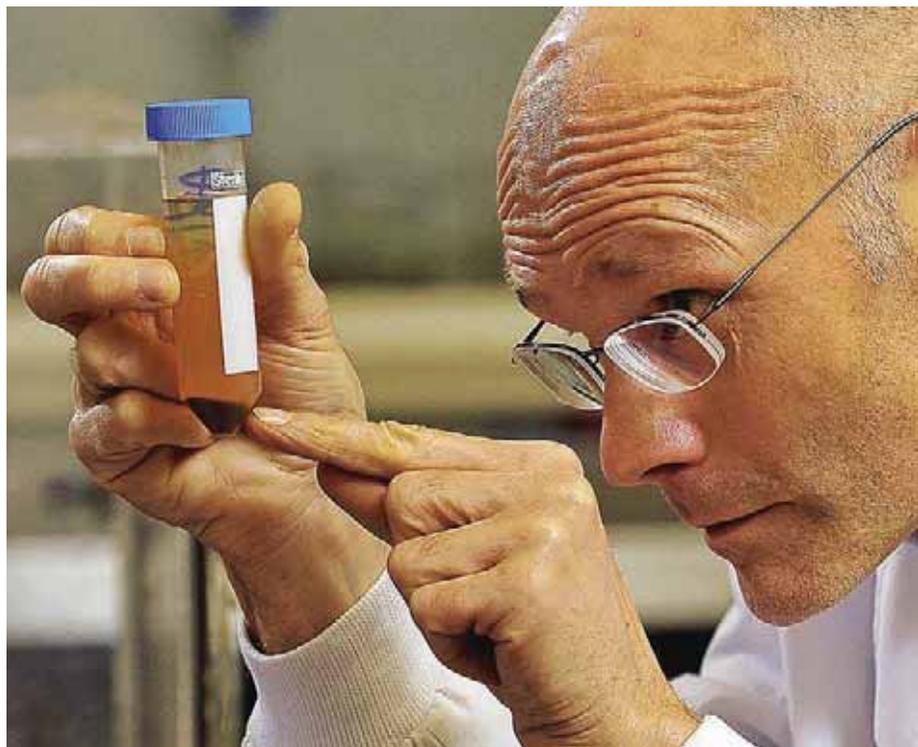
Biologisch betrachtet seien sich Menschen und Schweine sehr ähnlich, sagt Pringle. Beide hätten ein vergleichbares Fett-Muskel-Verhältnis und eine vergleichbare Struktur der Haut. Allerdings würden Schweine schneller verwesern, weil sie sich gesünder ernährten, so Pringle. „Der Mensch isst zu viel Mist. Das konsumiert.“

Auch anderswo in Europa arbeiten Forensiker daran, ihre Fahndungsmethoden zu verfeinern. In Deutschland haben Forscher von der Universität Hohenheim ein Bodenradar im Schwarzwald an jahrzehntealten Gräbern getestet. Eine italienische Wissenschaftlerin fahndete von einem Hubschrauber aus großflächig nach illegalen Deponien der Müllmafia.

Die Geoforensikerin Lorna Dawson wiederum sucht am schottischen James Hutton Institute nach einem Biomarker für Leichen. Ein menschlicher Körper gibt im Boden Flüssigkeit ab, und diese lässt sich aufspüren. Mit hochempfindlichen Messgeräten fahndet Dawson im Grundwasser oder im Boden nach solchen Zersetzungsspuren. „Anhand mancher Spuren“, sagt sie, „können wir heute noch feststellen, ob an einer Stelle im Mittelalter eine Leiche vergraben wurde.“

Schon jetzt nutzen Geoforensiker Effekte der Verwesung, um das Suchfeld einzugrenzen. Verdächtig sind etwa jene Stellen, an denen Pflanzen auffallend sprießen – genau dort wirken vergrabene Leichen womöglich als natürlicher Dünger.

LAURA HÖFLINGER



JUSTIN KEROGHAN / PHOTOPRESS BELFAST / DER SPIEGEL

Geologe Ruffell: Charakteristische Lache aus Gewebe und Blut

PSYCHOLOGIE

Knallchargen als Serienkiller

Mediziner prüfen eine ungewöhnliche Lehrmethodik: Taugen Psychopathen im Film als Studienmaterial für angehende Psychiater?

Wenn eine Filmfigur dafür geschaffen wurde, den Kinobesucher in seinen Alpträumen heimzusuchen, dann ist es die Gestalt des Hannibal Lecter in dem Horrorschocker „Das Schweigen der Lämmer“. Die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines solchen Killers zu werden, ist allerdings gering. Einen Psychopathen von der Beschaffenheit des Menschenfressers Lecter hat es in der Realität wohl nie gegeben.

Kein von dieser befremdlichen Geistesstörung Betroffener würde sich so verhalten wie die von dem Schauspieler Anthony Hopkins verkörperte Figur. Mit dieser tröstlichen Botschaft wenden sich die beiden forensischen Psychiater aus Belgien, Samuel Leistedt und Paul Linkowski, in der jüngsten Ausgabe des Fachmagazins „Journal of Forensic Sciences“ an ihre Leserschaft.

Die Enttarnung des Meisterkannibalen ist nur das Nebenprodukt einer großangelegten Erhebung: Die beiden Mediziner werteten die Darstellung psychopathischer Figuren in rund 400 Spielfilmen aus, die im Zeitraum zwischen 1915 und 2010 in die Kinos kamen. Einige der Darbietungen, so das Fazit der Forscher, böten sich gar als Lehrmaterial für angehende Psychologen und Psychiater an.

Die meisten Freaks im Film enttäuschten allerdings aus klinischer Sicht – was beweise, wie wenig ausgeleuchtet das befremdliche Leiden der Psychopathie lange war, so Leistedt und Linkowski.

Etliche Blockbuster böten eine völlig unzutreffende Darstellung der schweren Seelendeformationen, urteilen die Wissenschaftler. So prägten früher vor allem Knallchargen das Musterbild des Psychopathen. Sie rollten mit den Augen (Peter Lorre als Hans Beckert in „M – eine Stadt sucht einen Mörder“), kicherten hysterisch (Larry Drake als „Dr. Giggles“), oder ihre Gesichtsmuskeln zuckten auffällig (Anthony Perkins als Norman Bates in „Psycho“). Dieser Typus wurde dann durch jene Poltermimen abgelöst, die ihre Opfer mit Kettensäge oder Axt zerteilen. „Die Öffentlichkeit akzeptiert diese Zerrbilder – sie weiß es ja nicht besser“, resümieren die Autoren.

Allerdings zeigten sich auch echte Experten zunächst kaum kundiger als die Laien vom Film. Dass Psychopathen ihre Opfer äußerst geschickt um den Finger wickeln und sie manipulieren können, dass sie sich außerdem darauf verstehen, das Blaue vom Himmel herunterzulügen – all dies blieb der Wissenschaft lange verborgen.

Der kanadische Psychologe Robert Hare ebnete diesen Erkenntnissen den Weg; er entwickelte um 1980 eine Checkliste, mit der sich Psychopathen halbwegs zuverlässig identifizieren lassen.

Die neuen Einsichten in die Psyche der Gestörten führten prompt zu einer monumentalen cineastischen Fehldeutung. Plötzlich galten die Gefühlsarmen als geniale Superschurken.

„Hannibal Lecter vereint viele Persönlichkeitsmerkmale auf sich, die im klinischen Alltag kaum je vorkommen“, so Leistedt und Linkowski. Er sei „hochintelligent, mit einer Vorliebe für klassische Musik und feinste Speisen, einem nahezu katzenhaften Auftreten und einer

geradezu übermenschlichen Fähigkeit ausgestattet, Dinge im Voraus zu planen“.

Dabei könnte diese Beschreibung einer psychopathischen Persönlichkeit kaum weiter von der Realität entfernt sein. Zwar wird bei Psychopathen tatsächlich immer wieder ein überdurchschnittlich hoher Intelligenzquotient gemessen. Gleichzeitig geht dieser Sorte Täter aber gänzlich die Fähigkeit ab, die Folgen ihres Tuns vorzuberechnen zu können.

So auch bei dem in einem Hochsicherheitsgefängnis im US-Bundesstaat Illinois einsitzenden Serientäter Brian Dugan: Sein IQ wird mit 140 beziffert. Seine Intelligenz jedoch hielt den Mehrfachmörder nicht davon ab, mehreren seiner Vergewaltigungsoffer seine Telefonnummer zuzustecken. Offenkundig war Dugan überzeugt, den Frauen habe die Misshandlung gefallen.

Erst seit wenigen Jahren werde die Filmindustrie der komplizierten Persönlichkeitsstruktur psychopathisch veranlagter Mörder gerecht, finden Leistedt und Linkowski. Als besonders gelungenes Beispiel gilt ihnen die Figur des Anton Chigurh aus dem Film „No Country for Old Men“ von 2007. Dieser wenig lebenswürdige Charakter nutzt für seinen Tötungsrausch ein pneumatisch betriebenes Bolzenschussgerät; Chigurh lässt mitunter eine Münze über das Schicksal seiner Opfer entscheiden.

In dem Beutezug des von Javier Bardem verkörperten Killers erkennen die Wissenschaftler die realistischen Züge eines Bilderbuchpsychopathen; die Forensiker diagnostizieren „die Abwesenheit von Scham und Reue, Mangel an Empathie, Kaltblütigkeit gepaart mit Unbarmherzigkeit und die Unfähigkeit, aus Erfahrungen zu lernen“.

Auf welch banale Weise auch psychopathische Killer dem Gang der Dinge ausgeliefert sind, zeigt der Film ebenfalls: Am Schluss wird Chigurh Opfer eines gewöhnlichen Verkehrsunfalls. FRANK THADEUSZ



Psychopathen-Darsteller Hopkins 1991, Bardem 2007: Vorliebe für klassische Musik und feinste Speisen



MARK GREENBERG / AP / DPA

Testflug des Raketen-Raumschiffs „Space Ship Two“ am 29. April 2013: Bis zum Ziel fehlen noch 79 000 Meter

RAUMFAHRT

Schriller als die Mondlandung

Bald will Richard Branson ins All aufbrechen. Doch sein Pannen-Raumschiff wird nicht fertig. Ist der Gründer von Virgin Galactic ein Hochstapler?

Im Herbst also. Dann schreibt er Raumfahrtgeschichte. Dann will sich Richard Branson, 63, der furiose Hippie-Milliardär, mit seinem Raketenraumschiff „Space Ship Two“ von New Mexico aus ins All schießen, mitsamt Tochter Holly, 32, und Sohn Sam, 28.

Die Abenteuer der ersten Weltraumfahrer-Familie sollen live und exklusiv im US-Sender NBC übertragen werden; ein Event wie ehemals die Mondlandung – nur schriller und in Farbe.

Falls die Bransons überleben, wollen kurz darauf jede Menge Promis mit Virgin Galactic zu Kurztrips in den Himmel zwischen. Justin Bieber hat schon gebucht für 250 000 Dollar, ebenso Lady Gaga, Brad Pitt und Angelina Jolie sowieso, 701 Menschen bisher.

Sobald die Stars abgefertigt sind, will Branson den Weltraum für den weniger gut betuchten Jedermann öffnen. Sogar Interkontinental-Verbindungen sollen bald möglich sein. Alle Probleme seien beherrschbar, beteuert der Brite, und in zehn Jahren werde man schon sehen, dass Virgin Galactic zur erfolgreichsten Branson-Firma überhaupt avanciert sei.

Zweifel daran sind geboten. Der charmant großmäulige Serienunternehmer hat sich mit seinem Raumschiff eindeutig übernommen. Als er Virgin Galactic 2004 gründete, versprach Branson kommerzielle Spaßflüge ins All ab 2007, sogar mehrere pro Tag. Doch seit 2008 vertröstet er seine Kundschaft wegen technischer Probleme jeweils auf das folgende Jahr.

Alle Ungeduld bändigt Branson mit jenem Enthusiasmus, zu dem nur er fähig

ist. Wie ein Sektenführer lässt er sich von Fans und Kunden bei Virgin-Messen in Kalifornien feiern. Immer wieder beschwört er, dass der historische Erstflug unmittelbar bevorstehe. Offenbar verübelt ihm niemand, dass dann aber doch nichts geschieht. In diesem Herbst wird es wohl nicht anders sein.

Bransons Irrtum bestand in der Annahme, dass er auf eine erprobte Technik setzte: Der legendäre Flugzeugkonstrukteur Burt Rutan gewann 2004 den „X-Preis“ (zehn Millionen Dollar), weil er ein Raumschiff gebaut hatte, das von seinem Mutterflieger in 14 000 Meter Höhe ausklinken und per Raketenantrieb in über 100 Kilometer Höhe aufsteigen konnte. Damit hatte es definitionsgemäß die unterste Etage des Weltraums erreicht. Dieses Vehikel – „Space Ship One“ – wollte Branson mitsamt dem dazugehörigen Trägerflugzeug „White Knight One“ einfach vergrößern, um damit zwei Piloten und sechs Passagiere für einige Minuten ins All befördern zu können. Fertig.

Die Idee war naheliegend, aber falsch. Der Experimentalfleger von damals ist zu gefährlich und zu unbequem für Kunden wie Angelina Jolie. Ein sichereres Gefährt erfordert komplexere Systeme und damit ein höheres Gewicht. Mehr Gewicht wiederum macht einen stärkeren Raketenantrieb notwendig, und der ist nicht zu haben ohne einen größeren Tank, der die Gewichtsprobleme noch potenziert.

Rund 200 Ingenieure und Techniker rackern sich in Kaliforniens Mojave-Wüste an diesem Problem ab. Ihr Alltag besteht aus Rückschlägen. 2007 kam es bei einem Raketentest sogar zu einer Explosion, bei der drei Menschen starben.

Der Antrieb bleibt die größte Sorge der Ingenieure. Bisher, so behauptet der britische Investigativ-Autor Tom Bower in einem neuen Buch („Branson: Behind the Mask“), verfüge die Firma des Milliardärs nur über schwachbrüstige Vorläufer des notwendigen Raketenmotors. Das Dementi von Virgin Galactic kam prompt, fiel aber verhalten aus.

Die Testpiloten kennen ihr Gefährt bislang kaum. Nur im Gleitflug haben sie nennenswerte Erfahrung sammeln können. Dreimal erst haben sie im Flug das Triebwerk gezündet. Beim erfolgreichsten Versuch am 10. Januar hat es immerhin 20 Sekunden gefeuert.

Das reichte, um „Space Ship Two“, schneller als der Schall, von rund 14 000 Metern auf über 21 000 Meter zu hieven, was Bransons PR-Strategen als Erfolg feierten. Bis zum Ziel fehlen aber noch ganze 79 000 Meter und weitere 40 Sekunden Brennzeit. Wenig deutet darauf hin, dass die Ingenieure wüssten, wie sie diese Strecke bewältigen sollen.

Neben technischen Problemen wird Virgin Galactic von Personalschwund geplagt. Erst im Dezember hat der Antriebschef sein Büro geräumt, der Sicherheitschef ist auf dem Sprung, ein neuer Finanzchef hat jetzt im Februar angefangen. Und auch Oberkonstrukteur Rutan ist weg. Er hat sich unvollendeter Dinge zur Ruhe gesetzt, weit weg in Idaho.

Ursprünglich wollte Branson den Weltraum für rund 100 Millionen Dollar erobern. Jetzt sei er bei mehr als 400 Millionen angelangt, räumt der Virgin-Gründer ein. Autor Bower hingegen tippt auf über 900 Millionen Dollar. Mehr als ein Drittel davon stammt von In-

vestoren aus Abu Dhabi, die sich von Branson einen Weltraumflughafen erhoffen.

New Mexico hat schon so einen „Spaceport“, ein quallenartiges Wunderwerk aus Stahl und Glas im Nirgendwo, das so leer steht wie der Berliner Pannen-Airport BER. Mehr als 210 Millionen Dollar haben die Steuerzahler des Bundesstaats dafür hingelegt in dem Wunsch nach recht viel Branson-Glamour.

Für 2014 ist da aber nicht mehr viel zu erwarten. Doch 2015, so dürfte Richard Branson bald säuseln, steht der historische Erstflug unmittelbar bevor. Wirklich.

MARCO EVERS



VALERIE KUIPERS / PICTURE ALLIANCE / DPA

Virgin-Gründer Branson Kundschaft vertröstet

Video: Bransons „Space Ship Two“ beim Testflug



spiegel.de/app102014branson
oder in der App DER SPIEGEL



Revolori (2. v. l.), Swinton, Fiennes in „Grand Budapest Hotel“

20TH CENTURY FOX FILM

KINO

Menschen im Hotel

Das „Grand Budapest Hotel“ sieht aus wie eine zu groß geratene Puppenstube. Hier regiert Monsieur Gustave H. (Ralph Fiennes), der Concierge, zu dessen Service auch sexuelle Dienstleistungen für reiche alte Damen gehören. Als eine dieser Damen (Tilda Swinton) unter mysteriösen Umständen stirbt und der Concierge ihr Erbe antreten soll, verwandelt sich der Film von einer Komödie in eine Krimi-

Farce. Gustave und sein Gehilfe, der Page Zero (Tony Revolori), hetzen durch Zuchthäuser, Schlösser und über Skipisten, sie begegnen falschen Mönchen und echten Faschisten – eine wilde Schnitzeljagd durch die europäische Kulturgeschichte der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Der US-Regisseur Wes Anderson („Moonrise Kingdom“) kombiniert, was und wie es ihm gefällt – auf der diesjährigen Berlinale wurde er dafür mit einem Silbernen Bären belohnt. Stars wie Adrien Brody, Willem Dafoe, Jeff Goldblum, Harvey Keitel, Jude Law, Bill Murray, Léa Seydoux und Owen Wilson treten in kleinen und kleinsten Rollen auf. Ein großer Spaß!



AUSSTELLUNGEN

Sex und Schwefel

Angeblich wollte der Amerikaner Matthew Barney ursprünglich Schönheitschirurg werden. Doch auch in seiner Arbeit als Künstler steht das Körperliche fast immer im Mittelpunkt. Seine berühmteste Serie von Filmen nannte er nach einem männlichen Unterleibsmuskel „Cremaster-Zyklus“. Barney, 46, ist bekannt für seine surrealen bis bizarren Bilderorgien. Mit ihnen wurde er in der Kunstwelt zum Star. Doch vor einigen Jahren sagte er in einem Fernsehinterview, dass er das Gefühl habe, sich zu verlieren, weil er sich in seiner Kunst wiederhole. Dann



Motiv aus „River of Fundament“

traf er im Jahr 2007 auf den amerikanischen Schriftsteller Norman Mailer, und der empfahl, etwas aus seinem Roman „Frühe Nächte“ über das antike Ägypten zu machen. Barney schuf „River of Fundament“, ein künstlerisches

Gesamtpaket, das von Mitte März an in München vorgestellt wird: eine sechs Stunden dauernde Filmoper (hier in Kooperation mit der Bayerischen Staatsoper München) und im Haus der Kunst drei Performances, Zeichnungen, Storyboards, Fotografien und 14 Skulpturen, die bis zu 25 Tonnen wiegen. Barney macht es dem Publikum nicht leicht. Im Film kommen vor: ein wiedergeborener Norman Mailer, ein Auto mit Seele und Gefühl, Eisen, Bronze, Schwefel und Salz, sexsüchtige Götter und Menschen, von denen viele erst einmal unauffällig aussehen, sich aber nie so verhalten, und statt reinkarniert wird recycelt. Und das klingt harmloser, als es ist. Barney ist immer noch ein Mann der verstörenden Opulenz.

FOTO: HUGO GLENNING © MATTHEW BARNEY COURTESY GLADSTONE GALLERY, NEW YORK AND BRUSSELS

FILMWIRTSCHAFT

Der deutsche Film blüht im Winter

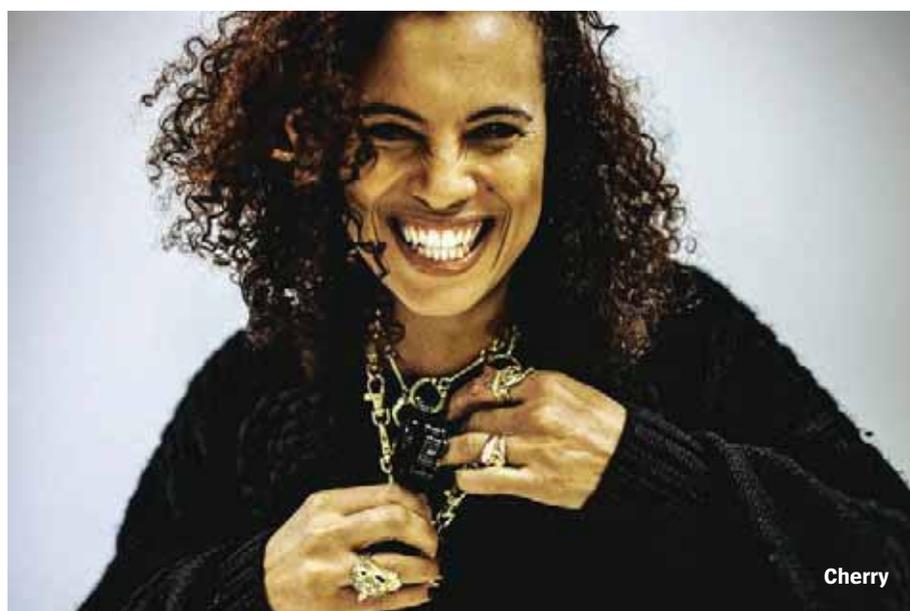
Deutsches Kino war seit Jahren nicht mehr so populär wie zurzeit. Seit November sorgen Filme wie „Fack ju Göhte“, „Der Medicus“, „Vaterfreuden“ oder „Stromberg“ für volle Kinosaale, nur gelegentlich konnten Hollywood-Blockbuster wie „Hobbit“ diese Phalanx durchbrechen. Allein „Fack ju Göhte“ hat inzwischen bereits über sieben Millionen Besucher, damit zählt der Film zu den drei erfolgreichsten einheimischen Produktionen der letzten 20 Jahre. Nur Bully Herbig verkaufte noch mehr Tickets. Insgesamt fanden die deutschen Filme in den vergangenen vier Monaten rund 15 Millionen Zuschauer, das ist ein neuer Rekord. Diese Zahlen sind umso erstaunlicher, als in diesem Winter ausnahmsweise kein neuer Film mit Til Schweiger anlief, der bislang immer zuverlässig die deutsche Bilanz aufgebessert hat. Inzwischen macht ihm aber Matthias Schweighöfer mit ähnlich gelagerten romantischen Komödien das Terrain streitig, Schweighöfers letzte sechs Filme sahen im Durchschnitt 1,7 Millionen Zuschauer. Auch die enorme Popularität von Elyas M'Barek, der sowohl in „Fack ju Göhte“ als auch in „Der Medicus“ zu sehen ist, zeigt, dass es in Deutschland mittlerweile wieder ein funktionierendes Starkino gibt. Fehlen nur noch die Frauen.

HIPHOP

Nenehs Rückkehr

Cool altern ist im Grunde ganz einfach. Man muss nur früh genug damit anfangen. So wie Neneh Cherry. Die stand mit 14 Jahren auf dem Londoner Dach, wo John Lydon (ehemals Johnny Rotten) sein erstes Konzert nach dem Ausstieg bei den Sex Pistols gab. Kurze Zeit später sang sie selbst. Bei Rip Rig + Panic, einer etwas überspannten Postpunkband. Mit Mitte zwanzig war sie die erste europäische Frau mit einem HipHop-Welthit, „Buffalo Stance“ heißt das Stück, es ist auch gut gealtert. Danach brachte sie mit dem Senegale-

sen Youssou N'Dour als eine der ersten Künstlerinnen afrikanische Musik in die Charts. Und jetzt? 49 Jahre ist Neneh Cherry mittlerweile alt, sie sieht immer noch sagenhaft gut aus und ist eigensinnig wie eh und je. 18 Jahre nach ihrem letzten Soloalbum kommt nun „Blank Project“. In zehn Stücken singt oder sprechsingt sie über einfache Rhythmustacks, von einem jazzigen Grundgefühl getragen, als spielte ihr Stiefvater, der verstorbene Free-Jazz-Pionier Don Cherry, im Himmel dazu Trompete.



Cherry

ROUGH TRADE

SACHBÜCHER

Insektophil

Beim Lesen dieses Buchs kann man die beglückende Paradoxie erleben, zugleich in zwei Lebensphasen zu stecken: in der reflexiven Laune eines Erwachsenen, beispielsweise beim Lesen eines interessanten Magazins, und im seligen Staunen eines Kindes, das zum ersten Mal begreift, wie die Welt doch voller Wunder ist. In „Insektopädie“, der siebten Lieferung der bemerkenswerten Reihe „Naturkunden“ des Berliner Verlags Matthes & Seitz – alleamt mit Delikatesse und Verstand gestaltet von der Autorin



Hugh Raffles
Insektopädie

Aus dem Englischen von Thomas Schestag. Verlag Matthes & Seitz, Berlin; 384 Seiten; 38 Euro.

und Buchkünstlerin Judith Schalan-sky –, erzählt der britische Anthropologe Hugh Raffles vom Zusammenleben des Menschen mit den Insekten, also: von Plagen und Freuden mit Parasiten und nützlichen Bestäubern, mit Krankheitsüberträgern, Geschöpfen aus dem Labor und kultisch verehrten Gattungen. Ein faszinierendes Kapitel führt in die chinesische Welt der Grillenkämpfe, bei denen zwei männliche Tierchen in einem Behälter aufeinandergehetzt werden und Revierkämpfe austragen. Die Freundschaft zwischen Zwei- und Sechsheinern wurde in China bereits vor über tausend Jahren literarisch verewigt. Heute herrscht ein weitverzweigtes, zu Teilen il-

legales Geschäft mit den geflügelten Kämpfern, das im Zusammenspiel von Sportsgeist und Ernährungskunde, Trainerkompetenz und Publikumswissen, Wettfieber und Lizensystem den europäischen Fußball in den historischen Schatten stellt. Eine nachdenkliche Passage ist der *Drosophila melanogaster* gewidmet, der Taufliede, dem „Versuchstier par excellence“. Sie ist einer der wichtigsten Modellorganismen der modernen Genetik – wir „produzieren“ sie milliardenfach, um Krankheiten wie Parkinson und Alzheimer zu erforschen, die Abhängigkeit von Alkohol, Nikotin oder Kokain. Denn die Taufliede ist uns ähnlicher, als es scheint. Moralisch kommen Insekten für uns nicht in Betracht. Wer aber dieses wundersame, großartige Buch gelesen hat, wird die nächste Mücke nicht ohne Andacht töten.

ZEITGEIST

Sehe ich gut aus?

Ein Coach sorgt für privates Glück und Botox für glatte Haut. Die Selbstoptimierung hat uns fest im Griff. Doch die Sehnsucht nach dem Nichtperfekten wird größer. Der neue Trend heißt: Du sollst nicht funktionieren.

Das Kleid war eng, es war gelb und alles andere als vorteilhaft. Am Po zog es Querfalten, und über dem Rand der Korsage zeigten sich blasse Wülste. Lena Dunham sah aus, wie man nun mal aussieht, wenn man sich in ein Abendkleid zwingt, das nicht wirklich passt.

Einige Wochen ist es her, dass Dunham so über den roten Teppich der Golden-Globes-Verleihung in Los Angeles schritt. Den Reportern sagte sie, sie wäre auch gern zu Hause geblieben. Dann würde sie im Schlafanzug vor dem Fernseher sitzen, Junkfood essen, den Auftakt der dritten Staffel ihrer Fernsehserie „Girls“ gucken und begeistert twittern.

Die 27-jährige Lena Dunham ist die Erfinderin, die Drehbuchautorin, die Regisseurin und Hauptdarstellerin von „Girls“. Solch ein Auftritt im gelben Kleid bei den Golden Globes braucht einen gewissen Mut, aber das ist nichts im Vergleich mit ihrer Rolle bei „Girls“, in der sie ziemlich oft nackt zu sehen ist und ihre Cellulite zeigt.

Die Serie erzählt von vier Mittwanzigerinnen in New York, die entweder keinen, langweiligen oder schlechten Sex haben, in einem Alter, in dem Sex eigentlich der allergrößte Spaß sein sollte; die als Freundinnen ständig voneinander enttäuscht sind und sich Sorgen machen, wie sie dauerhaft Geld verdienen sollen. Die meisten Charaktere aus dieser Fernsehserie wären gern Künstler, zumindest Lebenskünstler, doch ihr Leben, wie Dunham es zeigt, ist eine Strapaze.

Die Autorin, Regisseurin und Schauspielerin gehört zu einer Avantgarde junger Künstler, die nach einer Gegenposition suchen zu jenem



Aktueller US-„Vogue“-Titel
Kulleräugig und ebenmäßig

Optimierungswahn, der mittlerweile fast unser ganzes Leben erfasst hat. Und Dunhams Red-Carpet-Auftritt im gelben Kleid sagt: Ich mache nicht mit bei eurem Zirkus ums Perfektsein.

Es geht um Verweigerung und Aufrichtigkeit und um die Frage, welchen Preis wir zahlen für das Streben nach dem vermeintlichen Optimum. Zwei Bücher erscheinen in diesem Frühjahr, die das Thema aufgreifen. Da ist das Sachbuch „Du sollst nicht funktionieren. Für eine neue Lebenskunst“, geschrieben hat es die Autorin Ariadne von Schirach, und aus Kanada kommt ein Roman von Sheila Heti mit dem Titel „Wie sollten wir sein?“*

Schirach schreibt im Vorwort ihres Buchs: „Wenn Berechnung, Eigennutz und Konkurrenzdenken nichts mehr sind, wogegen man ankämpfen sollte, weil es verwerflich ist und widerwärtig, sondern etwas, das richtig scheint, gewinnbringend und sogar glückverheißend, dann haben wir ein Problem.“ Und die Kanadierin Heti, die ihren Roman aus Gesprächsprotokollen zusammengesetzt hat, aus fiktionalen und biografischen Passagen, beginnt ihr Buch mit folgender Betrachtung: „Wie sollten wir sein? Jahrelang fragte ich das jeden, den ich traf. Ich achtete immer darauf, was Leute in irgendwelchen Situationen taten, damit ich es auch tun konnte. Ich lauschte ihren Antworten, damit ich sie zu meinen machen konnte, wenn sie mir gefielen. Ich beobachtete, wie sie sich kleideten, wie sie ihre Liebhaberpartner behandelten – alle hatten irgendetwas Beidenwertes an sich.“

Beide Autorinnen beweisen große Geduld im Wenden und Betrachten des Lebens. Schirach, 35, und Heti, 37, nehmen dabei immer wieder die Perspektive des Futur II ein: Wie werde ich gelebt haben? Für 30-Jährige ist



Autorin, Regisseurin und Schauspielerin Dunham:

das eine ungewöhnliche Perspektive, schließlich liegen noch einige Jahrzehnte Lebenserfahrung vor ihnen. Aber die Frage danach, wie das Leben gelingen kann, und der Wunsch, mit der eigenen Biografie eine sinnvolle Erzählung liefern zu können, führen zu Abscheu vor dem „schöner – klüger – erfolgreicher“ des Optimierungswahns.

Die Optimierung an sich ist kein neues Phänomen, sie liegt unserem Leben zugrunde. Die Evolution ist nichts anderes als eine ewige Optimierung; auch dass

* Ariadne von Schirach: „Du sollst nicht funktionieren. Für eine neue Lebenskunst“. Tropen Verlag, Stuttgart; 192 Seiten; 17,95 Euro.

Sheila Heti: „Wie sollten wir sein?“. Aus dem Englischen von Thomas Überhoff. Rowohlt Verlag, Reinbek; 336 Seiten; 19,95 Euro.



CHRISTOPHER POLK / NBC / GETTY IMAGES

„Lebe deinen Traum ... Fehler für Fehler“

wir nicht mehr mit Pferdewagen fahren und der Strom aus der Steckdose kommt, kann als Resultat unseres Strebens nach einem besseren Leben verbucht werden. Die Philosophie beschäftigt sich seit Jahrhunderten mit der Besserung des Menschen und stellt Fragen nach Moral und Vervollkommnung. Heute aber scheint sich alles um die eigene Person, den eigenen Körper zu drehen. Kosten-Nutzen-Rechnungen würden längst auch unser persönliches Leben beherrschen, schreibt Ariadne von Schirach.

Wir überantworten Coaches die Sorge um unser privates Glück und den beruflichen Erfolg. Wir benutzen Self-Tracker, die unsere körperlichen Aktivitäten messen und bewerten. Wir dopen uns mit Ritalin, um unsere Leistungsfähigkeit zu

steigern. Kaum jemand isst einfach das, was ihm schmeckt. Es wimmelt nur so von Vegetariern und Veganern, von Leuten, die Weizen oder Zucker vermeiden. In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Zahl der Mitglieder in Fitnessstudios fast verdoppelt. Die Deutsche Gesellschaft der Plastischen, Rekonstruktiven und Ästhetischen Chirurgen meldet, dass sich im gleichen Zeitraum die Anwendung von Botox mehr als vervierfacht habe.

Ariadne von Schirach hat das erste und beste Kapitel ihres Buchs „Stresskörper“ genannt. Sie beschreibt darin, dass uns nicht allein Eitelkeit treibt, sondern auch der Wunsch nach Kontrolle über den eigenen Körper, der Wunsch, die Vergänglichkeit aufzuhalten, den Tod zu verdrän-

gen. Jeder weiß, dass das unmöglich ist. Und doch wird ein immer größerer Aufwand betrieben, so lange wie möglich und noch ein bisschen länger jung und schön zu bleiben.

Für Kosmetik und Körperpflege wurden 2013 in Deutschland rund 13 Milliarden Euro ausgegeben. Doch wir investieren nicht nur Geld in das Projekt „Körper“, sondern auch Zeit. Die Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Volhard hat vorgerechnet, wie viele Stunden junge Wissenschaftlerinnen mit Schminken und Schönmachen verschwenden, sie ging dabei von einer halben Stunde aus, die junge Frauen jeden Tag damit verbringen. In einem Jahr summiert sich das auf über 180 Stunden, das ist eine Menge Zeit. Was Nüsslein-Volhard bei dieser Rechnung



Autorinnen Schirach, Heti: *Abscheu vor „schöner – klüger – erfolgreicher“*

außer Acht ließ: Auch junge Männer sind heute ausführlich mit ihrem Aussehen und ihrem Körper beschäftigt.

Allerdings muss die Schönheit selbstverständlich wirken wie ein Geschenk der Natur. Den Satz „So bin ich eben“ entlarvt Schirach als „miese kleine Lüge, die in aller Beiläufigkeit die ganze Arbeit verschleiert, die hinter dieser lässigen Perfektion steckt: die ausgedehnte Körperpflege, das strikte Essregime, die unendliche Zeit, die aufgewendet wird, immer up to date zu sein“.

Es ist der Bruch mit dieser „miesen kleinen Lüge“, der den Erfolg einer Serie wie „Girls“ ausmacht. „Lebe deinen Traum ... Fehler für Fehler“ lautet der Werbeslogan für die erste Staffel. Dunham dürfte mittlerweile mehrfache Millionärin sein, weil sie erkannt hat, dass es ein Bedürfnis nach dem Nichtperfekten, dem Nichtgelingen gibt. Im Herbst erscheint ein Anti-Ratgeber-Buch von ihr, sie bekam mehr als drei Millionen Dollar Vorschuss dafür. Dunham hat mit der Serienfigur Hannah eine junge Frau erfunden, die keinen Hehl daraus macht, wie unzulänglich sie sich fühlt und wie anstrengend es ist, vor allem die eigenen Erwartungen zu erfüllen. Für viele Zuschauerinnen hat das etwas Entlastendes und Tröstliches. Und der Erfolg von „Girls“ zeigt, wie hoch der Druck sein muss.

Dieser Druck, analysiert Schirach in ihrem Buch, baut sich vor allem durch die vielen Bilder auf, die uns umgeben. Das Wort „Selfie“ ist im Sprachgebrauch noch ziemlich neu, aber mit der Flut der Fotos, die heute jeder von sich und seinem Leben schießen kann und die binnen Sekunden bei Instagram oder Facebook ausgestellt werden, entsteht eine neue Perspektive auf das eigene Leben. Man schaut ständig von außen darauf und versucht, sich mit dem Blick der anderen zu betrachten. Sehe ich gut aus? Bin ich am richtigen Ort? Habe ich die richtigen Freunde? Die richtigen Klamotten? Die

richtigen Attitüden? Das eigene Leben wird zur Inszenierung.

„Diese Brutalität steckt unserer Zeit in den Knochen“, schreibt Schirach, „sie ist dem kalten Kamerablick geschuldet, seiner gewaltsamen Entblößung und Vergrößerung. Denn der eigene Leib muss es nicht nur mit den echten Körpern auf der Straße und im Fitnessstudio und mit der ins Unendliche angewachsenen Anzahl an virtuellen Vergleichskörpern aufnehmen, sondern auch mit den digital retuschierten.“ Spätestens an diesem Punkt mündet alle Selbstoptimierung in völlige Vergesslichkeit, denn durch Photoshop erzeugte Perfektion ist unmenschlich. Doch das retuschierte Bild breitet sich aus wie eine Seuche, längst werden

Wie sollten wir sein? Keine leichte Frage in Zeiten von Postfeminismus und Selbstoptimierung.

auch die Strandfotos vom letzten Urlaub retuschiert und die besagten Selfies. Der Zweifel hält Einzug. Wir misstrauen den Bildern, wir misstrauen der Faltenlosigkeit berühmter Gesichter, am Ende misstrauen wir der Schönheit.

Im ersten Kapitel von Sheila Hetis Roman „Wie sollten wir sein?“ trifft sich eine Gruppe 30-Jähriger in einem Café in Toronto. Sie sprechen über Hässlichkeit und darüber, ob man mit hässlichen Menschen befreundet sein könne. „Aus solch fauligen Früchten erwuchs der Wettbewerb ums hässlichste Bild.“ Dieser Wettbewerb, die Herausforderung, Talent und Zeit in etwas wahrhaft Hässliches zu investieren, zieht sich durch die Erzählung.

Sheila Heti erzählt ihren Roman in einer Art Tagebuchstil aus dem Blickwinkel der frisch geschiedenen Ich-Erzählerin

Sheila, einer Autorin, die an einem feministischen Theaterstück arbeitet, zu dem ihr rein gar nichts einfällt. Der Roman kokettiert mit dem Autobiografischen, er öffnet literarischen Spielraum für Beobachtungen aus dem eigenen Leben und der Gegenwart.

Die Protagonistin Sheila ist auf der ernsthaften Suche nach einer Antwort auf die Frage: Wie sollten wir sein? In Zeiten von Postfeminismus und Selbstoptimierung ist die aber nicht leicht zu finden. Sex und Drogen jedenfalls bieten keine Antwort, obwohl sich Sheila bereitwillig auf Experimente einlässt. Sie versucht, die Phantasien ihres dominanten Liebhabers zu befolgen, setzt sich ohne Slip in ein Restaurant, so dass ein älterer Herr ihr zwischen die Beine gucken kann, und schreibt währenddessen einen Liebesbrief an den besagten Liebhaber. Doch am Ende flüchtet sie schamerfüllt. Sheila notiert auch die Antwort ihrer Analytikerin auf die Frage „Wie sollten wir sein?“: „Sie müssen das verstärken und weiter aufbauen, was bereits in Ihrem Leben ist, statt in der Hoffnung, jeder Gefahr aus dem Weg zu gehen, immer wieder von vorn anzufangen.“ Nur, was ist da, fragt sich die zitternde Sheila.

Es macht Spaß, Schirachs Essay und Hetis Roman nacheinander zu lesen, denn während Schirach gut ist im Beschreiben der Zustände, aber mit Ratgeberbetulichkeit nach Ansätzen für eine neue Lebenskunst sucht – die Natur spüren, mit den Augen eines Kindes gucken –, buchstabiert sich Heti spielerisch durch die Unwägbarkeiten des urbanen Lebens, um am Ende zu verstehen, dass Arbeiten, Ausprobieren und Spielen vielleicht schon die ganze Antwort ist.

Die Frage ist nur, ob ihr essayistisches und literarisches Nachdenken nicht in eine Art Selbstoptimierung für Fortgeschrittene mündet. Ob ihre Bücher und auch eine Serie wie „Girls“ nicht nur einen noch elaborierteren Code entwerfen für das vermeintlich richtige Leben. Womöglich ist das Nichtfunktionieren auch nur ein neuer Trend. Die Erkenntnis jedenfalls, die sich bei allen drei Autorinnen findet, dass Freundschaften wichtiger sind als der ganze Optimierungsquatsch, war schon vorher in der Welt.

Wenige Tage nachdem Lena Dunham im gelben Kleid über den roten Teppich der Golden-Globes-Verleihung geschritten war, erschien die amerikanische „Vogue“ mit ihr als Covergirl. Sie war kulleräugig geschminkt, die Fotos im Heft zeigten sie groß, schlank und ebenmäßig – die Aufnahmen waren retuschiert worden. Auch Lena Dunham wollte vielleicht einfach einmal die Schönste sein, und ein Fotoshooting mit Annie Leibovitz ist dafür keine schlechte Gelegenheit.

CLAUDIA VOIGT

ESSAY

Seine Liebe macht keinen Unterschied

Der Schriftsteller Navid Kermani über eine Annäherung von Islam und Christentum und den Jesuiten-Pater Paolo Dall'Oglio, der im vergangenen Juli in Syrien vom Qaida-Ableger Isis entführt wurde

September 2012

Von einer Sekunde auf die andere werden der Fahrer und auf der Rückbank die zwei Nonnen nervös. Ich merke es an den Halsen, die sich aus den Fenstern recken, merke es an den furchtsamen Blicken und selbst am Atem, der das Pochen ihres Herzens verrät. Aber der Parkplatz des Klosters Mar Mussa, auf den wir zufahren, ist leer, steil aufragend die kahlen, zerklüfteten Berge dahinter, um uns herum flaches wie entkleidetes Land. Ich strecke selbst meinen Hals aus dem Beifahrerfenster und entdecke unterhalb des Klosters, das zwei-, dreihundert Meter über uns in eine Senke zwischen lehmbräunen Felsen gemeißelt zu sein scheint, einige dunkle Gestalten mit weißen Tüchern um den Kopf. Und ja: Sie haben Gewehre, die Gestalten. Ich weiß, dass uns im Kloster drei Mönche erwarten – erwartet haben? Womöglich sind die Bewaffneten bereits ins Kloster eingedrungen. Wir hätten keine Möglichkeit, ihnen zu helfen, das ist auch mir klar, mitten in der syrischen Wüste, wo schon vor beinahe 2000 Jahren Eremiten die Welt flohen, mitten im Krieg, in dem Armee und Aufständische je verschiedene Motive haben könnten, die Angehörigen eines christlichen Ordens zu entführen oder zu töten, vollständig schutzlos sie, und in einer Rechtlosigkeit, in der Kriminelle eine noch größere Bedrohung sind.

Es könnten auch Jäger sein, flüstert mir von der Rückbank eine der beiden Nonnen zu.

Der Fahrer hält direkt vor dem Tor und prüft bei laufendem Motor, ob das Schloss aufgebrochen ist. Nein, ist es nicht, beruhigt er uns. Das spricht für Jäger, erklärt die Nonne, Jäger aus der Umgebung, weil Kämpfer oder Räuber mit einem Wagen gekommen wären, um die letzten Habseligkeiten abzutransportieren. Dreimal ist das Kloster Mar Mussa überfallen worden, obwohl es kaum noch etwas zu stehlen gibt, das Vieh, die Geräte, sogar viele Möbel geklaut. Ich weiß schon: Die Frage nach der Polizei, nach Ermittlungen oder gar Schutz, stelle ich besser nicht.

Der Gründer der klösterlichen Gemeinschaft, Pater Paolo Dall'Oglio, ist einer der wenigen christlichen Führer in Syrien, die die Massaker des Staates angeprangert und die Menschen verteidigt haben, die für Freiheit demonstrieren. Seine eigene Kirche beschwor er, ihr Schicksal nicht getrennt vom Schicksal des gesamten Volkes zu sehen: Hinge die Zukunft der Christen wirklich davon ab, dass sie sich mit der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung gemeinmachen, sei ihre Zukunft schon vorbei.

Wenn ich etwas am Christentum bewundere, oder vielleicht sollte ich sagen: an den Christen, deren Glauben mich mehr als nur überzeugte, nämlich bezwang, aller Einwände beraubte, wenn ich nur einen Aspekt, eine Eigenschaft zum Vorbild nehme, zur Leitschnur auch für mich, ist es die Liebe, insofern sie sich nicht nur auf den Nächsten bezieht. In anderen Religionen wird ebenfalls geliebt, es wird zur Barmherzigkeit, zur Nachsicht, zur Mildtätigkeit angehalten. Aber die Liebe, die ich bei vielen Christen und am häufigsten bei jenen wahrnehme, die ihr Leben Jesus verschrieben haben, den Mönchen und Nonnen, geht über das Maß hinaus, auf das ein Mensch auch ohne Gott kommen könnte: Ihre Liebe macht keinen Unterschied.

Gewiss findet sich der Gedanke, dass die Menschenkinder alle Brüder sind, „aus einem Stoff wie eines Leibes Glieder“, wie es bei dem klassischen persischen Dichter Saadi heißt, durchaus im Islam und geht das tätige Erbarmen zumal im Sufismus über die Grenzen der eigenen Gemeinschaft hinaus. Bezeichnend allerdings ist, dass selbst die Sufis die Hinwendung zum Fremden, zum Andersgesinnten, zu den Angehörigen anderer Gemeinschaften – und die sind mit der Feindseligkeit schließlich gemeint, die nicht die Liebe des Schafes zum Schlachter ist – christlich konnotieren und ausdrücklich das Vorbild Jesu anführen. Auch wenn sie keine Christen sind, nehmen sie ihre Liebe als „christlich“ wahr.

Und doch bleibt ein Rest, der mir unerklärlich ist, auch theologisch, weil keine andere Religion einen so absoluten Anspruch – niemand kommt zum Vater denn durch diesen einen Sohn – und damit ausschließenden Zug wie das Christentum aufweist. Die harten, unversöhnlichen Sätze, mit denen der Erlöser, als der Jesus auch im Koran genannt wird, die große Mehrheit der Menschen verdammt, ihnen das ewige Höllenfeuer prophezeit, gehören genauso zum Evangelium wie seine Güte. Wäre ich misstrauisch, dächte ich, die Christen wollten mit ihrer Liebe in dieser Welt darüber hinwegtrösten, dass in der anderen Welt nur sie selbst auf Gnade hoffen dürfen. Allein, ich bin nicht mehr misstrauisch, sondern jedes Mal dankbar, wenn ich Liebe erfahre, die keinen Unterschied macht.

Die Liebe, die Pater Paolo den acht Mönchen und vier Nonnen seiner Gemeinschaft gelehrt hat, geht über das Universale hinaus und wendet es zurück ins Besondere, in eine Besonderheit: Es ist die Liebe zum Islam, die das Kloster Mar Mussa kennzeichnet. Das klingt verrückt, ja, widersinnig, aber genau so sieht Pater Paolo die Aufgabe, die ihm vor bald vierzig Jahren im Gebet offenbar wurde. In Rom geboren, war er mit



Pater Paolo 2004

Die Massaker des Staates angeprangert

PHILIPP HODRAK / AGENTUR ANZENBERGER

zwanzig in den Orden der Jesuiten eingetreten und sah während seiner spirituellen Exerzitien das Wort Islam am Horizont geschrieben. Er war selbst überrascht, hatte keine rechte Vorstellung vom Islam und wusste nicht, was die Vision bedeutete. Jedoch der General des Ordens, mit dem er sich besprach, schickte den jungen Jesuiten in den Orient, damit er Arabisch lerne und den Koran studiere. Paolo Dall'Oglio wurde Mitglied der jesuitischen Provinz des Vorderen Orients und promovierte über die Hoffnung im Islam.

Anfang der achtziger Jahre hörte Paolo Dall'Oglio von einem verfallenen Kloster in der syrischen Wüste und machte sich auf, seine Exerzitien dort zu verrichten, im Sommer, zehn Tage lang. In den Gebeten und Meditationen spürte er, dass hier seine Bestimmung liege, in dieser Ruine. Zurück in der Stadt, motivierte er andere Christen, mit ihm das Kloster wiederaufzubauen und mit neuem Leben zu füllen. Eine Gemeinschaft entstand, zunächst von Mönchen, später auch von Nonnen; die Freundschaft mit den Bewohnern der umliegenden Dörfer wuchs, regelmäßig fanden christlich-muslimische Seminare statt, junge Christen aus aller Welt, aber in noch größerer Zahl syrische Muslime nahmen die Einladung an, das klösterliche Leben eine Zeitlang zu teilen; erst ein kleines, dann ein großes Gästehaus wurde gebaut, weil die Besucherzahlen zunahm, zuletzt auf 50.000 pro Jahr. So wurde Mar Mussa ein Ort nicht nur des Gespräches, sondern des gemeinsamen Lebens und Betens der Religionen: „In der Liebe zum Islam, im Glauben an Jesus“, wie Pater Paolo eines seiner Bücher genannt hat.

Bei laufendem Motor öffnet der Fahrer das Tor und winkt den Gestalten zuerst zu, bevor er hupt, um auf uns aufmerksam zu machen. Die Gestalten winken zurück und beginnen, den Berg herabzusteigen. Sie könnten uns täuschen, ist mein erster Gedanke, aber nun scheinen sich auch die Nonnen zu beruhigen. Und tatsächlich, es sind Jäger, Beduinen wohl, mit schwarz-weißen Tüchern um den Kopf, unrasierten, wie gegerbten, dabei sehr freundlichen Gesichtern. Die Nonnen laden sie ein, auf einen Tee, einen Imbiss mit ins Kloster zu kommen, gern auch für ein gemeinsames Gebet.

In geisterhafter, selbst von Vögeln nicht unterbrochener Stille steigen wir den Pfad zum Kloster hoch. Oben angekommen, geht es kaum lebhafter zu: Obwohl niemand da ist, den ich stören könnte, der Gästetrakt, der Versammlungsraum und die meisten Zimmer leerstehen, senke ich die Stimme, als ich die Mönche begrüße, flüstere fast. Der Natur so nah, fürchte ich wohl instinktiv, dass Gott gestört werden könnte. Dann trete ich auf die Terrasse und finde links und rechts schroffes Gebirge wie eine Klippe, unter mir das bräunlich flimmernde Meer der Wüste, über mir der dunkelblau strahlende Himmel, im Nacken die Wärme der bereits westlichen Sonne. Mir ist, als stünde ich mitten in der Bibel, so erhaben und grandios – tauchte eine Menschengruppe am Horizont auf, ich hielt sie unbesehen für das Volk Israel, das von Gott verstoßen oder zurückgerufen wurde.

Ich ziehe meine Schuhe aus und trete durch einen niedrigen Eingang allein in die Kapelle, die um das Jahr 600 herum in den Fels geschlagen oder in eine Höhle gebaut worden ist. Der von winzigen Deckenöffnungen und sonst nur von Kerzen erleuchtete, nach oben gewölbte und mit orientalischen Teppichen ausgelegte Raum sieht auf den ersten Blick wie eine Mo-

schee aus und ist doch zugleich urchristlich, wie die Nonne erinnert – im siebten Jahrhundert standen schließlich auch keine Bänke in den Kirchen und waren die Linien der sakralen Architektur rund. Die Wände sind vollständig mit berückend schönen, sorgfältig restaurierten und deshalb vielfarbig leuchtenden Fresken bedeckt – alle Wände bis auf eine, die bilderlos ist. Bismillah al-rahman al-rahim steht darauf, die ersten Worte des Korans: Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen können hier die muslimischen Pilger genau in Richtung Mekka beten.

Juli 2013

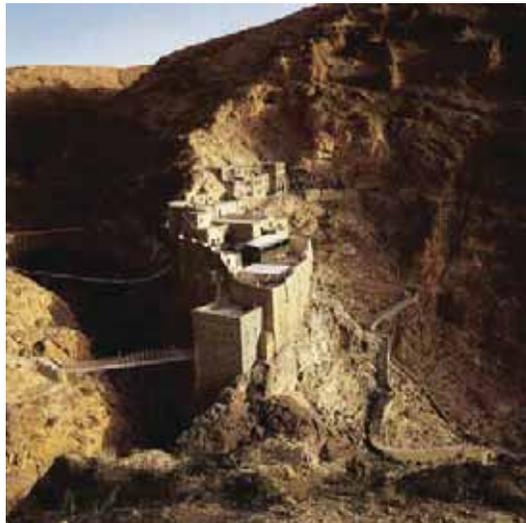
Pater Paolo ist sichtlich bewegt. Es ist der Abend des 28. Juli 2013, 22.34 Uhr, wie eine Zeitleiste auf dem Video verrät, er ist in der syrischen Stadt Rakka, die von Aufständischen beherrscht wird. Im Hintergrund sieht man eine Menschenmenge und syrische Fahnen, man hört einen Redner und chorisch gerufene Parolen, untermalt von Jubel, von Klatschen, von Autohupen. Pater Paolo, der im Vordergrund mit lauter Stimme in die Kamera spricht, damit ihn seine Zuschauer trotz des Lärms verstehen, beginnt mit dem islamischen Gruß und appelliert in perfektem Arabisch an die Einheit der Opposition und über-

haupt aller Syrer. Dass diese Einheit nicht die Unterschiede der Volksgruppen und Religionen nivellieren darf, deutet er mit einem Wortspiel an: Rakka kimmatu l-rikka – Rakka sei der Gipfel der Sanftmut. So Gott wolle, werde von hier aus, vom sanftmütigen Rakka, die Entstehung eines neuen, des endlich freien Syriens ausgehen, in dem alle Menschen ungeachtet ihrer kulturellen und religiösen Unterschiede friedlich zusammenleben. Von links und rechts greifen Hände ins Bild und klatschen. Pater Paolo schaut sich lächelnd, ja beinahe verlegen um, bevor das Video abbricht, das ich bei YouTube ein ums andere Mal anklicke, weil es das letzte Lebenszeichen von ihm ist.

Pater Paolo verkörperte die Utopie, die Syrien sein konnte, an manchen Orten, zu manchen Zeiten sogar war. Wahrscheinlich gibt es

keinen Christen auf der Welt, der sich mehr für Muslime eingesetzt, ihnen mit größerer Loyalität, tieferem Verständnis und auch genauerer Kenntnis des Korans begegnet wäre als ihn. Ich wüsste nicht einmal, welcher Muslim die Botschaft des Korans überzeugender und glaubwürdiger vertrat als er. Als in Syrien die Revolution ausbrach, stellte sich Pater Paolo gegen die eigenen Kirchen, stellte sich gegen die Mehrheit der Christen im Land, die seine Sympathie für den Islam bestenfalls belächelten, größtenteils verachteten, und solidarisierte sich mit der Mehrheit des Volkes, die wegen ihres Strebens nach Freiheit unterdrückt, gefoltert, massakriert wurde. Pater Paolo hat eben nicht nur den Nächsten geliebt, sondern auch jene, die seinen Nächsten als Fremde, als Andersgesinnte, mindestens als Angehörige einer anderen Gemeinschaft und heute als Feind gelten. Indem sie ihn entführt haben, ausgerechnet ihn, geben diese Muslime den Christen allen Anlass, mehr noch: zwingen sie geradezu, den Islam erst recht zu fürchten.

Dabei hatte Pater Paolo selbst die Entwicklung prophezeit. Immer wieder hatte er die Weltgemeinschaft aufgefordert, die friedlichen Demonstranten und vor allem auch die sunnitischen Wohngebiete zu schützen, in die das Regime gezielt alawitische



LUZPHOTO / FOTOGIORIA

Kloster Mar Mussa in Syrien
Gott könnte gestört werden

Milizen zum Morden schickte. Denn der konfessionelle Hass, den es deshalb selbst systematisch schürte, diente dem Regime, sich selbst als die einzig denkbare Ordnungsmacht zu gerieren. „Der ethische Code Assads lautet schlicht: Entweder bleibt er an der Macht, oder das Land wird zerstört“, sagte Pater Paolo nach Ausbruch der Revolution und rief die Vereinten Nationen auf, Beobachter zu schicken, nicht nur ein paar hundert, sondern 50000, über das Land verteilt, damit die Massaker endlich aufhörten. Ansonsten werde sich der friedliche Aufstand für Demokratie in einen Krieg der Konfessionen verwandeln. 2012 wurde er wegen seiner Kritik des Landes verwiesen.

Pater Paolo hat auch das Recht der Menschen verteidigt, sich notfalls mit Waffengewalt zu schützen, und mitangesehen, wie die Freie Syrische Armee mit eroberten Maschinengewehren und selbstgebauten Katapulten kämpfte, während die Islamisten, viele von ihnen Ausländer, Geld und die neuesten Waffensysteme aus den Golfstaaten bezogen, von den Verbündeten des Westens also. Anfang 2013 resümierte er bitter: „Von dem Moment an, als das syrische Regime und dessen Anhänger auf die islamistische Gefahr hinwiesen, die von den Aufständischen ausgehe, fühlte sich die internationale Gemeinschaft legitimiert, eine abwartende Haltung einzunehmen, nach dem Motto: Wenn es keine Demokratie in Syrien geben wird, gibt es auch keinen Grund, sich für eine Demokratie im Land einzusetzen. Wir stehen also vor einem Paradox, denn genau diese Haltung ist es, die die Bedingungen für das Erstarken des radikalen Islamismus schuf.“ So recht er mit seinen Warnungen und Appellen behalten hat, dient Pater Paolo nun jenen als Beleg für ihre Rechthaberei, die auf die Freiheit der Syrer nichts gaben und mit dem Islam schon gar keine Hoffnung verbinden.

Pater Paolo war mulmig zumute, als er vom irakischen Sulaimanija, seinem Exil, wo er und die ausländischen Mitglieder der Gemeinschaft nach ihrer Ausweisung ein neues Zuhause gefunden haben, zurück nach Syrien fuhr. Freunde aus Rakka, muslimische Freunde, hatten ihn gebeten, sich für zwei Verwandte einzusetzen, die vom Isis („Islamischer Staat im Irak und in Syrien“) entführt worden waren, dem Ableger von al-Qaida im Irak und in Syrien. Schon einmal hatte Pater Paolo erfolgreich mit Dschihadisten verhandelt, allerdings zu einer Zeit, als die Entführten noch zu zählen waren. Inzwischen hatte allein der Isis in Rakka 1500 Menschen in seine Gewalt gebracht, und zwar nicht etwa Soldaten oder Regierungsvertreter, vielmehr säkulare Oppositionelle, Mitglieder der Freien Armee, christliche Bischöfe, gemäßigte Islamisten. Bis heute greift der Isis selten Regierungstruppen an, sondern reißt die Kontrolle in jenen Gebieten an sich, die von anderen Rebellen bereits erobert worden sind. Umgekehrt bombardieren die Regierungstruppen so gut wie nie Stellungen des Isis, etwa ihr Hauptquartier im Zentrum von Rakka, das jeder Einwohner kennt. Stattdessen kommen die Bomben in den Wohnvierteln herab. „Ohne die Dinge zu simpel darzustellen“, meinte Pater Paolo in dem bereits zitierten Interview, „möchte ich behaupten, dass die Aktionen der islamischen Extremisten von Beginn an ins Kalkül des Regimes passten, nach dem der gesamte Aufstand nichts weiter als von ausländischen Mächten geförderter Terrorismus sei.“

Pater Paolo sagte den Freunden zu, nach Rakka zu kommen, sofern der Isis ihn als Verhandlungspartner akzeptiere. Dass auf ein Wort von Dschihadisten kein Verlass war und Lüge, Verstellung, Betrug von ihnen sogar theologisch gerechtfertigt werden, wenn es ihrem heiligen Krieg nützt, wusste er. Am

Samstag, dem 27. Juli 2013, schickte er von Rakka aus eine Mail nach Sulaimanija, dass er die Abgesandten des Isis morgen Nacht treffen werde. Er traf die Dschihadisten offenbar tatsächlich: Unmittelbar nach der Videoaufnahme, noch in derselben Nacht, wurde Pater Paolo entführt. Er hat den Gipfel der Sanftmut erklommen.

Dezember 2013

Er kannte die Gefahr, sagt Schwester Carol, die mich vor Mar Mussa beruhigt hat, dass die bewaffneten Gestalten einfach nur Jäger sein konnten. Ihm war bewusst, dass er sein Leben aufs Spiel setzt. Aber für einen wie ihn lag das Leben ohnehin in Gottes Hand – liegt, korrigiert sich Schwester Carol, weil sie nicht glauben kann, dass Pater Paolo tot ist. Es ist kurz vor Weihnachten, Rom, die Päpstliche Universität Gregoriana, wo wir in einem der oberen Korridore zwei Stühle an einen langen, altmodischen Holztisch mit Lederbezug gerückt haben. In der Eingangshalle spielt jede Stunde eine andere Kapelle mit festlichen Melodien auf, mal klassisch, mal Jazz.

In Sulaimanija ging Schwester Carol einmal allein in die Kirche und traf Pater Paolo ins Gebet versunken an. Kurz vor der Reise nach Rakka war das, als er noch auf die Nachricht wartete, ob die Dschihadisten ihn als Vermittler akzeptierten. Sie spürte, dass etwas passieren würde. Aber er lächelte sie nur aufmunternd an, als er gebetet hatte. Er schien sich schon auf den Weg gemacht zu haben.

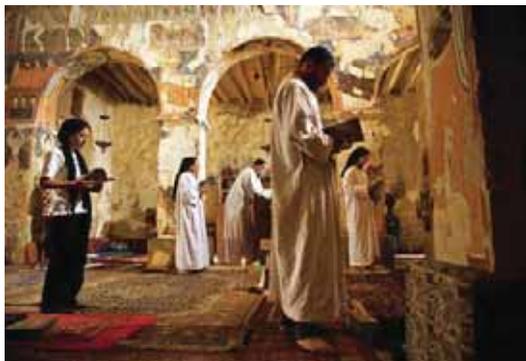
Ich dürfe mir Pater Paolo nicht als einen vergeistigten, weltabgewandten Asketen vorstellen, fügt Schwester Carol an:

Er war, nein: ist ein Mensch, der mit ganzem Herzen liebt, den Menschen und der Welt also zugetan ist. Es war unglaublich, wie er zuhören konnte, und jedes Mal die Verblüpfung: dass er mehr hört, als man zu sagen geglaubt hat.

So hat Pater Paolo auch in Carol schon seine Schwester gesehen, als sie es noch nicht war: Sie ist Libanesin, im Bürgerkrieg mit allen Vorurteilen aufgewachsen, die Christen und Muslime gegenseitig hegten. Noch bevor die Waffen endlich ruhten, entschloss sich Carol, nach Europa auszuwandern. Denn wie immer der Frieden aussehen würde – klar schien, dass die Christen im Libanon ihre Dominanz nicht aufrechterhalten könnten. Politisch sah sie das ein, nur sie selbst, sie wollte als Christin nicht mit einer muslimischen Mehrheit leben. Nachdem sie in Deutschland studiert hatte, beschloss sie, ihr Leben Jesus zu widmen. Zur Vorbereitung auf die Weihe saß sie allein in einer bayerischen Kapelle, um die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams niederzuschreiben. Ohne dass sie es merkte, schrieb ihre Hand ein viertes Gelübde. Als sie das Papier besah, las sie: „Herr Jesus, ich opfere dir mein Leben und mein Sterben auf für das Heil meiner muslimischen Brüder und Schwestern.“

Das sei ein Schock gewesen, sagt Schwester Carol, ich konnte das überhaupt nicht begreifen: ausgerechnet ich.

Damals beruhigte sie sich noch damit, dass ihr aufgetragen war, Muslime zu lieben, nicht den Islam selbst. Das schien ihr als Christin noch plausibel zu sein. Später stieß sie auf das Werk von Pater Paolo und beschloss, nach Mar Mussa zu reisen. Nach der Abendmesse bat sie Pater Paolo um eine Widmung. „Für Carol“, schrieb Pater Paolo der Unbekannten in sein Buch: „Liebe, Freundschaft und der gemeinsame Weg in Jesus, der dich zur Leidenschaft für den Islam führen wird und zu noch festerem Glaube an Jesus, den Erlöser aller Menschen.“ Da



Morgengebet in Mar Mussa

„In der Liebe zum Islam, im Glauben an Jesus“

ED KASHI / VPI

war es nicht mehr nur die Liebe zu den Muslimen, mit der sich Schwester Carol beruhigt hatte; da hatte ihr Pater Paolo die Leidenschaft für den Islamrophezeit.

Anfangs dachte ich, meine Berufung liege darin, eine Brücke zwischen Christentum und Islam zu bilden, sagt Schwester Carol. Aber inzwischen ist der Islam zu meinem eigenen Leib geworden – der Leib der Christin, die ich nach wie vor bin. Der Islam ist für mich Bruder und Schwester, ist Freund und Mann, ist Vater und Sohn. Ich spüre mich mit seinem Schicksal total eins.

Selbst auf manche Mitglieder der Gemeinschaft von Mar Mussa wirke ihre Identifikation mit dem Islam extrem, geschweige denn auf gewöhnliche Christen. Aber jene, die sie von früher kannten und über die Jahre ihren Weg verfolgten, hätten nie einen Zweifel geäußert, dass ihre Berufung von Gott komme.

Manchmal hadere sie mit Gott, wenn sie all das Leid sehe, das über das syrische Volk gekommen sei, aber dann ermuntere sie sich jedes Mal, die Realität anzunehmen, also auch die äußerliche Zerrissenheit ihrer eigenen Gemeinschaft. Sie selbst nutze die Zeit des Exils, um den Islam nun auch wissenschaftlich zu studieren, und den Ordensmitgliedern in Sulaimanija habe der chaldäische Patriarch aufgetragen, die christlichen Flüchtlinge aus dem Zentralirak anzuleiten, mit den Muslimen wieder als Brüder und Schwestern zu leben, trotz der Bitterkeit, der Vertreibung und so vieler quälender Erfahrungen. Diese Mission sei nicht unwichtiger als ihre Aufgabe in Syrien. Und in Syrien selbst beherberge die Gemeinschaft die Menschen aus den umliegenden Städten, die erst von Dschihadisten terrorisiert und danach vom Staat zurückerobert worden sind, allein in Nabaq, 16 Kilometer von Mar Mussa entfernt, zuletzt 335 Tote. Nur zwei der Toten seien Christen, fügt Schwester Carol hinzu und kann nicht fassen, dass ihre Glaubensgeschwister im Westen so oft nur an die eigenen Opfer dächten.

Vom Christentum habe ich gelernt, dass man niemals nur die eigenen Toten zählen darf, merke ich an.

Dass Pater Paolo lebt, ist mehr als nur ein Gefühl. Der Isis scheint zumindest die prominenten Gefangenen bislang nicht umbringen zu wollen, hat auch keine Forderungen gestellt, kein Lösegeld gefordert, sie nicht zum Austausch angeboten. Offenbar betrachtet er die Entführten als Schutzschild, um andere Rebellengruppen von Angriffen abzuhalten. Außerdem hätten sich Entführte geäußert, die vom Isis freigelassen worden sind, gerade erst am 30. November die Meldung eines Aktivisten aus Rakka auf Facebook, wonach Pater Paolo im Gefängnis der Dschihadisten gesehen worden sei, es gehe ihm gut.

Schwester Carols Handy klingelt. Nachdem wir die ganze Zeit Deutsch gesprochen haben, höre ich auf dem Korridor der Gregoriana nun das weiche, dunkle Arabisch der Levante, und zwar ziemlich laut, weil unten wieder eine Kapelle Weihnachtslieder spielt. Pater Paolo sei im Herzen ebenfalls ein Araber, sagt Schwester Carol beinahe stolz, als sie aufgelegt hat.

Februar 2014

Aus den Texten Pater Paolos möchte ich einen Vortrag herausgreifen, den er zu Zeiten des Friedens vor Jesuiten in Rom hielt. Darin verteidigt er etwas, was abzulehnen wir alle gewohnt sind, die wir ebenfalls zwischen den Religionen zu vermitteln meinen: den Synkretismus. „Könnte man überhaupt eine Tradition finden, die vollständig originär ist und nicht das

Resultat von Gärungsprozessen, schmerzlichen Erfahrungen, Anstößen von außen, Übernahmen, wechselseitigen Befruchtungen?“ Natürlich gebe es Formen der Vermischung, die mit gutem Grund auf Skepsis stießen, da sie auf Gleichmacherei, Beliebigkeit, die oberflächliche Übernahme einer dominanten Kultur und schlechten Geschmack hinausliefen. Allein, die Reaktion auf solche Ausformungen einer banalen Globalisierung sei in vielen Fällen nicht minder fragwürdig, nämlich das krampfhaft Bemühen um Reinheit, um Ursprünglichkeit, um Abgrenzung, um eindeutige Identität. Und dann führte Pater Paolo vor seinen italienischen Glaubensbrüdern eine arabische Redensart an: Laissa haraman illa l-haram – Es gibt nichts Verbotenes außer dem Sündhaften selbst.

„Es geht um nichts weniger als die radikale Eingemeindung des christlichen Glaubens in ein muslimisches Umfeld“, erklärte Pater Paolo: „Und mit radikal meine ich etwas, das über Folklore, Kleidung, Teppiche auf den Böden der Kirchen, nackte Füße und den regelmäßigen Gebrauch muslimischer Ausdrücke hinausgeht. Es geht um den Versuch, den Islam mit dem Jesus von Nazaret zu vermählen, der in der Kirche lebt, und zwar just inmitten der dramatischen, widersprüchlichen und schmerz erfüllten muslimischen Welt von heute. Es geht um das Bemühen, die Segnungen zu erneuern, die Abraham für seinen Sohn

Ismail erhielt, Segnungen, die in Mohammed aufs Neue eingeholt, aufs Neue verkündet und aufs Neue verwirklicht worden sind, dem arabischen Propheten, dem Nachfahren Ismails.“

Gewiss würden seine christlichen Brüder fragen, wie sie sich zur strikten Ablehnung der Trinität verhalten sollten. Die Antwort müsse Liebe sein: „Das christliche Herz besitzt Argumente, die die menschliche Logik nicht kennt.“ Es sei eine Tatsache, fuhr Pater Paolo fort, dass viele, auffallend viele Muslime sich in der christlichen Gemeinschaft von Mar Mussa zu Hause fühlten. Diese Sympathie und Annäherung

beruhe nicht darauf, dass die Mönche und Nonnen ihre Überzeugungen leugneten. An der katholischen Lehre hielten sie im besten Sinne orthodox und mit ganzem Herzen fest. Nein, die Muslime fühlten sich im Kloster zu Hause, weil es sich kulturell, sprachlich und symbolisch in ihre, die islamische Welt einfüge. Die Nonnen und Mönche von Mar Mussa wünschten sich, an dieser Welt teilzuhaben und sie zu lieben, beginnend mit Mohammed selbst, Friede und Heil auf ihn und seine Gemeinschaft.

„Betrachte ich mich selbst als Muslim?“, fragte Pater Paolo gegen Ende seines Vortrags. „Ich denke ja, vermittelt der evangelischen Gnade und des Gehorsams. Ich bin Muslim aufgrund der Liebe Gottes zu den Muslimen und zum Islam. Ich kann nicht anders als Muslim sein auf dem Wege des Geistes, nicht des Buchstabens.“ Bereits jetzt sehe er, dass das Mysterium des lebendigen Gottes mit Maria als seiner Mutter in die religiöse Welt des Islam wirke. Er sehe, dass viele Muslime ihn, Pater Paolo, als das akzeptieren, was er ist, ein Mönch, ein Schüler Jesu, der in den Islam verliebt sei. Nicht, dass es den Muslimen leichtfiele, seinen Glauben zu verstehen. Aber sie nähmen die Begegnung mit der Gemeinschaft von Mar Mussa als Ankündigung der endgültigen Harmonie in Gott wahr. „Es wirkt auf uns nicht so, als hätten wir Christus verloren. Eher haben wir den Eindruck, dass wir für Ihn und in Ihm verloren sind.“

Kermani, 46, lebt in Köln. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Große Liebe“.



Isis-Kämpfer im Irak

Seit Juli ist Pater Paolo eine Geisel der Terroristen

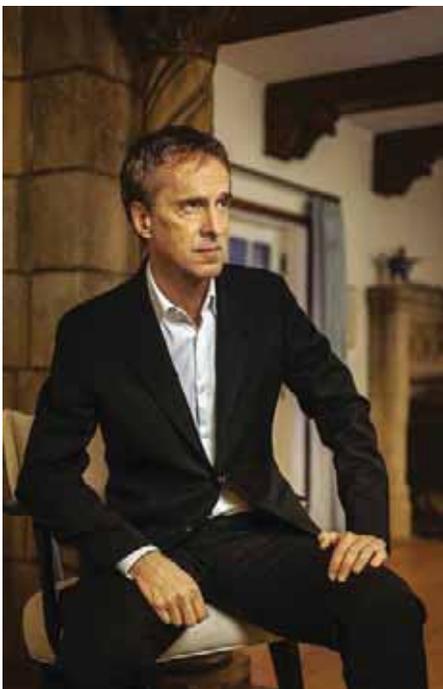
MIGRATION

Arzt, Mercedes, Anzug

Amy Chua wurde berühmt als Tiger Mom, die ihren Nachwuchs zu Höchstleistungen treibt. Nun legt die Yale-Professorin eine neue Streitschrift vor, in der sie zusammen mit ihrem Ehemann den Erfolg von Einwanderern ergründet. *Von Thomas Hüetlin*



Autoren Chua, Rubinfeld
„Ich rede oft auch dumme Dinge“



DIRK EUSTERBROCK / DER SPIEGEL

DIRK EUSTERBROCK / DER SPIEGEL

Der weibliche Teil des Power-Paars tippelt über den steinernen Boden der Villa. „Es ist überhaupt nicht aufgeräumt“, ruft sie aufgeregt, dabei gibt es nichts aufzuräumen. Esszimmer, Salon, Kaminzimmer nahezu leer, ein blankpolierter Flügel. Im Schnee draußen stehen zwei Hunde, Huskys, auch sie sauber und aufgeräumt.

Sie ist stolz auf dieses Haus mit seinem Fachwerk und den gotischen Buntglasfenstern. Ihr Mann, der gerade die Treppe herunterkommt, ist es weniger. „Alles Fake“, sagt er. „Die Holzdecken aus Plastik, die Säulen aus Beton.“

Amy Chua, 51, und Jed Rubinfeld, 54, sind Professoren für Jura in Yale, sie sind weit gekommen, ganz nach oben auf den Gipfel der amerikanischen Akademikerkwelt. Sie könnten ihre Position genießen, aber Amy Chua scheint kein Mensch zu sein, der genießt. Sie will mehr, auch wenn sie dafür Todesdrohungen erhält und als Verrückte beschimpft wird wie nach der Veröffentlichung ihres letzten Buchs „Die Mutter des Erfolgs. Wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte“.

Im amerikanischen Original heißt das Buch „Battle Hymn of the Tiger Mother“. Es ist tatsächlich eine Schlachtenhymne, in der sie für das trommelt, was sie unter moderner, leistungsorientierter Erziehung versteht. Was zum Beispiel heißt, dass man Kindern, die nicht Geige üben, droht, die Kuscheltiere zu verbrennen. Dass sie nicht bei Spielkameraden übernachten sollten. Dass sie nicht im Schultheater mitspielen dürfen. Alles Zeitverschwendung. Schlagzeug lernen? Der direkte Weg in die Drogensucht. Und, dass nur eine Note zählt: die Eins plus, außer vielleicht in Sport und Kunst, den Lieblingsfächern erziehungsfauler Eltern. Die Tiger Mutter als moderne Hexe.

Die Streitschrift brachte Chua auf die Bestsellerlisten, auf die „Time“-Liste der 100 einflussreichsten Menschen der Welt und auf die roten Teppiche der Glamour-Welt. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, dass ihr das Blitzlicht mindestens so gefällt wie die akademisch strenge Luft von Yale.

Nun hat Chua zusammen mit ihrem Mann ein neues Buch geschrieben. „Alle

Menschen sind gleich – erfolgreiche nicht“ (Campus Verlag, ab 8. März) behandelt ein Thema, mit dem man sich noch schneller unbeliebt machen kann als mit einem Erziehungsratgeber aus der Hölle. Es ist ein Buch über Immigration und darüber, warum bestimmte Gruppen von Einwanderern in den USA erfolgreich sind. Chinesen, Inder, Juden, Iraner, Nigerianer, Kubaner und Libanesen würden bessere Leistungen erbringen, weil ihre Kultur sie dazu anspornen.

Vor allem drei Bedingungen, sagen die beiden Obama-Wähler, seien entscheidend für Erfolg. Erstens das Gefühl, Teil einer Kultur mit großer Geschichte und Tradition zu sein. Zweitens die Verunsicherung durch die anfängliche Ablehnung in Amerika. Drittens die Verwandlung dieses erschütterten Selbstwertgefühls durch disziplinierte Arbeit und Affektverzicht in Aufstieg, Wohlstand und hohe gesellschaftliche Anerkennung. „Chinesen zu sein wird nie ein Pluspunkt sein, es wird immer gegen dich sprechen“, zitieren Chua und Rubinfeld ein asiatisches Einwandererkind. „Mein Vater wollte, dass wir schlauer sind, denn wenn wir nicht 110 Prozent geben, nehmen sie uns nicht.“

Überlegenheitskultur, Verunsicherung und Impulskontrolle – Chua und Rubinfeld sprechen von einem „Dreierpack“, das für großes Geld, große Autos, große Häuser und Karriere in der Firma und in der Gesellschaft sorgt. Aber bitte niemals den Erfolg genießen, sondern immer hart dafür arbeiten, dass das Errungene noch mehr wird. „Es geht um den Respekt der Gesellschaft“, sagt Chua. „Iranischen Amerikanern beispielsweise geht es auf die Nerven, dass man sie ständig als Terroristen verdächtigt. Also müssen eindeutige Erfolge her: ein Beruf als Arzt, ein Mercedes, gute Anzüge.“

Amerika verdankt seinen erfolgreichen Einwanderern Dynamik und Wohlstand, daran lassen Chua, Kind chinesischer Einwanderer, und Rubinfeld, dritte Generation jüdischer Immigranten, keinen Zweifel. Und es seien immer wieder neue Milieus, die nach oben drängten. „Wer vor 100 oder auch nur 30 Jahren Erfolg hatte, hat ihn heute unter Umständen nicht mehr“, sagt Rubinfeld. Erfolg



Kadetten der Militärakademie in West Point: *Die Einwanderer übernehmen die Macht*

zerstöre oft die Voraussetzungen für Erfolg. Er mache bequem. Besonders mit den weißen Angelsachsen, die einst die USA gründeten, gehe es steil bergab. Einer wie George W. Bush, miese Noten in der Schule, trotzdem überhebliches Gehabe, sei prototypisch für den Niedergang dieser ehemals strebsamen Calvinistenkultur.

In Amerika werden Chua und Rubenfeld behandelt wie gewissenlose Brandstifter. Der Schriftsteller Suketu Mehta, ein Kind indischer Einwanderer, wirft ihnen vor, „eine neue Sprache des Rassismus“ zu etablieren, bei der es nicht mehr um die Hautfarbe gehe, sondern um kulturelle Merkmale. Der üble Trick, so Mehta, sei es, bestimmte Gruppen zu loben und die unerwähnten automatisch abzuwerten.

„Lächerlich“, sagt Chua. Man bekomme bereits Ärger, wenn man behauptet, dass chinesische Schüler bessere Noten hätten, weil sie täglich viel länger lernten. Mit Rassismus habe das nichts zu tun, das seien Fakten.

„Alle Menschen sind gleich – erfolgreiche nicht“ ist keine ergebnisoffene soziologische Untersuchung, sondern eine Streitschrift, angelehnt an Max Webers Klassiker „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Eine Streitschrift mit einer steilen These und ein

Versuch, diese These mit Daten zu unterfüttern. So, sagt Chua, arbeite man an der Yale Law School. „Eine originelle und kreative Idee, die trotzdem mehr Kraft hat, den Erfolg dieser unterschiedlichen Gruppen zu erklären als irgendeine andere Theorie.“

Nach dem Entsetzen des Juste Milieu über ihren Erziehungsberater scheint Chua noch eine Rechnung offenzuhaben: Übrigens, ihr verhätschelten Reformpädagogen, Einwanderer, die ihre Kinder wie ich erziehen, sind dabei, in Amerika die Macht zu übernehmen.

Wer „Alle Menschen sind gleich – erfolgreiche nicht“ aufmerksam liest, wird feststellen, dass dieses Buch, anders als die Bücher von Thilo Sarrazin, vor allem eine Streitschrift für Einwanderung ist. Wer fleißig ist, wird belohnt, das ist der Gründungsmythos einer Einwanderer-Generation. Und diese Belohnung hat Folgen: Die Einwanderer der zweiten und dritten Generation assimilieren sich.

In einem Europa, in dem gerade wie in der Schweiz Kräfte erstarken, die die Brücken hochziehen und die Festung abdichten, kann eine solche Haltung nicht populär sein. Dabei braucht Europa mit seinen schwachen Wachstumsraten, vielen Rentnern und immer weniger Kindern dringend die Dynamik leistungswilliger Einwanderer. „Europa tut sich

schwerer mit hochqualifizierten Immigranten“, sagt Chua. „In Amerika können sie schneller mehr Geld verdienen.“ Für Menschen, die schnell vorankommen wollten, sei Amerika immer noch das Land der Verheißung auf Wohlstand.

Viele Daten von Chua und Rubenfeld sind beeindruckend – vor allem, was Einkommens- und Vermögensverteilung im modernen Amerika, den Besuch von höheren Schulen und Universitäten und späteren Zugang zu akademischen Berufen angeht. So sind inzwischen ein Drittel der Ärzte oder Microsoft-Angestellten indischer Abstammung, sie haben mehr Start-up-Firmen im Silicon Valley gegründet als Briten, Taiwaner, Chinesen und Japaner zusammen, sie führen heute Unternehmen wie Microsoft, Pepsi, Mastercard und Adobe, und trotzdem gilt in den USA ein Inder als Portier in einem Hotel noch immer als geschäftsschädigend.

„Das ist der doppelte Rassismus in diesem Land“, sagt Rubenfeld. „Hinter dem Concierge-Tisch will der weiße Durchschnittsamerikaner am liebsten eine blonde, große Französin, weil er bei einem Inder an eine Absteige denkt. Aber wenn sie von einem Inder am Herzen operiert werden, denken sie, sie hätten einen Top-Spezialisten.“

Disziplin und Einsatz der Asiaten führten dazu, so Chua und Rubenfeld, dass

diese Gruppe von Einwanderern die Eliteschulen des Landes dominiere. Die Stuyvesant High School in Manhattan, die kein Schulgeld kostet und ihre Schüler durch Aufnahmeprüfungen rekrutiert, nahm im vergangenen Jahr 9 Schwarze, 24 Latinos, 177 Weiße und 620 Asiaten neu auf.

„Diese Anstrengung hat einen Namen“, sagt Chua. „Sie heißt auf Chinesisch ‚Chi ku‘ und bedeutet so viel wie ‚Bitterkeit essen‘.“ „Chi ku“ zähle seit Jahrtausenden, neben Ausdauer und Fleiß, zu den konfuzianischen „Kardinaltugenden des Lernens“. Wenn es nicht zur Bestnote reicht, sei nicht der Lehrer schuld oder die entscheidende Prüfungsfrage, sondern das eigene Kind.

Die beiden sind ein ungleiches Paar. Er sitzt lässig auf dem Sofa, sie tippt immer wieder auf ihrem BlackBerry herum, sucht ihre zweitgeborene Tochter Lulu, die als 17-Jährige eine Woche lang allein das Haus hüten musste, während die Eltern auf Lesereise waren.

„Ich Sorge mich dauernd und versuche, alles zu kontrollieren“, sagt Chua.

„Ich versuche, meine Gefühle zu kontrollieren“, sagt er.

„Ich rede viel zu viel, oft auch dumme Dinge“, sagt sie.

Chua ist im Mittleren Westen aufgewachsen, aber mit dem Bewusstsein, dass China schon vor 5000 Jahren die wichtigste Zivilisation auf Erden war. Englisch lernte sie erst im Kindergarten, anfangs habe sie kein Wort verstanden, sie musste schnell lernen. Ihr Vater, ein Elektroingenieur, verlangte viel von ihr und mehr, als eigentlich möglich war.

Rubinfelds Eltern, Mutter Kunstkritikerin, Vater Psychotherapeut, waren ein Produkt der sechziger Jahre, rebellierten gegen das orthodoxe Judentum ihrer Vorfahren, verlangten keine guten Noten, sprachen nie über Geld oder Karriere, ließen sich scheiden und redeten anschließend kein Wort mehr miteinander. „Aber sie ermutigten uns immer, uns künstlerisch zu betätigen“, sagt Rubinfeld. Er ging mit Kevin Spacey auf die Schauspielschule, flog aber raus, weil er sich einem Lehrer widersetzte.

„Ich fühlte mich immer als Außenseiterin“, sagt Chua. „Aber Jed war nie ein Außenseiter. In der Highschool war er beliebt, gut in allen Sportarten, ging aus mit den Töchtern von Senatoren.“ Ihre Eltern seien sehr enttäuscht gewesen, als sie erfuhren, dass der Freund ihrer Tochter eine Schauspielschule besucht hatte.

„Ich bin kein Dreierpack-Mensch“, sagt Rubinfeld. Vor allem fehle ihm das kulturelle Überlegenheitsgefühl. Was er dafür im Übermaß besitze, sei ein Gefühl der Unsicherheit. Das Geleistete sei nie gut genug. Neben seiner Arbeit als Juraprofessor schreibt er nachts Kriminalromane. Keine große Literatur, aber

erfolgreich. Sein Buch „Morddeutung“, das auch in Deutschland erschienen ist und im New York des Jahres 1909 spielt, als Sigmund Freud zu Besuch nach Amerika kam, wurde eine Million Mal verkauft.

Die Angehörigen vieler Kulturen ließen es locker angehen, wenn sie einmal Erfolg hatten, sagt Rubinfeld. Nicht so die Juden, die nur zwei Prozent der amerikanischen Bevölkerung ausmachen, aber mehr als ein Drittel der amerikanischen Nobelpreise gewonnen haben. Über Jahrhunderte hätten Juden gelernt, dass sie Angst um ihre Existenz haben müssen. „Sie werden wohlhabend, aber sie bleiben ängstlich“, sagt Rubinfeld.

25 Jahre sind Chua und Rubinfeld verheiratet, sie haben sichere Professorenstellen an einer der anerkanntesten Universitäten der Welt, beide aber eint immer noch die Energie des Arbeitens, obwohl sie sich nur selten begegnen. Sie steht um 6.30 Uhr auf, führt die Hunde spazieren. Er schreibt nachts und geht erst in den Morgenstunden schlafen.

Ihr Leistungsdenken erleben sie als einen Ansporn. Bei anderen birgt der Druck eines solchen Ethos oft Gefahren. Vor allem die Töchter asiatischer Einwanderer leiden trotz guter Noten unter einem geringen Selbstwertgefühl, unter amerikanischen Jugendlichen haben sie die höchste Depressionsrate. „Meine Eltern sind nur stolz auf mich, weil sie mit dem Namen meiner Schule angeben können“, zitiert Chua und Rubinfeld eine junge chinesische Amerikanerin. „Aber wehe, sie können nicht angeben. Wenn du das nicht erreichst, hast du das Gefühl: Okay, dann bin ich Müll.“

Lulu, die 17-jährige Tochter, kommt ins Wohnzimmer. Sie erklärt, dass sie an den beiden vergangenen Tagen die Hunde nicht ausgeführt habe. Sie hat einen fröhlichen, selbstbewussten Blick. Sie war es auch, die gegen ihre Übermutter rebellierte, das Geigenspiel im Orchester aufgab und ihre Freizeit jetzt mit Tennis verschwendet, während die ältere Schwester Sophia, die schon im Kindergarten Bruchrechnen konnte, später Sartre las, mit 14 in der Carnegie Hall Klavier spielte und heute in Harvard Sanskrit und Philosophie studiert.

Vor ein paar Wochen hat aber Sophia ihren Eltern mitgeteilt, dass sie sich nach ihrem Studium für drei Jahre bei der Armee verpflichtete. „Wir waren geschockt“, sagt Rubinfeld.

Beängstigend, sagt Chua, Rebellion. Als sie die Tochter zur Rede stellte, sagte sie: „Mama, sei nicht traurig, das ist die Disziplin, die du uns beigebracht hast.“

Zwei Töchter, keine Ärztin, keine Geigenvirtuosin, kein Mercedes. Im Urwald des Erwachsenwerdens hat selbst eine Tigermutter manchmal keine Chance.

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

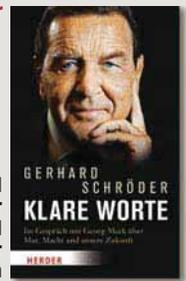
- 1 (1) **Simon Beckett**
Der Hof
Wunderlich; 19,95 Euro
- 2 (2) **Jonas Jonasson**
Die Analphabetin, die rechnen konnte
Carl's Books; 19,99 Euro
- 3 (4) **Graeme Simsion**
Das Rosie-Projekt
Fischer Krüger; 18,99 Euro
- 4 (3) **Haruki Murakami**
Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki
DuMont; 22,99 Euro
- 5 (5) **Sebastian Fitzek**
Noah
Bastei Lübbe; 19,99 Euro
- 6 (6) **John Williams**
Stoner
dtv; 19,90 Euro
- 7 (9) **Yasmina Reza**
Glücklich die Glücklichen
Hanser; 17,90 Euro
- 8 (7) **Lucinda Riley**
Die Mitternachtsrose
Goldmann; 19,99 Euro
- 9 (8) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 10 (10) **Khaled Hosseini**
Traumsammler
S. Fischer; 19,99 Euro
- 11 (11) **Ingrid Noll**
Hab und Gier
Diogenes; 19,99 Euro
- 12 (12) **Jussi Adler-Olsen**
Erwartung
dtv; 19,90 Euro
- 13 (16) **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
- 14 (14) **Max Frisch**
Aus dem Berliner Journal
Suhrkamp; 20 Euro
- 15 (15) **Jo Nesbø**
Koma
Ullstein; 22,99 Euro
- 16 (–) **Frank Goosen**
Raketenn Männer
Kiepenheuer & Witsch; 18,99 Euro
- 17 (13) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro
- 18 (17) **Alice Munro**
Liebes Leben
S. Fischer; 21,99 Euro
- 19 (18) **Lars Kepler**
Der Sandmann
Bastei Lübbe; 19,99 Euro
- 20 (–) **Rachel Joyce**
Das Jahr, das zwei Sekunden brauchte
Fischer Krüger; 18,99 Euro



Der Chronist des Ruhrpotts erzählt von Männern, bei denen das Durchstarten nicht so ganz geklappt hat

Sachbücher

- 1 (1) **Guido Maria Kretschmer**
Anziehungskraft
Edel Books; 17,95 Euro
- 2 (2) **Christine Westermann**
Da geht noch was
Kiepenheuer & Witsch; 17,99 Euro
- 3 (5) **Christopher Clark**
Die Schlafwandler
DVA; 39,99 Euro
- 4 (–) **Thilo Sarrazin**
Der neue Tugendterror
DVA; 22,99 Euro
- 5 (3) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 6 (7) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts
S. Fischer; 19,99 Euro
- 7 (6) **Bronnie Ware**
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen
Arkana; 19,99 Euro
- 8 (8) **Michael Tsokos / Saskia Guddat**
Deutschland misshandelt seine Kinder
Droemer; 19,99 Euro
- 9 (4) **Herfried Münkler**
Der Große Krieg – Die Welt 1914–1918
Rowohlt Berlin; 29,95 Euro
- 10 (–) **Gerhard Schröder**
Klare Worte
Herder; 19,99 Euro
- 11 (9) **Johannes Fried**
Karl der Große – Gewalt und Glaube
C. H. Beck; 29,95 Euro
- 12 (11) **Eben Alexander**
Blick in die Ewigkeit
Ansata; 19,99 Euro
- 13 (10) **Gisela Graichen / Alexander Hesse**
Geheimbünde
Rowohlt; 19,95 Euro
- 14 (15) **Roberto Saviano**
Zero Zero Zero
Hanser; 24,90 Euro
- 15 (18) **Bascha Mika**
Mutprobe
C. Bertelsmann; 17,99 Euro
- 16 (17) **Christiane zu Salm**
Dieser Mensch war ich
Goldmann; 17,99 Euro
- 17 (12) **Michael Winterhoff**
SOS Kinderseele
C. Bertelsmann; 17,99 Euro
- 18 (13) **Meike Winnemuth**
Das große Los
Knaus; 19,99 Euro
- 19 (16) **Malala Yousafzai mit Christina Lamb**
Ich bin Malala
Droemer; 19,99 Euro
- 20 (14) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro



In dem Interviewband teilt der Ex-Kanzler noch einmal aus – und lässt kein gutes Haar an seinen Nachfolgern

FILME

Das schizophrene Kino

Über 40 Werke aus dem „Dritten Reich“ stehen in Deutschland auf einer schwarzen Liste und dürfen nur mit Einschränkungen aufgeführt werden. Ist das noch zeitgemäß?

Als das Licht im Kinosaal des Berliner Zeughauses wieder angeht, blicken die Zuschauer ratlos auf die Leinwand. Gerade haben sie den Film „Falschmünzer“ gesehen, einen Krimi aus dem Jahr 1940, in dem eine Geldfälscherbande von Schweizer und deutschen Polizisten zerschlagen wird.

„Falschmünzer“ läuft im Zeughaus in der Reihe „Unter Vorbehalt“, weil er zu den mehr als 40 Kinoproduktionen zählt, die in der Zeit des „Dritten Reichs“ entstanden sind und bis heute nicht frei aufgeführt werden dürfen. Wer eines dieser Werke öffentlich zeigen will, muss einen Referenten engagieren, der vor dem Film eine Einführung hält und nach dem Abspann mit dem Publikum diskutiert.

Philipp Stiasny, Filmhistoriker und Referent des heutigen Abends, ist genauso irritiert wie das Publikum im Saal. „Falschmünzer“ verbreite keine nationalsozialistische Ideologie, sei nicht kriegsverherrlichend, rassistisch oder volksverhetzend. „Vielleicht“, meint Stiasny, „ist das Ganze eher eine Kleiderfrage.“

Die deutschen Kriminalpolizisten tragen in „Falschmünzer“ SS-Uniformen. Als die Alliierten nach dem Krieg die im „Dritten Reich“ entstandenen Filme sichten, ließen sie Hitlergruß und Hakenkreuze entfernen und gaben die meisten Werke wieder frei. Bei „Falschmünzer“ war das nicht möglich. Hätte man die Polizisten herausgeschnitten, wäre der Film nicht mehr zu verstehen gewesen. So kam er auf die Verbotsliste. Und blieb dort.

Doch wie gefährlich sind die Nazi-Filme heute noch? Diese Frage stellt der Münchner Regisseur Felix Moeller in seiner Dokumentation „Verbotene Filme“, die nun in die Kinos kommt. Er reiste bis nach Israel, um herauszufinden, welche Reaktionen die Werke bei den Zuschauern auslösen.

Dabei geht es nicht nur um Filme. Wie bei der Debatte um Hitlers Buch „Mein Kampf“, das nach 2015 von jedem deutschen Verlag nachgedruckt werden könnte, weil die Urheberrechte erlöschen, stellt sich auch hier die Frage, für wie mündig der Staat seine Bürger hält.

Zu den Vorbehaltsfilmen zählen Spionagethriller wie „G.P.U.“ (1942), Fliegerfilme wie „Stukas“ (1941) oder Historienepen wie „Carl Peters“ (1941). „Jud Süß“

(1940), „Ohm Krüger“ oder „Heimkehr“ (beide 1941) verbreiten Hass auf Juden, Engländer oder Polen. Doch gerade diese Filme verraten mehr über die Nazis als über die Menschen, die sie diffamieren.

„An der Spitze des ‚Dritten Reichs‘ standen mit Hitler und Goebbels zwei Filmverrückte“, sagt die Berliner Kunst- und Medienwissenschaftlerin Sonja M. Schultz. Propagandaminister Goebbels erklärte den Film zu einer wichtigen Waffe der Nazis, er schaltete sich in viele der Produktionen persönlich ein.

Manche Filme, die auf der Vorbehaltsliste stehen, hielt Goebbels selbst für missglückt. In „Hitlerjunge Quex“ (1933) muss der Titelheld dem Einfluss der Kommunisten entrinnen, die als genussüchtiger und gewalttätiger Haufen beschrieben werden. Goebbels fand den Film plump.

Er träumte von einem emotional aufwühlenden Kino, das seine Zuschauer unbewusst manipuliert, und setzte auf große Stars wie Hans Albers, Emil Jannings oder Gustaf Gründgens. Während des Krieges verzeichneten die Kinos des Deutschen Reichs zeitweise über eine Milliarde Besucher pro Jahr.

Als die Alliierten nach dem Krieg die Gefährlichkeit der Filme einstufen mussten, hätten sie zwischen Unterhaltung und Propaganda unterschieden, erzählt Ernst Szebedits von der Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung in Wiesbaden, die seit den sechziger Jahren die Rechte an den Vorbehaltsfilmen hat. „Doch Goebbels ging es ja gerade darum, Propaganda in Unterhaltung zu verstecken.“

Manchmal wurde sie so gut versteckt, dass Goebbels sie später nicht mehr wiederfand. Dem zwischen 1942 und 1943 gedrehten Fliegerfilm „Besatzung Dora“ von Karl Ritter verweigerte er die Freigabe. Ritter erzählt von Luftwaffenpiloten, die einander die Frauen abspenstig machen. Bei diesem Geplänkel in den eigenen Reihen gerät der Krieg zur Nebensache.

„Besatzung Dora“ feiert die Erotik, obwohl sie die Wehrkraft zersetzt und aus tapferen Fliegern eitle Gockel macht. Ein einziges Mal, im Februar 1945, durfte der Regisseur sein Werk öffentlich vorführen, vor handverlesenen Luftwaffenangehörigen. Es scheint das Schicksal dieses Films zu sein, nur in geschlossenen Veranstaltungen gezeigt werden zu dürfen.



Szebedits tut sich schwer zu erklären, warum „Besatzung Dora“ von der Murnau-Stiftung als gefährlich eingestuft wird, „Die Feuerzangenbowle“ (1944) dagegen ständig im Fernsehen läuft. Die Komödie mit Heinz Rühmann verbreitet unterschwellig Ideen der nationalsozialistischen Rassenlehre. Junge Männer werden mit Bäumen verglichen, die zurechtgestutzt werden müssen, um sie für eine neue Zeit heranzuziehen.

Szebedits leitet die Murnau-Stiftung seit zweieinhalb Jahren. Von dem Fenster seines Büros aus blickt er auf den Wiesbadener Hauptbahnhof, auf ein Mahnmal, das an die Deportation der Juden erinnert. Er sagt: „Egal welchen Film der Nazis wir uns anschauen, wir können nicht anders, als ihn vor dem Hintergrund des Holocaust zu sehen.“

Als Szebedits sein Amt antrat, erbe er eine fast 50 Jahre währende Verdrängung. „Die Stiftung wollte um die Vorbehaltsfilme möglichst wenig Aufhebens machen“, meint er. Einer Debatte um diese Filme sei sie immer wieder ausgewichen. Bis heute wurden die Nazi-Filme nicht sinnvoll evaluiert.



FILME UNTER VORBEHALT

- 1 „G.P.U.“, 1942
- 2 „Falschmünzer“, 1940
- 3 „Jud Süß“, 1940
- 4 „Heimkehr“, 1941
- 5 „Operation Dora“, 1943
- 6 „Hitlerjunge Quex“, 1933



Gangsterfilme, die ihren Hauptfiguren bis kurz vor Schluss bewundernd zuschauen und sie dann mit dem Tode bestrafen.

Harlans „Jud Süß“ fängt etwa ab der Mitte an, seinen Helden zu diffamieren. Der Film zeigt ihn, wie er vergewaltigt, foltern lässt und am Ende um sein Leben bettelt. Brachial tötet der Film die eigene Faszination für den Juden wieder ab.

Einige der Hetzfilme zeigen sogar die Verbrechen der Nazis: Rassenverfolgungen, Pogrome und Massenmorde in Vernichtungslagern. Nur schieben sie die Taten den Feinden zu, in „Heimkehr“ den Polen, in „Ohm Krüger“ den Briten. Aus heutiger Sicht wirken sie allerdings auch wie Selbstporträts der Nazis.

„Heimkehr“ spielt 1939 und handelt von den sogenannten Wollhyniendeutschen, die damals auf polnischem Gebiet lebten. Gleich zu Beginn zeigt der Film, wie die Polen eine deutsche Schule räumen, die Schulbänke auftürmen und anzünden. Bild für Bild inszeniert Regisseur Gustav Ucicky eine Szene, die an die Bücherverbrennungen erinnert.

„Was hat diese Szene damals im deutschen Publikum ausgelöst?“, fragt Moeller. „Hat sie es nur in der Auffassung bekräftigt, dass der deutsche Angriff auf Polen gerechtfertigt war? Oder hat sie auch für Irritationen gesorgt, weil sie daran erinnerte, welche Mittel die Deutschen selbst anwandten?“

Ebenfalls 1941 setzte Hans Steinhoff in „Ohm Krüger“ ein KZ in Szene. Der Film spielt Ende des 19. Jahrhunderts in Südafrika und zeigt, wie die Engländer die Zivilbevölkerung in Lagern zusammenpferchen. Der Zuschauer sieht Hände, die sich hilfeschend durch Stacheldraht strecken, und Massengräber, die sich mit Leichen füllen. Beklemmend nah kam Steinhoff hier jenen Schreckensbildern, die alliierte Truppen vier Jahre später sahen, als sie die KZs der Nazis befreiten.

Die Einführungen, mit denen die Vorbehaltsfilme versehen werden, stellen die Werke in den historischen Kontext, in dem sie entstanden sind. Aus heutiger Sicht zeigt sich aber, dass diese Filme in den Absichten ihrer Macher nicht immer aufgehen, dass heutige Zuschauer sie gänzlich anders wahrnehmen als die Deutschen im „Dritten Reich“.

All diese Filme müssten freigegeben werden, fordert deshalb der Historiker Götz Aly in Moellers Film. Aly hält den Vorbehalt für ein Relikt. Ganz sicher müsse man nach einer Freigabe auch mit Fällen von Missbrauch rechnen. Aber das sei allemal besser, als die Filme weiterhin „unter der Bettdecke“ zu halten.

LARS-OLAV BEIER

Die Stiftung wurde 1966 auf Initiative der Bundesregierung gegründet, um die Rechte an deutschen Filmerbe zu übernehmen, auch an den etwa 1200 Produktionen aus der Nazi-Zeit. Die Alliierten hatten zwischen 200 und 300 Filme für verboten erklärt. Die Stiftung entschied sich, diese Filme unter Vorbehalt zu stellen. Seither dürfen sie mit Einführungen wieder öffentlich gezeigt werden.

Nach welchen Kriterien die Liste der Vorbehaltsfilme nach und nach reduziert wurde, ist kaum noch zu ermitteln. Ab und zu legte die Stiftung einige der inkriminierten Werke der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft vor. Die FSK, für die Altersfreigabe von Kinofilmen, Videos und DVDs zuständig, gab manche Filme frei, nachdem Nazi-Symbole aus ihnen entfernt worden waren.

Doch in den achtziger Jahren, als die FSK noch immer an Vorbehaltsfilmen herumschnitt, kursierten in Deutschland bereits Videokassetten einiger dieser Werke. Heute kann man viele Vorbehaltsfilme in den USA oder Großbritannien auf DVD erwerben, „Jud Süß“ gibt es auf YouTube.

„Es ist höchste Zeit, diese Filme neu zu sichten und zu diskutieren“, sagt Szebedits. Er plant ein Symposium zum Thema „Vorbehalt“, könnte sich auch eine kritische DVD-Edition vorstellen. „Es gibt für mich allerdings eine rote Linie. Solange es noch Überlebende des Holocaust gibt, möchte ich nicht, dass die Hetzfilme der Nazis frei gezeigt werden.“

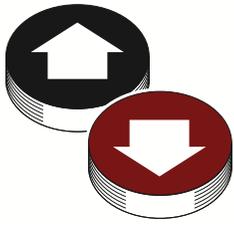
In dem Kompilationsfilm „Der ewige Jude“ (1940) von Fritz Hippler schwadroniert der Sprecher über Juden, während Ratten zu sehen sind. Was macht man mit solchen Bildern? Eine nüchterne Neubewertung der Vorbehaltsfilme käme zwar wohl zu dem Ergebnis, dass ein Großteil der Titel von der Liste gestrichen werden könnte. Aber was ist mit den Filmen, die zum Völkermord aufrufen?

Tatsächlich dekvrieren sich die Nazis gerade in diesen Hetzfilmen oft selbst. „Jud Süß“ (Regie: Veit Harlan) blickt lange neidvoll auf seinen Titelhelden, der charmant, eloquent und weltgewandt ist. Die demagogischen Filme der Nazis wirken schizophoren, in ihnen wird das Feindbild immer wieder zum Spiegelbild. „Jud Süß“ funktioniert ähnlich wie die amerikanischen



Video: Ausschnitte aus „Verbotene Filme“

spiegel.de/app102014vorbehalt
oder in der App **DER SPIEGEL**



Bei Dichters unterm Sofa

KINOKRITIK: „Im August in Osage County“ ist eine klassische Hollywood-Familienschlacht mit Starbesetzung.

Zwei große Diven, berühmt für Höchstleistungen in den Disziplinen Heulen und Zähneklappern, treten gegeneinander an in diesem Film. Meryl Streep und Julia Roberts sind in „Im August in Osage County“ Mutter und Tochter, die sich nach Jahren der Entfremdung wiederbegegnen. Das ist der Stoff, aus dem Oscar-Nominierungen gebacken werden. Es kann einem aber auch ein bisschen Angst machen vor allzu viel, allzu schamloser, ja, womöglich völlig außer Rand und Band geratener Großschauspielerei.

Die Furcht ist zum Glück unbegründet. Das Gefauche, Geflenne und Gekratze der beiden Heldinnen in diesem Film ist ein großer Spaß.

„Im August in Osage County“ ist eine Familienschlacht aus dem Geist von Hollywood-Klassikern wie „Die Katze auf dem heißen Blechdach“, „Giganten“ oder „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“. Im sommerlichen Oklahoma steht ein von außen sehr nettes hölzernes Herrschaftshaus, in dem die krebserkrankte, tablettensüchtige Matriarchin Violet, gespielt von Meryl Streep, ihre in viele Himmelsrichtungen zerstreute Sippe zusammenruft.

Ihr Mann Beverly, ein erfolgreicher Schriftsteller und Säufer (kurzer Auftritt im Prolog: Sam Shepard), sei verschwunden, sagt die alte Dame. Also finden sich ihre Töchter, die von Julia Roberts, Juliette Lewis und Julianne Nicholson dargestellt werden, widerwillig in der muffigen, nicht mal mit einer Klimaanlage ausgerüsteten Holzvilla ein. Sehr schnell kommt raus: Papa Beverly ist tot. Er hat sich in einem nahen See versenkt. Selbstmord.

Was ihn dazu trieb und was sonst noch an Familiengeheimnissen die Luft vergiftet im Geisterhaus in Osage County, das ist das Thema dieses Zweistundenfilms, der auf einem Theaterstück beruht. Das Werk, das unter anderem von verbottenem Sex, gepflegtem Drogenirrsinn und gescheiterten Künstlerträumen handelt, war ein Hit am New Yorker Broadway und gewann im Jahr 2008 den Pulitzer-

Preis; auch im Londoner National Theatre, im Wiener Akademietheater und in Mannheim wurde es mit Erfolg gespielt.

Der bis dahin eher unauffällige, inzwischen aber in den USA nebenbei als TV-Darsteller (in der Serie „Homeland“) prominente Stückautor Tracy Letts durfte auch das „Im August in Osage County“-Drehbuch für den Produzenten Harvey Weinstein und den Regisseur John Wells schreiben, einen wackeren Routinier.

eine klobige Sonnenbrille vor den Augen, als wäre sie ein Zwilling von Bob Dylan. Ihre Tischreden-Raserei aber präsentiert sie ohne Brille, mit kalt blitzenden Augen, manisch Zigaretten paffend. Sie beschimpft ihre Lieben als Blindgänger und Idioten, zerrt deren große und kleine Lügen ans Licht, ihre zerstörten Beziehungen, ihre Berufs- und Lebensdesaster. Dann prahlt sie mit ihrem eigenen Kindheitsunglück.

Ganz langsam, die Augen im kaum geschminkten Gesicht zusammengekniffen, die berühmten Julia-Roberts-Lippen bebend aufeinandergepresst, hört Violets älteste Tochter Barbara dieser Sueda aus Bitterkeit, Drogenwahn und schierer Bosheit zu. Erst beschwichtigend, dann empört hält sie dagegen – und setzt schließlich in wildem Zorn zum Sprung auf das Mutter-Scheusal an. „Zum Glück kennen wir die Zukunft nicht, sonst würden wir morgens gar nicht mehr aufstehen“, darf Julia Roberts in einem besonders finstern Moment dieses seltsam vergnüglichen Höllendramas sagen. Das hat schon der griechische Tragödiendichter Sophokles so ähnlich formuliert.

Hollywood-Regisseur Wells hält sich nicht lange mit Landschaftsaufnahmen und Provinzstadtansichten aus Oklahoma auf. Das weite Land, in dem er diesen Familienzwist aus den Great Plains, den Großen Ebenen Amerikas, ansiedelt, ist die Wunderwelt der Seelenpornografie. Er lässt seine Darsteller wimmern, streiten, hasen, sie immer neue groteske Ent-

hüllungen servieren und immer schmutzige Kniffe anwenden, dass es eine Sudelei ist.

Und zugleich doch tolle Schauspielkunst, die man als Zuschauer heiter mitfiebernd bestaunt. Natürlich haben Julia Roberts und Meryl Streep für „Im August in Osage County“ die verdienten Oscar-Nominierungen bekommen.

WOLFGANG HÖBEL



Darstellerinnen Roberts, Streep
Raubtiernummer an der Festtagstafel

In der zentralen Szene dieses bis ins kleinste Detail genießerisch ausgestaffierten Familienhorrorfilms hält Mama Violet eine Tischrede an der Beerdigungs-Festtagstafel. Zu der gehören neben den Töchtern und deren Kinder- und Männer-Anhang Violets Schwester Mattie Fae (Margo Martindale als böse Matrone), Matties Gatte Charles (der hier mal komisch verzweifelte Chris Cooper) und ein schwächlich missratener Kerl namens Little Charles, den Benedict Cumberbatch spielt.

Streeps Violet trägt meist eine schwarz-gelockte Perücke auf dem von der Chemotherapie beinahe kahlen Haupt und

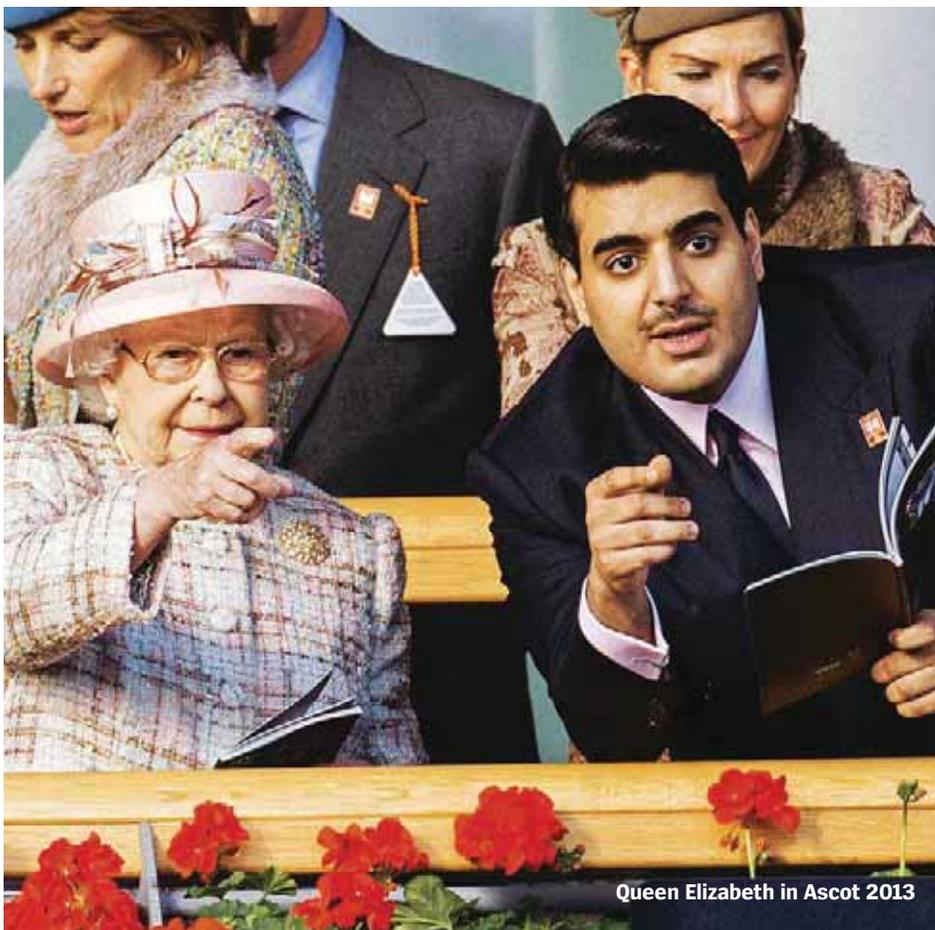
Video: Ausschnitte aus
„Im August in Osage County“
spiegel.de/app102014filmkritik
oder in der App DER SPIEGEL



Kinostart: 6. März.

GALOPPRENNEN

Werbekönige aus Katar



Queen Elizabeth in Ascot 2013

Beim Pferderennen im englischen Ascot ist in diesem Sommer kommerzielle Werbung zugelassen – erstmals seit 303 Jahren. Qipco, eine Holding, die Mitgliedern der Herrscherfamilie von Katar gehört, wird mit ihren Schriftzügen während der Royal-Ascot-Rennwoche auf der Anlage zu sehen sein. Zwar nur am ersten der fünf Tage und auch eher dezent, doch der Bann ist gebrochen. Hat die Queen zugestimmt? „Alles von solcher Wichtigkeit würden wir mit dem Buckingham-Palast diskutieren“, sagt Charles Barnett, Geschäftsführer der königlichen Galoppstrecke. Im Klartext: Schirmherrin Elizabeth II. erlaubt diesen Traditionsbruch. Sittenbewahrer rümpfen die Nase, denn die Rennwoche ist ein Ereignis höchsten Ranges in der britischen Gesellschaft. Für Katar hingegen ist das Abkommen ein Marketing-Coup, ähnlich jenem Ende 2010 mit dem FC Barcelona. Damals erwarb eine Stiftung des Emirats als erster privater Partner das Recht, auf den Trikots des Fußballclubs zu werben. Seit dieser Saison prangt der Name der staatlichen Fluggesellschaft auf den Trikots der Barça-Stars. Die Verantwortlichen von Ascot suchen unterdessen weiter nach „angemessenen Partnern“ für die verbliebenen vier Tage der Galoppwoche. Nicht zur Debatte stehe jedoch, einzelne Rennen oder gar die ganze Veranstaltung zugunsten von Geldgebern umzubenennen, versichert Geschäftsführer Barnett: „Es wird immer Royal Ascot heißen.“

FUSSBALL

Noten für Spielerberater

Der Weltfußballverband Fifa zieht sich von Beginn des kommenden Jahres an aus der Lizenzierung für Spielerberater zurück. Stattdessen werden ausschließlich Nationalverbände wie der Deutsche Fußball-Bund (DFB) die Berater reglementieren und bewerten, und zwar nach strengeren Vorgaben als bisher. So ist es Angehörigen von Fußballprofis nach geltenden Fifa-Regeln noch erlaubt, Spieler bei Vereinswechseln oder Vertragsverlängerungen auch ohne Lizenz geschäftlich zu vertreten. Dasselbe gilt für Rechtsanwälte, die derzeit ohne Genehmigung der Fifa mitverhandeln und mitverdienen können. Gemeinsam mit dem



DAVID EBENER / DPA

Verband der Spielervermittler und dem DFB hat die Deutsche Fußball Liga (DFL) eine Arbeitsgruppe gegründet, die bis Mitte des Jahres verbindliche Standards für Vermittler erstellen soll. „Unser primäres Ziel ist es, die Transparenz, aber auch die Qualität der Beratung zu erhöhen“, sagt DFL-Geschäftsführer Andreas Rettig, „wir wollen die Berater nicht per se verurteilen. Es ist wichtig, die guten von den schlechten, die seriösen von den unseriösen zu trennen.“ Demnach werden von Januar 2015 an alle deutschstämmigen oder in Deutschland lebenden Berater durch ein Rating-System bewertet, das etwa ihre Kompetenz in der

Finanz- oder Versicherungsberatung prüft. Noch ist nicht entschieden, ob die Noten durch eine externe Rating-Agentur oder eine interne Qualitätserhebung vergeben werden. „Es werden wahrscheinlich nicht alle Berater hurra schreiben, wenn wir unsere Pläne konkretisieren“, sagt DFL-Mann Rettig. Derzeit gibt es weltweit 6893 eingetragene Spieleragenten, 470 sind in Deutschland registriert. Gemeinhin streichen die Berater zehn Prozent der ausgehandelten Prämien, Gehälter, Ablösesummen oder Handgelder ein. In der Liga kursiert die Zahl von 70 Millionen Euro, die Vermittler jährlich kassieren. Insider gehen von einer deutlich höheren Summe aus.

„Es ist absurd, dass die Clubs die Spielerberater zahlen.“

Karl-Heinz Rummenigge, Vorstandsvorsitzender des FC Bayern München, dessen Sohn Roman und Bruder Michael als Spielerberater tätig sind – Michael Rummenigges Agentur vertritt auch den Bayern-Profi Jérôme Boateng.

SCHACH

Carlsen der Große

Wohl niemand zuvor hat das Spiel so beherrscht wie der junge Weltmeister Magnus Carlsen. Ein eigenwilliges Genie, unmöglich, ihm näherzukommen – außer bei einer Schachpartie. *Von Erich Follath*

Der Mann ist ein journalistischer Alptraum. Nicht, weil er so uninteressant oder bloss wäre, ganz im Gegenteil. Die Welt reißt sich derzeit um ihn wie um kaum einen Gesprächspartner sonst: Magnus Carlsen, gerade mal 23 geworden, ist der neue Schachweltmeister. Aber Interviews langweilen ihn, die Fragen erscheinen ihm banal, Seichtes aus einer anderen Welt. Zeitverlust. Vielleicht fühlt er sich den Reportern auch einfach nur geistig überlegen. Das wäre nachvollziehbar – der Norweger ist ein Genie, und die sind in der Regel sehr eigenwillig.

Im indischen Chennai hat Carlsen im vergangenen November beim Zweikampf den bisherigen Titelträger Viswanathan Anand, damals 43, vor heimischem Publikum entthront, ach was, er hat ihn förmlich vom Brett gefegt. Das auf zwölf Partien angesetzte Match war schon vorzeitig vorbei, drei Siege bei sieben Remisen, keine Niederlage – ein Kanter Sieg. Und vor wenigen Tagen hat der Norweger in Zürich ein Spitzturnier gegen Weltklassegegner gewonnen, wieder ohne Verlust.

Magnus Carlsen bewegt sich in einsamen Schach-Höhen. Kein Mensch hat je das komplexe und anspruchsvolle königliche Spiel so durchdacht wie er, seine Elo-Zahl – die Größenordnung, nach der man die Spielstärke misst – ist die höchste jemals erreichte. Carlsen beherrscht derzeit seine Konkurrenz wie Roger Federer in seinen besten Zeiten das Tennis, wie Tiger Woods in seinen Glanztagen das Golfspiel.

„Mozart des Schachs“ haben sie ihn früher getauft, weil er ein Wunderkind war und schon in jungen Jahren wunderbar komponierte Partien aufs Brett zauberte. „Boa constrictor des Schachs“ haben sie ihn später genannt, weil er seinen Gegnern auf dem Brett buchstäblich die Luft abschnürt, sie zerdrückt, ohne dass sie eine Chance haben, sich aus seiner Umklammerung zu befreien. Ein Champion, halb Gott, halb Schlange.

Gleichzeitig hat dieser Carlsen seinen Sport, seine Kunst, seine Wissenschaft

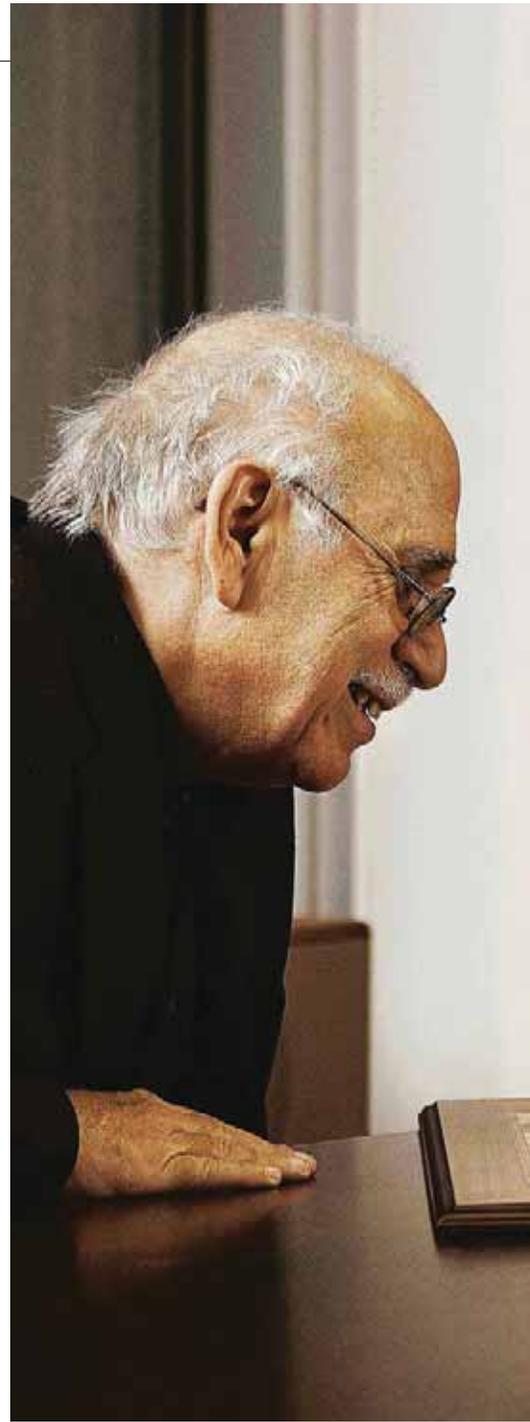
auch attraktiv für Nichteingeweihte gemacht, für ein generell an Superstars interessiertes Publikum. Er ist telegen, er wird mit Schauspielerinnen wie Liv Tyler und James-Bond-Girl Gemma Arterton abgelichtet. Und in Einzelporträts hat Starfotograf Anton Corbijn den Mann mit dem Babyface und dem markanten Kinn zu einem James Dean der Neuzeit stilisiert, ganz cool, ganz sexy und natürlich schwarzweiß.

Das amerikanische Nachrichtenmagazin „Time“ reiht den neuen Champion ein in seine Liste der „100 einflussreichsten Persönlichkeiten der Erde“. Das Frauenmagazin „Cosmopolitan“ preist ihn als einen der attraktivsten Männer. Und Carlsen zeigt keine Scheu. Er mischt sich öffentlichkeitswirksam unter die Großen der Welt, spielt mal auf Anfrage gegen Bill Gates in London, mal gegen George Soros in den Hamptons, mal gegen Mark Zuckerberg im Silicon Valley.

Zieht. Gewinnt. Lächelt. Schweigt.

Wenn da nur nicht diese Interviews wären. Carlsen hat Kollegen vom „New Yorker“ bis zur „Neuen Zürcher Zeitung“ mit seinen Allgemeinplätzen, seinen Kurz- oder Nicht-Antworten zur Verzweiflung gebracht. „Ich hasse Verlieren“; „Man kann experimentieren und trotzdem gut spielen“; „Das behalte ich lieber für mich“. Der Reporter des „Zeit-Magazins“ war wegen der mangelnden Zuneigung seines Gesprächspartners geradezu beleidigt: „Wir ziehen uns zum Interview zurück. Aber was ist das? Carlsen legt sich mehr auf das Sofa, als dass er sich setzt. Seine Unlust trifft mich mit voller Wucht. Er sagt nur das Nötigste, langsam und leise, dann hält er inne.“ Und seien wir ehrlich: Auch das SPIEGEL-Gespräch im Jahr 2010 hat nicht zu den Höhepunkten des Journalismus gehört. Originalton Carlsen zu seinem IQ: „Keine Ahnung.“ Zu seinem Leben außerhalb des Schachs: „Das ist privat und vertraulich.“

„Ich spreche durch meine Züge zur Welt, die erklären alles“, hat Carlsen der Große trotzig einem besonders auf-



dringlichen Journalisten in den Block diktiert. Warum ihn nicht beim Wort nehmen? Warum das Phänomen Carlsen nicht anhand einer Schachpartie mit ihm zu ergründen versuchen? Taut der skandinavische Eisberg vielleicht beim anschließenden Interview etwas auf, lässt sein Genie auch mal sprachlich aufblitzen?

Es kann natürlich nicht ernsthaft darum gehen, ihn schachlich herauszufordern, da liegen Welten zwischen uns. Ich bin seit fünf Jahrzehnten ein begeisterter Amateurspieler und habe früher in einem Provinzverein der Landesliga die Figuren geschoben. Schach hat mir im Beruf gelegentlich geholfen: Israels Premier Menachem Begin, dessen halbe Familie die Nazis ausrotteten, hat nie deutschen Jour-



Kaltblütige Gelassenheit am Brett, die musste ihm keiner beibringen, die war ihm angeboren.

SPIEGEL-Autor Follath, Schach-Weltmeister Carlsen

RASMUS KONGSØRE / DER SPIEGEL

nalisten Rede und Antwort gestanden; mit mir hat er immerhin zwei Schachpartien gespielt, sein Pressesprecher nannte das anschließend eine wesentliche Verbesserung der deutsch-israelischen Beziehungen. Natan Scharanski, der gläubige Jude und Dissident in der Sowjetunion, hat mir bei einem improvisierten Duell nach dem Austausch an der Glienicker Brücke von seinen Gulag-Tagen erzählt, von den Schachrätseln, die er sich ausdachte und die ihn „vor dem Verrücktwerden bewahrten“.

Und wie jeder Schachspieler habe auch ich eine Partie, die mich stolz macht: Beim Kampf gegen den Russen Garri Kasparow vor sechs Jahren, den früheren Weltmeister – und späteren Coach Carlsons –, erwischte ich eine Sternstunde,

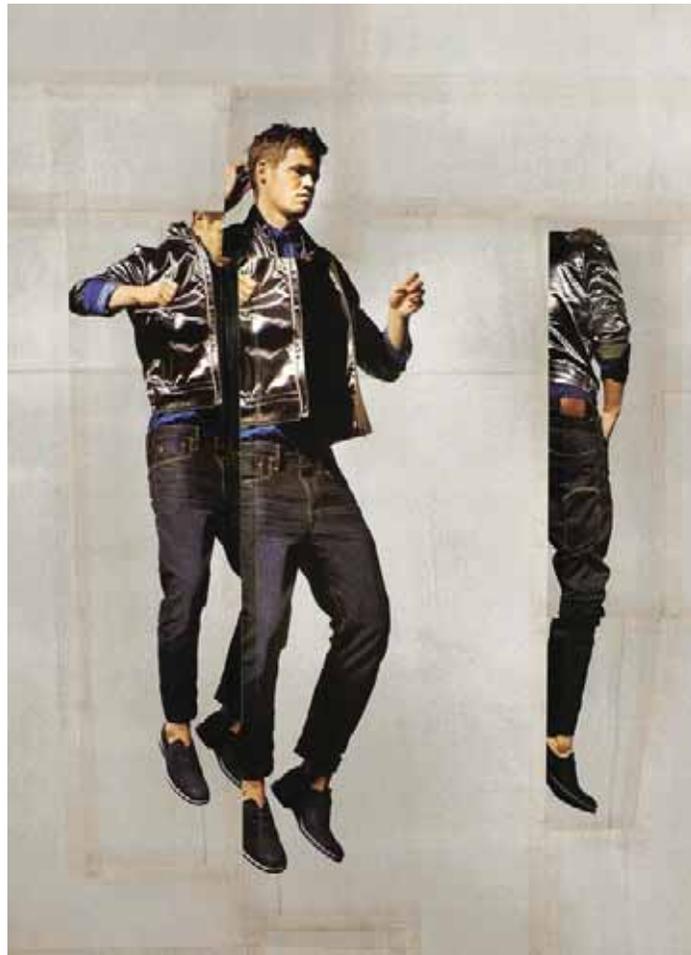
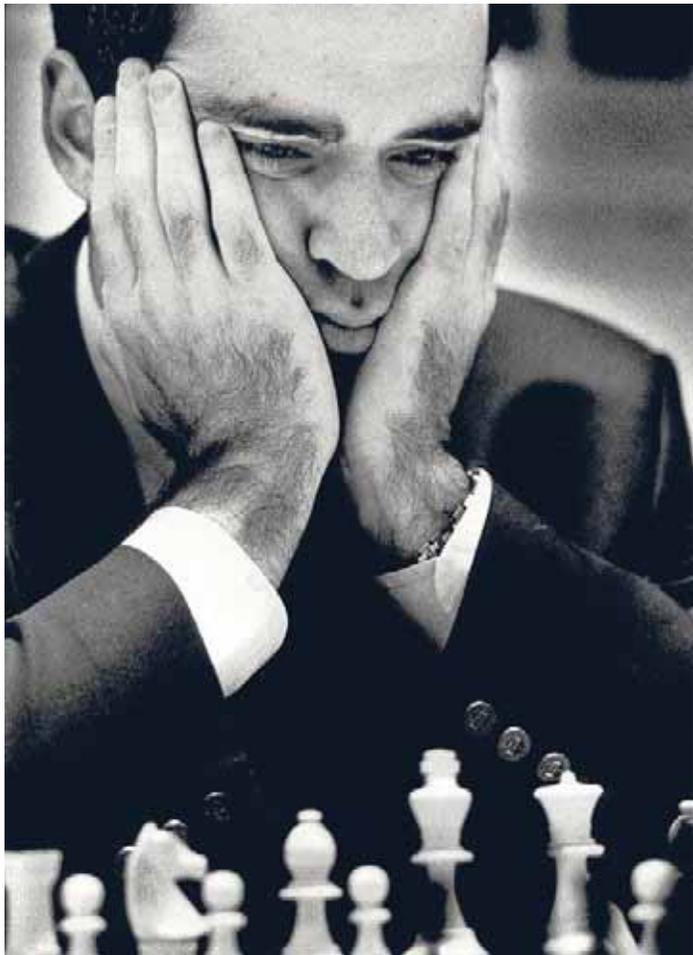
hatte in einer aufregenden Partie lange Zeit beste Angriffschancen.

Jetzt also Carlsen. Die Chance zum Vergleich dieser beiden so abgrundtief unterschiedlichen Charaktere und Überflieger. Lange Verhandlungen, dann eine überraschende Zusage. Treffen in Oslo, ein Spiel, eine halbe Stunde Interview. Ich habe eine Schnellpartie mit zehn Minuten Gesamtbedenkzeit pro Spieler vorgeschlagen, um ihn nicht zu langweilen; er willigt ein – eher ein weiterer Nachteil für mich, denn Carlsen ist auch ein Meister im Blitzschach. Dafür gibt er mir die weißen Steine, unter Gleichstarken hat der Anziehende einen kleinen Vorteil.

Das Treffen findet im Bürogebäude eines Versicherungskonzerns in Oslo statt.

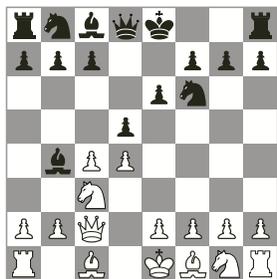
Schlichtes skandinavisches Interieur, Stühle, Tisch, Kaffee und Kekse, ein Schachbrett. Ein fester Händedruck. Carlsen tippt noch etwas in seinen PC. Er sieht jünger aus als auf den Fotos, hemdsärmelig, sein buschiges Haar kaum gebändigt. Small Talk über Olympia in Sotschi und den Schneesturm, der draußen tobt. Dann will er ans Brett. Espen Agdestein, Carlsons Manager, schenkt Kaffee ein. Ein Schulfreund Carlsons fotografiert. Ideale Bedingungen, himmlische Ruhe. Kein Vorwand für Entschuldigungen.

Ich ziehe mit dem Damenbauern, neben dem Doppelschritt mit dem Königsbauern die gängigste Eröffnung. Auch Carlsen spielt das oft mit Weiß. Und wenig überraschend, kommen seine Züge blitzschnell.



FRITS MEYST / HOLLANDESE HOOGTE / LAIF (L.); PHIL HALE FOR G-STAR RAW (R.)

Carlsen-Vorbild Kasparow 1994, Model Carlsen: „Höchste Zeit, ihm mal die Mädels vorzustellen!“



Nach vier Zügen: So weit kenne ich das noch. Er hat das klassische Nimzoidisch gewählt, eines der weitverbreiteten schwarzen Konzepte. Aber ich weiß nicht so recht, wie es am stärksten für mich weitergehen soll. Ich habe mich nicht gezielt auf Eröffnungen vorbereitet – das hat gegen einen mit allen Varianten vertrauten Weltmeister auch keinen Sinn. Es geht jetzt nur darum, keinen frühen Fehler zu machen und meine Figuren ordentlich zu entwickeln, damit ich möglichst lange, vielleicht bis ins Mittelspiel, mithalten kann. Und ihn vielleicht mal mit einem Angriffszug überraschen – ihn, den stets Nervenstarken, aus der Ruhe zu bringen, haben allerdings schon ungleich Stärkere erfolglos versucht.

Kaltblütige Gelassenheit am Brett, die musste ihm keiner beibringen, die war ihm sozusagen angeboren.

Seine Eltern haben ihn sehr weitsichtig Magnus genannt, was lateinisch „der Große“ bedeutet. Neben seinen drei Schwestern wächst er wohlbehütet auf, der umschwärmte Junge. Finanzielle Probleme gibt es in der intakten Oberschichtfamilie nicht, der Vater arbeitet als Manager bei einem Ölkonzern, die Mutter ist Ingenieurin. Sie erziehen ihre Kleinen antiautoritär, versuchen spielerisch zu ergründen, wo deren Interessen liegen. Magnus zeigt schon sehr früh ungewöhnliches Erinnerungsvermögen, kennt als Knirps alle Staaten und Hauptstädte der Welt, kann Puzzles mit 500 Teilen legen. Und verblüfft mit erstaunlich komplexen Konstruktionen aus Legobausteinen. Als Magnus fünf ist, versucht ihn der schachbegeisterte Vater für die 64 Felder zu begeistern – und scheitert zunächst. Der Filius fährt lieber Ski und spielt Fußball.

Magnus Carlsen ist später dran als die meisten anderen Wunderkinder des Schachs: Er ist schon acht, als es dem Vater beim zweiten Anlauf gelingt, Begeisterung zu wecken. Dann allerdings macht der Kleine schnell gewaltige Fortschritte, die Schule interessiert ihn nicht, er schafft das alles mit links, Hausaufgaben ignoriert er völlig. Als Magnus zwölf ist, nimmt Vater Carlsen eine Auszeit, packt die gesamte Familie in einen Wohnwagen

und fährt von Schachturnier zu Schachturnier durch Europa. Die Spielpraxis gegen Stärkere hilft beim Durchbruch: Mit 13 Jahren, 4 Monaten und 27 Tagen erringt er wegen seiner guten Wettkampfergebnisse als einer der Jüngsten aller Zeiten den Titel eines Großmeisters.

Aber immer noch haben damals, im Jahr 2004, viele Spitzenspieler den Jungen mit dem Engelsgesicht unterschätzt, diesen Schlaks, der nicht so recht wusste, wohin mit seinen langen Beinen, der sich oft vor dem Brett nur so dahinpläzte, der in den Spielpausen Donald-Duck-Hefte verschlang. Sie sollten für diesen Irrtum noch bitter bezahlen.

Wie aber geht es jetzt in meiner Partie weiter? Greife ich mit meinem Bauern seinen Läufer an und suche den Austausch? Entwickle ich meinen anderen Springer?

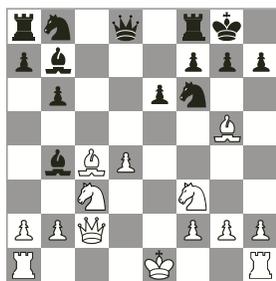
Um die Erfindung des Schachspiels rankt sich eine Legende. Der indische Weise Sissa ibn Dahir litt im dritten Jahrhundert wie so viele seiner Freunde unter der Härte des Herrschers, der ihm aber, weil er sich gut von ihm unterhalten fühlte, einen Wunsch erfüllen wollte. Sissa bat, ihm die 64 Felder eines Spielbretts mit Weizenkörnern zu füllen, und zwar auf das erste Feld ein Korn, auf das zweite zwei, auf das dritte vier Körner und bei

jedem weiteren doppelt so viele wie auf das vorige Feld. Der Herrscher wunderte sich über die Bescheidenheit des Brahmanen, versprach es – und musste sich dann von seinem Quartiermeister erklären lassen, dass sämtliche Ernten des Reiches nicht reichen würden. Es wären 18 Trillionen Weizenkörner nötig gewesen.

Ähnlich exponentiell verhält es sich beim Schach. Schon nach zwei Zügen sind 72084 Stellungen möglich, für die ersten 40 Züge gibt es 10 hoch 120 mögliche Spielverläufe, eine Zahl, die weit größer ist als die Zahl aller Atome im beobachtbaren Universum. Schach ist somit nicht nur ein Spiel, eine Kunst, sondern eine Wissenschaft, mehr noch: ein Gegen-Universum zu dem realen da draußen mit seinen Schwarzen Löchern und seiner Unendlichkeit.

Die Besten, die diesem Unfassbaren nahegekommen sind oder sich so fühlten, glaubten, von einer besonderen Nähe zum Allwissenden, zum Schöpfer berichten zu können: Viele Großmeister haben sich, wie der geniale Amerikaner Bobby Fischer, nicht mehr im normalen Leben zurechtgefunden. Oder mussten wegen Wahnvorstellungen, wie der von einer Fliege verfolgte Akiba Rubinstein, in die Geschlossene. Weltmeister Wilhelm Steinitz wollte angeblich nur noch gegen Gott spielen, ihm sogar einen Bauern vorgeben.

Carlsen hat bis jetzt gerade mal 30 Sekunden gebraucht, ich schon fast drei Minuten. Ich entschieße mich zu einem Zwischenschach mit dem Bauern, um mein Zentrum zu sichern. Der Champion wird das später als „nicht ganz stellungskonform“ tadeln.



Zehn Züge sind vorbei – und die gute Nachricht ist: Bill Gates war jetzt bei seinem Kampf gegen Carlsen in London schon matt. Mir scheint, dass meine Partie noch ziemlich offen ist. Die Figuren sind entwickelt. Allerdings stehen jetzt große Entscheidungen an. Eher passiv weiter schieben und dann doch bald taktisch erdrückt werden oder etwas Ungewöhnliches, Kämpferisches versuchen?

Carlens Weg ist nach Erreichen seiner Großmeisternorm steil nach oben verlaufen. Mit 15 gehört er schon zum erweiterten Kreis der Weltklasse, und sein späterer WM-Gegner Anand ruft nach einer frustrierenden Niederlage gegen den so

auf seinen Sport Fokussierten einmal zweifelt aus: „Höchste Zeit, ihm mal die Mädeln vorzustellen!“ Von irgendwelchen Affären wird freilich nichts bekannt, Carlsen ist unablenkbar. Der Weg bis zur Nummer eins bleibt dann allerdings noch weit. Und er ist verbunden mit zwei Namen, die in der Schachwelt einen besonderen Klang haben: Frederic Friedel und Garri Kasparow.

Der Hamburger Friedel, Diplominguist und als Chef von ChessBase Experte für Computerschach, ist so etwas wie Guru und guter Geist der führenden Spieler. Die meisten hat er zu Hause bewirtet und beobachtet genau ihre Entwicklung. Schon frühzeitig macht er seinen Freund Kasparow auf den jungen Carlsen aufmerksam. Doch der ist sich nicht sicher, ob er in ihm wie Friedel den kommenden Weltmeister sehen soll. Schließlich lässt er sich Anfang 2009 überzeugen und trainiert den Norweger – es sind die Monate, in denen Carlsen den Sprung von der Nummer vier zur Nummer eins schafft.

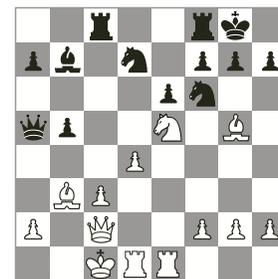
Beide sprechen bis heute mit leuchtenden Augen von ihren Zeiten als Dream-Team. Aber um auf die Dauer zusammenzubleiben, sind sie doch zu verschieden. Der Russe ist immer auf der Suche nach der „unsterblichen Partie“, trotz aller Erfolge immer ein Romantiker geblieben, der für Glandsiege kein Risiko scheut und der auch damals in unserem Kampf das Brett förmlich in Flammen gesetzt hat; der Norweger ist ein brillanter Taktiker und Vereinfacher, der auch in fast ausgeglichenen, „toten“ Stellungen noch Gewinnwege sucht und findet.

Robert von Weizsäcker, der Ehrenpräsident des Deutschen Schachbundes, hat nach dem WM-Kampf in Chennai vor einigen Wochen allen Ernstes Carlens Schach als „blutleer und seelenlos“ beschrieben, er habe seinen Gegner nur „ausgesessen“, in der vierten oder fünften Stunde in Remis-Stellungen zermürbt und ein wenig kreatives „Computerschach“ gezeigt – ein erstaunliches Fehlurteil für jemanden, der das Spiel kennt.

Mit einer ähnlichen Argumentation könnte man auch den Fußball, den Bayern München derzeit spielt, mit hohem Anteil an Ballbesitz, geduldigem Warten und dann blitzschnellem Zuschlagen, als blutleer und seelenlos beschreiben: In Wahrheit hat Carlsen Schach taktisch meisterlich weiterentwickelt. Er setzt viel weniger auf Computervorbereitung, als es die anderen Weltklassenspieler tun, kann sich auf sein intuitives Spielverständnis verlassen. So kann er jede Schwäche des Gegners erkennen und ausnutzen – auch Carlsen macht irgendwann mal einen Fehler, aber eben fast immer nur den vorletzten.

Also jetzt, mein elfter Zug, Wendepunkt der Partie. Ich habe schon sechs Minuten meiner Nachdenkzeit ver-

braucht. Ich muss etwas riskieren. Lange Rochade, und damit stürmisch hinein in einen Schach-Orkan. Wenn Carlsen jetzt mit seinem Läufer meinen Springer auf f3 schlägt, habe ich zwar einen Doppelbauern, aber auf der offenen Linie auch Angriffschancen. Und außerdem könnte sich bald mein Bauer in der Mitte opfern, wenn, ja wenn mein eigener König nicht schneller in Bedrängnis kommt ...



Nach 15 Zügen: Nichts ist so gekommen, wie ich es mir erhofft habe. Carlsen hat zwar meinen Springer geschlagen, aber auf der Damenseite. Und er macht Druck, während es mir nicht gelingt, auch nur einen ansatzweise vielversprechenden Angriff zu starten. Jetzt habe ich alle Hände voll zu tun mit Verteidigung. Die Partie ist gekippt, aber sie ist noch nicht verloren.

Schach ist auch ein psychologisches Spiel. Mit Äußerlichkeiten den Gegner ablenken, das hat Tradition: Im 16. Jahrhundert riet der Spanier Ruy López, seinen Gegner so zu setzen, dass ihm „das Sonnenlicht ins Gesicht fällt, um ihn zu blenden“. Spätere Meister brachten Zigarren mit, um ihren sensiblen Kontrahenten den Rauch ins Gesicht zu blasen, oder nahmen eine Katze auf den Schoß, wenn sie wussten, der Opponent werde von Allergien geplagt. Immer wieder war auch von „Magnetstrahlen“ die Rede. Heute ist es eher der Toilettengang des Gegners oder das Handzeichen eines Zuschauers im Publikum, was bei manchem Panik auslöst – es könnten geheime Botschaften aus einer parallel zur Partie laufenden Computeranalyse übermittelt werden, siebringende Tipps.

Manchmal ist es aber auch nur der aufreizend ruhige Gesichtsausdruck, der den anderen völlig aus dem Rhythmus bringt. Carlsen beispielsweise hat früher oft gehäht, als langweile ihn die Auseinandersetzung, als sei sie im Grunde schon vorbei. Heute arbeitet er mit eingefrorenen Gesichtszügen, Pokerface.

Andere blicken triumphierend, Kasparow machte immer den wilden Mann, grimmig, aggressiv, als wollte er seinen Kontrahenten anspringen. Viele Gegner ließen sich auch davon einschüchtern und machten schwer erklärliche Fehler. Den dicksten Patzer aller Schach-Weltmeister leistete sich der damalige Champion Wladimir Kramnik 2006 gegen einen besonders perfiden, emotionslosen Unmen-

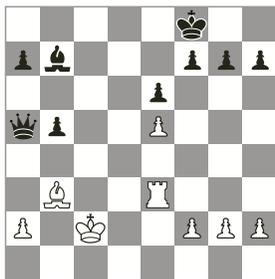


AOP/NORWAY / ACTION PRESS

Jungstar Carlsen 2005: *Später dran als die meisten anderen Wunderkinder des Schachs*

schen: Er ließ sich einzigig von dem Computerprogramm „Deep Fritz“ mattsetzen.

Und jetzt schlägt bei mir die Schachblindheit zu, am ehesten erklärbar noch durch die selbstverschuldete Zeitnot. Carlsen hat bis jetzt gerade einmal drei Minuten verbraucht, ich schon neuneinhalb – und damit fast die gesamte verabredete Zeit. Ich übersehe bei meinem folgenden Turmzug, dass die Fesselung des Springers ja durch den Damenzug aufgehoben ist – und schaufele mir so schnell mein Grab.



21 Züge, und es ist vorbei. Ich könnte noch ein wenig weitermachen, ein Matt liegt mindestens zehn Züge entfernt. Aber ich habe keine Chance mehr auf eine ernsthafte Gegenwehr und entscheidenden materiellen Nachteil: Die Dame ist viel zu stark und beweglich, meinem verbliebenen Turm weit überlegen. In einer solchen Situation kann man den Weltbesten nicht mit Weiterspielen beleidigen.

Ich schüttele ihm zur Gratulation die Hand. Er bedankt sich mit einer Kurzanalyse unserer Partie und mit einem schmeichelhaften Vergleich: „Sie haben aggressiv und etwa auf demselben Level wie George Soros gespielt.“ Die lange Rochade nennt er „mutig, nur leider haben Sie dann ein paar Fehler gemacht“.

Und dann zeigt er sich beim anschließenden Interview erstaunlich locker, fast aufgekratzt.

Was ist nach dem Erringen des Weltmeistertitels noch seine Motivation? Und warum mag er sich nicht, wie manche seiner Vorgänger auf dem Schachthron, mit dem besten Computer messen?

„Ich glaube, ich kann mich noch wesentlich verbessern, und ich würde gern meinen Titel später so oft wie möglich verteidigen. Computer interessieren mich nicht so. Schach ist für mich nicht so sehr die wissenschaftliche Analyse nach dem besten Zug als vielmehr ein psychologischer Krieg.“ Er glaubt, die Schachwelt noch lange beherrschen zu können, „meinen Höhepunkt sollte ich zwischen 30 und 40 haben“, aber er weiß, alle werden ihn jagen. „Und natürlich ist auch meine Zeit ganz oben endlich.“ Er will nur so lange Turniere spielen, wie er in der Weltpitze mithalten kann – „falls ich das nicht mehr schaffe, höre ich auf“.

Dann erzählt Carlsen, als Nächstes plane er in Brasilien einen Schaukampf gegen zehn Gegner gleichzeitig, und zwar simultan und „blind“, ohne Ansicht des Bretts. Ist das nicht der Weg in den Irrsinn? Er schüttelt den Kopf. „Man darf es nur nicht zu oft und gegen zu viele machen. Aber grundsätzlich kann Schach schon eine Obsession werden, es besteht die Möglichkeit, in eine Parallelwelt abzurutschen, sich im unendlichen Kosmos des Spiels zu verlieren.“

Für sich selbst sieht er die Gefahr nicht als besonders groß an, er habe auch noch andere Interessen, er spiele Fußball mit Freunden, höre viel Musik, Dire Straits und Rammstein sind seine Lieblingsbands. Er lenke sich mit amerikanischen TV-Serien und beim Online-Pokern ab, manchmal lange Nachtstunden. Er sei

überhaupt kein Morgenmensch und brauche zehn Stunden Schlaf.

Was darf man sonst noch von seinem Privatleben erfahren?

„Ich bin kürzlich von zu Hause ausgezogen und habe mir eine kleine Wohnung in der Innenstadt von Oslo genommen. Aber ich hänge an der Familie, wir gehen alle gemeinsam ein-, zweimal in der Woche essen.“ Ob er selbst einmal Frau und Kinder haben werde, wisse er noch nicht. Natürlich, er bemerke schon, dass es Schach-Groupies gebe. „Ich genieße die Aufmerksamkeit durchaus.“

Sein alter Weggefährte und Mentor Kasparow ist zwischenzeitlich in die Politik gegangen, hat sich gegen den russischen Präsidenten engagiert. Kämpft jetzt um das Präsidentenamt bei der Fide, dem Weltschachverband. Ein Vorbild?

„Ich kann mir das für mich nicht vorstellen. Aber ich wünsche ihm Glück.“

Früher hat er bei Niederlagen geweint. Wie geht er heute damit um, wenn es ihn doch mal am Brett erwischt?

Er will ehrlich sein, gibt sich Mühe mit der Antwort. „Ich denke, ich bin derzeit der Beste. Das heißt, es gibt keine Entschuldigungen für Niederlagen – und ich hasse es zu verlieren. In London letztes Jahr beim Kandidatenturnier hätte ich fast geweint. Aus Ärger, aus Frustration, aus Enttäuschung über mich selbst.“

Hat ihn der merkwürdige Vorwurf des deutschen Schach-Ehrenpräsidenten gekränkt? Diese Unterstellung des Nicht-Kreativen, wo doch schon für den stilbildenden Objektkünstler und Kulturkritiker Marcel Duchamp im vorigen Jahrhundert die Schachspieler „so verrückt sind, wie die Künstler eigentlich sein sollten, aber leider nicht sind“?

„Der Vorwurf kann mich nicht treffen. Ich sehe mein Schach als revolutionär an, als kreativ“, sagt der Champion. „Offensichtlich setze ich meine Kontrahenten erfolgreich unter Druck. Und deshalb: Ich nehme die Fehler meiner Gegner für mich in Anspruch.“

Carlsen gibt den Schach-Erklärer, den Nach-Denker, ganz gelassen, fast so, als hielte er das Interview nicht für Zeitverschwendung. Was, bitte, war die schwachsinnigste aller schwachsinnigen Journalistenfragen? Gab es jemals etwas ähnlich Rätselhaftes wie den Sinnspruch, der in einer Parodie Lukas Podolski zugeschrieben wird: „Fußball ist wie Schach, nur ohne Würfel“?

Er überlegt. „Eine Dame im US-Fernsehen hat mich einmal gefragt, welche denn meine Lieblingsfigur im Schach sei.“ Da guckte Magnus Carlsen lange gegen die Wand. Dann stand er auf und ging.

Videoanalyse: So spielt Großmeister Carlsen

spiegel.de/app102014schach
 oder in der App **DER SPIEGEL**

TV-UNTERHALTUNG

„Das wahre Leben ist echt genug“



Der Sänger und Entertainer Olli Schulz („Circus Halligalli“, „Schulz in the Box“), 40, über seine überraschende Fernsehkarriere

SPIEGEL: Sie haben jahrelang mit mäßigem Erfolg Indie-Musik gemacht, nun sind Sie plötzlich ein Fernsehstar. Wie konnte das passieren?

Schulz: Ich hatte das Privileg, von Leuten gemocht zu werden, die erfolgreicher sind als ich. Ich bin seit langem mit dem Moderator Klaas Heufer-Umlauf befreundet, der irgendwann wollte, dass ich bei seiner Sendung „neo-Paradise“ mitmache. Ich hatte gerade meinen Plattenvertrag verloren und eine Tochter bekommen – ich musste dringend Geld verdienen.

SPIEGEL: Bekannt geworden sind Sie als Sidekick von Joko und Klaas – und werden nun als Erneuerer der deutschen TV-Unterhaltung gefeiert. Was machen Sie anders als andere?

Schulz: Ich spiele im Fernsehen unangenehme Rollen, wie etwa den Verlierer Charles Schulzkowski. Die stecken in mir drin, ich war nie der Typ, der von allen geliebt wird. Deshalb mache ich auch die Fernsehsachen aus einer Protesthaltung heraus.

SPIEGEL: In Ihrer ProSieben-Sendung „Schulz in the Box“ werden Sie in einer Kiste an fremden Orten ausgesetzt, im Gefängnis zum Beispiel.

Die Show ist ernsthafter als alles andere, was Sie sonst im Fernsehen veranstalten.

Schulz: Sie ist eine Gratwanderung zwischen absurd-komisch und traurig – und kommt damit dem sehr nahe, was ich musikalisch mache. Bei Jokos und Klaas' Show bin ich da, um lustig zu sein. Bei meiner eigenen Sendung war mir das zu wenig.

SPIEGEL: Im Fernsehen erzählen Sie so absurde Anekdoten wie jene, dass Ihr Großvater auf dem Hamburger Fischmarkt mit Perlen gehandelt hat. Eine wahre Geschichte?

Schulz: Nein, aber das ist auch nicht wichtig. Ich will unterhalten. Es ist eine Krankheit unserer Zeit, dass die Leute immer nach Authentizität fragen. Das wahre Leben ist echt genug, da kann man sich vom Fernsehen auch mal verzaubern lassen.

ZDF

Bellut antwortet Lanz-Kritikerin

Die Online-Petition gegen den Moderator Markus Lanz hat nun auch offiziell ihr Ende gefunden. Am Montag übergab Maren Müller, die Initiatorin des Aufrufs, zwei ZDF-Vertretern im Landesstudio Sachsen eine CD mit deren Namen von rund 230 000 Unterzeichnern, die sich bis Ende Januar an der Aktion beteiligt hatten. Am Tag darauf ging bei der Leipzigerin

ein zweiseitiger Brief von ZDF-Intendant Thomas Bellut ein, in dem er auf das harsch geführte Interview von Markus Lanz mit der Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht einging, an dem sich der Unmut entzündet hatte. „Kritik an unseren Sendungen nehmen wir im ZDF sehr ernst“, schreibt Bellut. „Im Ergebnis sehen alle Beteiligten, dass das Insistieren und die Unterbrechungen mit so viel Nachdruck erfolgten, dass die sachlich-inhaltliche Auseinandersetzung in den Hintergrund geriet.“ In der umstrittenen Talkshow vom 16. Januar hatte sich nicht nur Gastgeber Lanz, sondern auch „Stern“-Journalist Hans-Ulrich Jörges massiv gegen Wagenknecht in Stellung gebracht. Laut Bellut sei „die Konstellation der Gesprächsteilnehmer unausgewogen“ gewesen und somit „für die Gesprächsführung problematisch“. Trotzdem sehe das ZDF in Lanz „auch zukünftig einen Moderator, der in seinen Gesprächen weiterhin Haltung einnimmt und seine Meinung als Stellvertreter der Zuschauer zum Ausdruck bringen kann“. Müller will nun mit Gleichgesinnten einen Verein gründen, der sich „Ständige Publikumskonferenz für die öffentlich-rechtlichen Medien“ nennt.



Lanz

MARIUS BECKER / DPA

ARBEITSRECHT

Freier Journalist klagt gegen SWR

Ein langjähriger freier Journalist des SWR verlangt von seinem Arbeitgeber Ausfallhonorare, weil dieser ihm plötzlich weniger Aufträge habe zukommen lassen. Der Freiburger Martin Kissel berichtet seit rund 20 Jahren vor allem für die Radiowelle SWR3. Jetzt hat der Sender seine Aufträge stark zurückgefahren und das Mitarbeiterverhältnis beendet – ohne triftigen Grund, wie Kissel sagt. Der Fall könnte Aufschluss darüber geben, welche Forderungen Jour-

nalisten gegenüber ihrem Arbeitgeber durchsetzen können, wenn sie formal selbständig, aber vorwiegend für einen öffentlich-rechtlichen Sender tätig sind. Kissel argumentiert, dass ihm laut Tarifvertrag Ausgleichszahlungen für seine abrupten Einkommenseinbußen zustehen – welche der Sender ihm verweigert. Der SWR führt an, dass der Journalist schlicht weniger Beiträge angeboten und seine Arbeit den Anforderungen zudem nicht mehr genügt habe. Eine Alternativbeschäftigung habe er abgelehnt. Kissel will den Sender zudem zwingen, ihn als festen Mitarbeiter anzustellen. Eine entsprechende Klage hat das Arbeitsgericht Freiburg allerdings in erster Instanz abgewiesen, der Journalist will Rechtsmittel einlegen.

„Die Mission ist nie beendet“

Brian Sullivan, 52, Chef von Sky Deutschland, über die Frage, ob man deutsche TV-Zuschauer ans Bezahlen gewöhnen kann, über Konkurrenten wie Netflix und die Verpflichtung von Monica Lierhaus



HANS-BERNHARD HUBER / LAIF

SPIEGEL: Herr Sullivan, wie erklären Sie als Amerikaner Ihren Landsleuten eigentlich den deutschen Fernsehmarkt?

Sullivan: Es gibt eine Kurzversion, die geht so: Deutschland sieht heute so aus wie die meisten Fernsehmärkte vor 20 Jahren. Es gibt viel frei empfangbares Fernsehen, eine kleine, aber wachsende Nische für das Abo-Fernsehen. Und viel Sport.

SPIEGEL: War das auch Ihre Vorstellung von Deutschland, als Sie vor gut vier Jahren hierherkamen?

Sullivan: Ich würde lügen, wenn ich behaupten würde, ich hätte viel über Deutschland gewusst. Und das hat mir wahrscheinlich geholfen. Ich hatte keine Vorurteile, also musste ich auch keine aufgeben. Und es gibt ja viele.

SPIEGEL: Nämlich?

Sullivan: Die drei Klassiker sind: Erstens, die Deutschen sind zufrieden, wenn sie Fußball mit Verspätung in der „Sport-schau“ sehen anstatt live. Zweitens, es gibt so viel frei empfangbares Fernsehen, dass es gar kein Bedürfnis nach Pay-TV gibt. Und drittens: Die Deutschen sind ohnehin viel zu geizig, um für Fernsehen Geld auszugeben.

SPIEGEL: Und was davon stimmt?

Sullivan: Ziemlich wenig, wie Sie an unseren Abo-Zahlen sehen. Wir liegen jetzt bei 3,7 Millionen Abonnenten und sollten Ende des Jahres auf über 4 Millionen kommen. Und wir erwarten, weit darüber hinaus zu wachsen.

SPIEGEL: 20 Jahre lang hat Bezahlfernsehen in Deutschland nur Verluste gemacht. Vor drei Wochen hat Sky Deutschland erstmals einen operativen Gewinn vermeldet. Trotzdem haben Sie keine große Party geschmissen. Trauen Sie dem Frieden nicht?

Sullivan: Im Gegenteil. Und fürs Protokoll: Wir hatten immerhin ein kleines Grillfest hier bei uns. Dieser Gewinn ist natürlich wichtig. Aber wer zu viel Zeit damit verbringt, auf die Erfolge der Vergangenheit zu schauen, merkt nicht, dass andere an ihm vorbeiziehen.

SPIEGEL: Sind die Deutschen denn inzwischen bereit, für Fernsehen zu bezahlen?

Sullivan: Ich glaube, dass sich die Frage lange nicht gestellt hat. Es gab einfach wenig,

wofür es sich gelohnt hätte, Geld auszugeben. So ein Abo ist für viele Menschen ein echtes Investment. Dafür muss man ihnen schon etwas richtig Gutes liefern. Das war vor fünf Jahren so nicht der Fall.

SPIEGEL: Damals hieß Sky noch Premiere. Und war vor allem gut darin, seine Abonnentenzahlen für die Börse zu schönen.

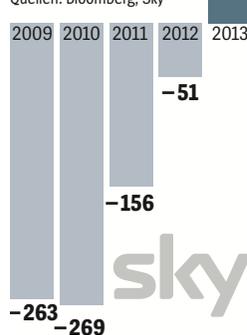
Sullivan: Ich bin mir auch nicht sicher, ob ich damals Premiere abonniert hätte. Das

große Pfund von Premiere war der Live-Fußball. Ich liebe Fußball – aber es gibt nun mal nur ein paar Spiele pro Woche. Und was ist, wenn gerade niemand spielt? Heute haben wir mit Sky Sport News HD einen 24-Stunden-Sportnachrichten-Sender. Auch technisch kam Premiere nicht voran. Es gab nur einen Sender in HD-Qualität, keinen Video-on-Demand-Service, keinen Festplattenrecorder. Man musste zu einer bestimmten Zeit vor dem Fernseher sitzen. Aber die Menschen richten ihr Leben

Aufwärtstrend beim Abo-Fernsehen

operativer Gewinn/Verlust in Millionen €

Quellen: Bloomberg, Sky



heute nicht mehr nach dem Fernsehprogramm aus.

SPIEGEL: In diesem Jahr will die amerikanische Online-Videothek Netflix auch in Deutschland starten. Müssen Sie nicht befürchten, dass die Erfolgsstory Sky dann schnell wieder vorbei ist?

Sullivan: Das soll nicht arrogant klingen, aber: nein. Es gibt hier bereits über 60 Anbieter, die Zahl der Kunden ist jedoch nicht allzu groß. Tatsächlich bin ich mir nicht sicher, ob Deutschland überhaupt reif ist für das Geschäftsmodell der Online-Videotheken. Deren Abo-Preise sind sehr niedrig, die Inhalte sind oft alt, gleichzeitig steigen die Ausgaben ständig, weil sie immer mehr Filme und Serien anbieten wollen. Um das zu kompensieren, brauchen sie unglaublich viele Kunden. Der Pay-TV-Markt in Deutschland wächst zwar, und wir wachsen glücklicherweise mit. Aber morgen früh wachen nicht 80 Millionen Deutsche auf und rufen: Hurra, wir wollen jetzt Geld für Fernsehen ausgeben.

SPIEGEL: Sie müssten Online-Anbietern wie Watchever, Maxdome oder Lovefilm dankbar sein: Immerhin bringen die den Leuten bei, für Fernsehen zu bezahlen.

Sullivan: Das stimmt. Manchmal ist es leichter, unter vielen Anbietern der beste zu sein, als der einzige. Vor 14 Jahren haben wir bei BSkyB den ersten Festplattenrecorder in Großbritannien eingeführt; vier Jahre lang waren wir damit allein am Markt. Die Leute im Unternehmen haben damals oft gesagt: Wow, ihr solltet euch glücklich schätzen. Ich hab geantwortet: Nein, verdammt, denn wir müssen dem ganzen Land allein erklären, wofür man dieses Ding braucht.

SPIEGEL: Ihre Online-Plattform Snap enthält gerade mal gut tausend Titel. Soll das Ihre Antwort auf Netflix sein?

Sullivan: Als solche war sie nie gedacht. Wir bieten dort 5000 Stunden Programm an, und mehr als 10 000 werden es auch nicht. Wir setzen nicht auf Masse, sondern auf Qualität. Kunden sind nicht dumm, die merken früher oder später, dass sie das meiste gar nicht gucken wollen, aber trotzdem bezahlen müssen.

SPIEGEL: Wie wollen Sie dann reagieren?

Sullivan: Unsere Antwort heißt Sky Go, also Sky auf dem iPad, dem Smartphone und im Internet. Das beinhaltet den Zugang zu unseren Sportsendern und zu den Erstrahlungen von Blockbustern und Serien. Das werden wir sehr bald allen Abonnenten kostenlos zur Verfügung stellen. Unsere Sky-Go-Kunden machen besonders eifrig Mundpropaganda, einfacher können wir keine neuen Kunden gewinnen.

SPIEGEL: Netflix hat mit „House of Cards“ eine fulminante eigene Serie vorgelegt, auch das Internetunternehmen Amazon produziert eigene TV-Programme. Wird Ihnen da nicht bange?

Sullivan: Serien zu produzieren ist ein unglaublich teures Spiel. 83 Prozent aller

Serien in den USA sind ein Flop. Wir sind deswegen zurückhaltend. Wir schmeißen nicht Geld für zehn Projekte raus, und am Ende sieht das Programm genauso aus wie das, was wir auch woanders hätten kaufen können.

SPIEGEL: Haben US-Serien wie „ Homeland“ oder „Breaking Bad“ geholfen, die Deutschen an Pay-TV zu gewöhnen? Bei den Online-Videotheken gehören sie zu den bestverkauften Programmen.

Sullivan: Keine Frage, das sind extrem hochwertige Serien, aber noch nichts für 80 Millionen Deutsche. Der erzieherische Effekt hält sich also in Grenzen. Uns helfen sie aber, weil sie zu unserer Zielgruppe passen: jüngerer Zuschauern, die Inhalte abseits des Gewohnten suchen.

SPIEGEL: Spielt die Einschaltquote für Sie eigentlich eine Rolle – oder reicht es, wenn die Abo-Zahlen steigen?

Sullivan: Wir lassen durchaus Quoten ermitteln. Vor allem aber fragen wir unsere Kunden jeden Monat, wie zufrieden sie mit unseren Sendern und mit den wichtigsten Sendungen sind. Ich habe lieber 10 000 Kunden, die von einem Programm so begeistert sind, dass sie all ihren Freunden davon erzählen, als 100 000, die zuschauen und es am nächsten Tag vergessen haben.

SPIEGEL: Die Begeisterung Ihrer Abonnenten über Harald Schmidt hielt sich offenkundig in Grenzen. Seine Show wird deshalb Mitte März abgesetzt.

Sullivan: Die Zuschauerzahlen waren gut, aber die meisten gucken die Show zeitversetzt, und das wird bisher nicht gemessen. Aber es ging auch gar nicht um Quoten, wir leben ja nicht von Werbeerlösen. Harald war für uns ein phantastischer Markenbotschafter. Es ging ganz simpel um die Frage, wie wir unsere begrenzten Ressourcen verteilen. Die Show

war nicht gerade billig, nach zwei Jahren haben wir daher entschieden, dass wir das Geld lieber in andere Projekte investieren.

SPIEGEL: Zum Beispiel in Monica Lieberhaus, die für Sky von der Fußball-WM in Brasilien berichten soll. Warum haben Sie sie engagiert?

Sullivan: Weil sie eine herausragende Sportjournalistin ist. Als wir erfahren haben, dass wir mit ihr etwas machen können, haben wir gleich gesagt: ja.

SPIEGEL: Haben Sie keine Bedenken, dass die Zuschauer mehr darauf achten, wie sie nach ihrer schweren Krankheit spricht, wie sie sich bewegt, als auf das, was sie sagt?

Sullivan: Da mache ich mir keine Sorgen. Sportfans interessieren sich für das, was sie zu berichten hat. Und wir werden alles tun, damit sie sich wohl fühlt. Sie wird Interviews führen, die wir aufzeichnen und schneiden. Wenn sie eine Stunde lang sind, fein, wenn es mal nur 15 Minuten sind, auch toll. Diese Freiheit bekommt sie.

SPIEGEL: Ihr Vertrag als Sky-Chef läuft noch bis Ende dieses Jahres. Ist Ihre Mission in Deutschland dann beendet?

Sullivan: Die Mission ist nie beendet. Ich liebe diesen Job und rede mit dem Aufsichtsrat gerade über eine Verlängerung.

SPIEGEL: Weil Sie noch an Bord sein wollen, wenn auch die hundert Millionen Verlust unterm Strich weg sind?

Sullivan: Ja, das auch. Ich bin vor vier Jahren hergekommen, weil mich ein paar Menschen darum gebeten haben, denen ich viel verdanke. Nach dem ersten Jahr bin ich geblieben, weil die Leute hier es verdient haben, endlich Erfolg zu haben. Nun bleibe ich, weil sich meine Familie in München zu Hause fühlt. Und ich werde keinen Job finden, der mir mehr Spaß macht als dieser, da bin ich mir sicher.

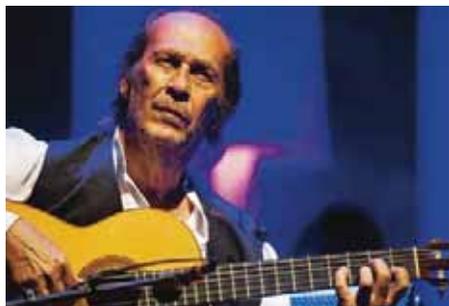
INTERVIEW: ISABELL HÜLSEN,
ALEXANDER KÜHN



Szene aus der Sky-Serie „Game of Thrones“: „Was ist, wenn gerade niemand Fußball spielt?“

GESTORBEN

Paco de Lucía, 66. Niemand spielte die Gitarre so schier unbegreiflich schnell wie er. Seine Fingertechnik hatte er schon als Junge in Andalusien perfektioniert, angeleitet von einem Vater, der den Sohn lieber 14 Stunden am Tag Flamenco üben sah, als dass er ihn in die Schule schickte. Mit 15 traf de Lucía auf seiner ersten USA-Tour den Flamenco-Altmeister Sabicas, der dem scheuen Wunderkind riet, einen eigenen Stil zu finden, statt andere zu ko-



DALLE / INTERTOPICS

pieren. Und das tat er. Als kreativer, welt-offener Virtuose brachte Paco de Lucía neue Elemente und neues Leben in den Flamenco, Anleihen aus dem Jazz etwa, selbst neue Instrumente wie das Cajón aus Peru. In jedem Flamenco-Spieler steckt heute ein Stück Paco. Seinen größten Publikumserfolg errang er mit den atemraubenden Gitarrenduellen, die er sich mit den Jazz-Künstlern John McLaughlin und Al Di Meola lieferte. Ihre Live-Aufnahme „Friday Night in San Francisco“ von 1980 gilt als Meilenstein der Musikgeschichte. Paco de Lucía starb am 26. Februar in Cancún, Mexiko, an einem Herzinfarkt.

Alice Herz-Sommer, 110. Je älter sie wurde, desto mehr Menschen aus aller Welt interessierten sich für ihr Leben. Denn wer hatte noch Franz Kafka persönlich kennengelernt, wessen Eltern waren noch mit Gustav Mahler befreundet gewesen, wer konnte noch so lebhaft von seiner Kindheit im jüdischen Bürger-tum von Prag erzählen wie sie? Alice Herz-Sommer war eine gefeierte Pianistin, als der Einmarsch der Nazis 1939 alles zerstörte. Nach der Deportation ihrer Mutter nach Auschwitz lernte sie die Chopin-Etüden auswendig, um nicht zugrunde zu gehen. Dann musste sie – zusammen mit ihrem Mann und Sohn – selbst ins KZ, nach Theresienstadt. Dort gab sie für ihre Mitgefangenen 150 Konzerte und erinnerte sich später: „Es gab fast nichts zu essen. Wir alle, die Musiker und die Hörer, haben von der Musik gelebt.“ Sie verlor ihre Mut-



SAM PEARCE / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

ter und ihren Mann, Verwandte und Freunde, aber nicht ihren Lebensmut. 1949 zog sie nach Jerusalem, wo sie an der Musikakademie unterrichtete, bevor sie 1986 nach England ging. Ihr Sohn Raphael wurde ein berühmter Cellist; 2001 starb er an einem Aneurysma. Die alte Dame beeindruckte trotz dieses Schicksalsschlags weiterhin durch ihren ungebrochenen Optimismus. Bis zuletzt spielte sie Klavier. Der Dokumentarfilm „The Lady in Number 6“ über ihr Leben ist jetzt für einen Oscar nominiert. Alice Herz-Sommer starb am 23. Februar in London.

Harold Ramis, 69. Der amerikanische Drehbuchautor, Regisseur und Schauspieler war für einige der lustigsten Filme der jüngeren Hollywood-Geschichte verantwortlich. Die Komödie „Und täglich grüßt das Murmeltier“ (1993), in der ein Mann in eine Zeitschleife gerät, war sein Meisterwerk. Ramis besaß einen seltenen Sinn für Absurditäten und Abergwitz, mit lausbübischer Freude ließ er seinen Phantasien freien Lauf. Beim Theater, im Hörfunk und im Fernsehen hatte er gelernt, im Team zu arbeiten. Ein guter Witz war für ihn eine kollektive Leistung. Zusammen mit Dan Aykroyd entwickelte er die „Ghostbusters“-Reihe, die Pointen der bei-



GETTY IMAGES

den entfaltetten aber immer erst dann ihre volle Wirkung, wenn sie von Bill Murray dargeboten wurden, dem großen Stoiker, der auch im Angesicht des albernsten Irrsinns keine Miene verzog. Ramis und seine Partner wurden zu Vorbildern für eine neue Komikergeneration. Harold Ramis, der an einer Autoimmunkrankheit litt, starb am 24. Februar in Chicago.

Günter Reisch, 86. In knapp 20 Defa-Spielfilmen kam der Sohn eines Berliner Bäckermeisters dem sozialistischen Alltag – oft selbstironisch – auf die Spur. „Die Sicht auf komische Lösungen ist Lebenshaltung“, begründete Reisch einmal seine Regieanweisungen. Gleich mit seinem ersten Film „Junges Gemüse“ (1956) wagte er, die Bürokratie in der DDR-Landwirtschaft aufs Korn zu nehmen. Trotzdem konnte er sich als Defa-Regisseur etablieren. Die Komödie „Anton der Zauberer“ (1978) über einen schlitzohrigen Automechaniker war sein größter Erfolg. Die TV-Serie „Gewissen in Aufruhr“ (1961), die Spielfilme „Wolz – Leben und Verklärung eines deutschen Anarchisten“ (1974) sowie „Die Verlobte“ (1980) gelten als seine besten Arbeiten. Nach der Wende unterrichtete er verstärkt an Filmhochschulen. Günter Reisch starb am 24. Februar in Berlin.

SPIEGEL TV

MONTAG, 3. 3., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Allzeit betreut – Die 24-Stunden-Kita

Für die einen ist sie ein Riesenfortschritt, die Lösung aller Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf. Für die anderen ist es schlicht Abschiebung und das Ende von Familie und Geborgenheit: die Kita, die 24 Stunden geöffnet ist. SPIEGEL-TV-Autorin Beate Schwarz über eine private Betreuungseinrichtung, die zeigt, wie es gehen kann.

DONNERSTAG, 6. 3., 19.30 – 20.15 UHR | PAY TV

Bei allen führenden Kabelnetzbetreibern

SPIEGEL TV WISSEN

Pyrotechniker lassen es krachen

Explosionen im Minutentakt, Feuerbälle und ohrenbetäubender Lärm mitten in einer Kiesgrube. Was aussieht wie ein Filmset, ist die Abschlussprüfung des Lehrgangs 2 der Pyrotechnikerschule Hummig, bei



SPIEGEL TV

Explodierendes Auto

der die Kursteilnehmer beweisen sollen, dass sie es richtig krachen lassen können. Theaterblitze, Flammensäulen, Schusseffekte, Schnurraketen, Shotgun-Mörser heißen nur einige der rund 130 Übungsaufgaben. Die Königsdisziplin aber ist die Autoexplosion – unter den kritischen Augen des Prüfers von der Gewerbeaufsicht. Ein Film über die ganz eigene Welt der Zündler und Pseudo-Bombenbastler.

SONNTAG, 9. 3., 23.10 – 23.55 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Europas Einfallstor – Flüchtlinge stürmen die spanische Exklave Melilla; **Spaziergang über den Wolken** – Die neue Schwindelfreiheit der „Roofers“; **Gezüchtet, um zu leiden** – Das Millionengeschäft mit den Tigern.



COURTESY OF HASSAN HAJJAJ AND TAYMOUR GRAHNE GALLERY, NEW YORK

Die Biker-Engel von Marrakesch

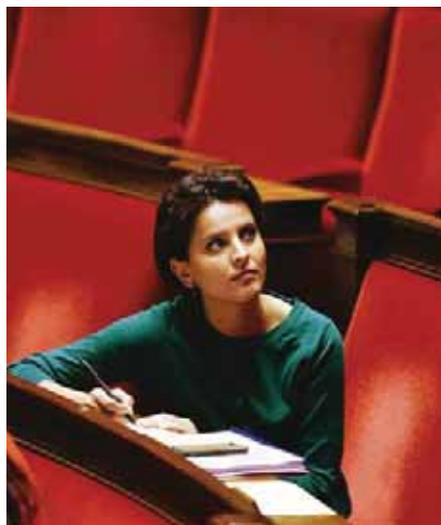
Seine Heimat Marokko hat er schon in jungen Jahren verlassen, aber der Fotograf **Hassan Hajjaj**, 52, kam der Arbeit wegen immer wieder zurück. Doch ihn störte zunehmend, dass seine Heimat nur als exotische Kulisse für Modeproduktionen mit westlichen Kleidern benutzt wird. Das hat er nun geändert. Hajjaj suchte sich in Marrakesch einige Frauen, die als Künstlerinnen mit Henna arbeiten, ließ

sie bunte traditionelle Gewänder anziehen, setzte sie auf starke Motorräder und arrangierte sie zu dekorativen Gruppen. „Kesh Angels“ nennt er die Fotoserie, die ironisch mit westlichen und arabischen Klischees spielt und momentan in einer New Yorker Galerie zu sehen ist. Er wolle, so der Künstler über sein Konzept, die Frauen in ihrer eigenen Umgebung, aber „auf dem Niveau von professioneller Modefotografie“ präsentieren.

Die lächelnde Gefahr

Die französischen Konservativen haben eine neue Lieblingsfeindin in der sozialistischen Regierung: die Frauenministerin **Najat Vallaud-Belkacem**, 36. Die Politikerin hatte im vergangenen Jahr die Legalisierung der Homosexuellen-Ehe unterstützt. Damit brachte sie vor allem Franzosen aus katholisch-bürgerlichen Kreisen gegen sich auf. Der rechte Oppositionelle Hervé Mariton stellte Vallaud-Belkacem in eine Reihe mit den kommunistischen Freiheitskämpfern von Vietnam, die als furchterregend galten, und nannte sie „lächelnde Vietnamh“. Die Überschrift eines Porträts über die Ministerin im „Figaro Magazine“ lautete „Rosa Khmer“. Die Frau sei gefährlich, warnte das Blatt. Ihr entwaffnendes Lächeln dürfe nicht über die ideologische Gesinnung der Politikerin hinwegtäuschen. Vallaud-Belkacem wolle das Volk mit kommunistischer Propaganda „umerziehen“. Die Attacken konnten dem Image der

populären Ministerin nichts anhaben. Zu dem Artikel sagte sie, der „Figaro“ solle besser bei seinen üblichen Themen bleiben: „Wo kaufe ich meinen Champagner?“ oder „Wo gibt es den besten Kaviar?“



PATRICK KOVARIK / AFP

Joshua Oppenheimer, 39, US-Regisseur, könnte am 2. März einen Oscar gewinnen: Er gilt als einer der Favoriten in der Kategorie beste Dokumentation. Tatsächlich hat im vergangenen Jahr kaum ein Kinofilm die Zuschauer so verstört wie Oppenheimers „The Act of Killing“. Der Film porträtiert einige nette ältere Herren in Indonesien, die einst, nach dem Militärputsch 1965, Massaker an vermeintlichen „Kommunisten“ verübt hatten; Hunderttausende wurden damals ermordet. Bis heute ist der Massenmord in Indonesien nicht aufgearbeitet, die Täter prahlen mit ihren Verbrechen und stellen die Morde sogar vor Oppenheimers Kamera nach. „The Act of Killing“ sei, „wenn man so will, mein Liebesbrief an Indonesien“, sagt der Regisseur. Derzeit wagt er nicht, in das Land zu reisen, er fürchtet Racheaktionen. Arte sendet „The Act of Killing“ am 18. März um 22.50 Uhr.

Thomas Drach, 53, Entführer des Hamburger Mäzens und Erben Jan Philipp Reemtsma, braucht offenbar wieder Geld. 1996 hatte Drach umgerechnet rund 15 Millionen Euro für die Freilassung seines Opfers erpresst und verbüßte eine insgesamt 15-jährige Freiheitsstrafe. Nach seiner Entlassung aus der Hamburger Vollzugsanstalt Fuhlsbüttel im Oktober 2013 zog er nach Ibiza zu seinem ehemaligen Knastkumpel Hans-Georg M., der auf der Insel einen Laden für Elektro-Installationen und Alarmanlagen betreibt. Seitdem lebt Drach auf dessen Finca bei Ibiza-Stadt. Wie aus dem Umfeld verlautete, ist Drach ziemlich klamm. Weder bezahle er Miete, noch trage er Nebenkosten. Vor allem aber telefoniere er fleißig, ohne die hohen Rechnungen zu begleichen.

Alexander Dobrindt, 43, Bundesverkehrsminister (CSU), nutzte seinen Israel-Besuch im Rahmen der deutsch-israelischen Regierungskonsultationen zu einem nächtlichen Ausflug in die Jerusalemer Altstadt. Obwohl die Botschaft ihm davon abgeraten hatte, machte sich Dobrindt am vergangenen Montag spätabends auf den Weg vom King-David-Hotel zur Grabeskirche und zur Klagemauer. Der Minister trug einen Kapuzenpulli, ihn begleitete nur eine Dolmetscherin. „Es war herrlich, um diese Uhrzeit hatte ich die Sehenswürdigkeiten beinahe für mich“, sagt der CSU-Mann. Als Dobrindt kurz vor zwei Uhr nachts zurück ins Hotel kam, brachen seine Kollegen gerade von der Bar auf. Sie hatten auf den 53. Geburtstag von Gesundheitsminister Hermann Gröhe angestoßen.



© 2014 MRC II DISTRIBUTION COMPANY L.P.

Junggesellenbude



JIM LURQUART / REUTERS

Dass er Zeitungen, Fernsehsender und Filmstudios in aller Welt besitzt, nützte **Rupert Murdoch**, 82, in den letzten

Jahren wenig: Die Nachrichten in eigener Sache waren verheerend. Erst der Skandal bei Murdochs britischem Boulevardblatt „News of the World“, das über Jahre die Telefone von Prominenten und Verbrechenopfern angezapft hatte; im vergangenen Jahr die teure Scheidung von Ehefrau Nummer drei, Wendi Deng, 45; zuletzt die vom US-Magazin „Vanity Fair“ kolportierten Gerüchte, Deng habe während ihrer Ehe eine Affäre gehabt, nämlich mit dem ehemaligen britischen Premierminister Tony Blair (Blair dementierte). Zudem verlor Murdoch im Rahmen der Scheidung auch das Penthouse am Central Park in New York, 834 Fifth Avenue, in dem er mit Deng und den beiden gemeinsamen Töchtern Grace und Chloe gewohnt hatte. Die gute Nachricht für Murdoch, der auch Anwesen in London, Los Angeles, Carmel und in der Karibik besitzt: Die Scheidung hat ihn offenbar nicht

ruiniert. Denn jetzt soll er sich für 57 Millionen Dollar eine standesgemäße Junggesellenbude mitten in New York gekauft haben: ein Penthouse über vier Etagen, vom 57. bis zum 60. Stock, im Hochhaus One Madison am Madison Square Park. Murdochs neue Bleibe hat mehr als tausend Quadratmeter Wohnfläche, der Makler schwärmt von einem Ausblick auf Manhattan „wie im Kino“. Auch die unmittelbare Nachbarschaft ist attraktiv: Im selben Haus wohnt das Model Gisele Bündchen.



RICHARD B. LEVINE / NEWS.COM / SIPA PRESS

Eine Frau will nach oben

Washington ist die Hauptstadt der Intrigen, bevölkert von Politikern, die für ihre Karriere über Leichen gehen. Diesen Eindruck vermittelt die gefeierte Fernsehserie „House of Cards“. Wie bereitet sich eine Schauspielerin auf so einen Stoff vor? Jedenfalls nicht durch intensive Beschäftigung mit Politik. „Politik langweilt mich“, sagt **Robin Wright**, 47, die in der Serie die skrupellose Ehefrau des diabolischen Politikers Francis Underwood (Kevin Spacey) verkörpert, „weil ich weiß, dass wir nie erfahren, wie sehr wir verarscht werden.“ Die Schauspielerin, die bei einer Episode der neuen Staffel erstmals auch selbst Regie führte („Ich liebe es!“), orientierte sich lieber an einer anderen Branche: Hollywood. „Ich arbeite in der Unterhaltungsindustrie, und da geht es so ähnlich zu wie in ‚House of Cards‘“, erzählt Wright. „Kein Witz. Man muss jemanden niedermachen, um eine weitere Sprosse auf der Karriereleiter erklimmen zu können.“ Wright hatte jahrelang viele Rollenangebote abgelehnt, um sich um ihre beiden Kinder kümmern zu können.

Friedrichshain verbietet Sex an vier Wänden

In der Debatte um das geplante Verbot

Aus dem „Tagesspiegel“

Bildunterschrift aus der „Westdeutschen Zeitung“: „Der Opel hatte nicht auf ‚Rot‘ geachtet – er war auch nicht nüchtern.“

Rauchen im Mutterleib fördert bipolare Störung

Psychische Gesundheit, ein weiteres Argument gegen den Nikotingenuss

Aus der „Medical Tribune“

Aus dem „Stern“ über Gerhard Schröder: „Wenn er nicht gerade den Sommer zu Hause in Hannover-Waldhausen verbringt ... oder in einem Lokal an der türkischen Mittelmeerküste, wo er neuerdings ebenfalls ein Ferienhaus besitzt, mit den Füßen im Sand einen Fisch zerlegt ...“

Bankchef Jain wollte Sportler werden



Anshu Jain (51), Co-Vorstandsvorsitzender der Deutschen Bank, träumte als Kind von einem Beruf als Schriftsteller oder Journalist. „Nur wenige Kinder wollen Banker“

Aus dem „Solinger Tageblatt“

Aus der „Borkener Zeitung“: „Die Olympiasiegerin bestreitet allerdings weiterhin ihre Unschuld und kündigte rechtliche Schritte gegen den Verbandsentscheid an.“



Aus einer Edeka-Werbung

Bildunterschrift aus der „Frankfurter Rundschau“: „Auch Einbrecher könnten Sensoren erkennen.“

Lesungen für Ohren und Beine

Aus der „Lippischen Landes-Zeitung“

Zitat

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Unter Reißwölfen“ über neue Erkenntnisse zum rechtsterroristischen NSU (Nr. 9/2014):

Das Bundeskriminalamt bekam Post vom Bundesamt für Verfassungsschutz, laut Betreffzeile ging es mal wieder um einen „Informationsaustausch“ zum NSU. Der Verfassungsschutz lieferte Erkenntnisse über Michael von Dolsperg, der früher ein bundesweit bekannter Neonazi war und ursprünglich Michael See hieß. Was der Geheimdienst in dem Brief, den er vor einem Jahr schickte, nicht verriet: See war ein V-Mann. Sein Deckname: „Tarif“. Jahrelang arbeitete er für den Verfassungsschutz, bevor er sich aus der deutschen Szene verabschiedete und nach Schweden zog ... Lange hat man nichts mehr von Dolsperg gehört, nun aber erzählt er dem SPIEGEL eine aufregende Geschichte: Angeblich sei er 1998, nachdem Beate Zschäpe, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt untergetaucht waren, auf das Trio angesprochen worden. Ein Kamerad aus Jena, André K., soll ihn gefragt haben, ob er die drei verstecken könnte. „Ich bat um Bedenkzeit und rief meinen V-Mann-Führer Alex an“, zitiert der SPIEGEL den Ex-Spitzel. Der Beamte „Alex“ habe ihm dann eine Absage erteilt. Dolsperg vermutet, dass der Geheimdienst ihn nicht als Quelle verlieren wollte. Sollte die Geschichte stimmen, hätte der Verfassungsschutz eine einmalige Gelegenheit verpasst, das untergetauchte Trio zu finden und festnehmen zu lassen. Er hätte nur seinen V-Mann in Stellung bringen müssen. Der NSU wäre dann womöglich nie entstanden.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nummer 52/2013 „Mord auf der Krim“ über die Ehrung des Wehrmachtsgenerals Hans Graf von Sponeck durch die Bundeswehr und die Nichtbeachtung von Hinweisen auf Sponecks NS-Belastung 2004:

Die Bundesregierung hat das Luftwaffenamt der Bundeswehr kritisiert. Es sei „nicht nachvollziehbar“, warum das Amt 2004 unterlassen habe, Hinweisen auf eine Beteiligung Sponecks an Kriegsverbrechen nachzugehen, heißt es in der Antwort auf eine Anfrage der Linksfraction im Bundestag. Das Kommando Luftwaffe hat nach Angaben der Bundesregierung nun „einen Meinungsbildungsprozess bei den zuständigen Stellen zur Umbenennung angestoßen“. So könnte die Kaserne in Germersheim bald einen neuen Namen erhalten.

